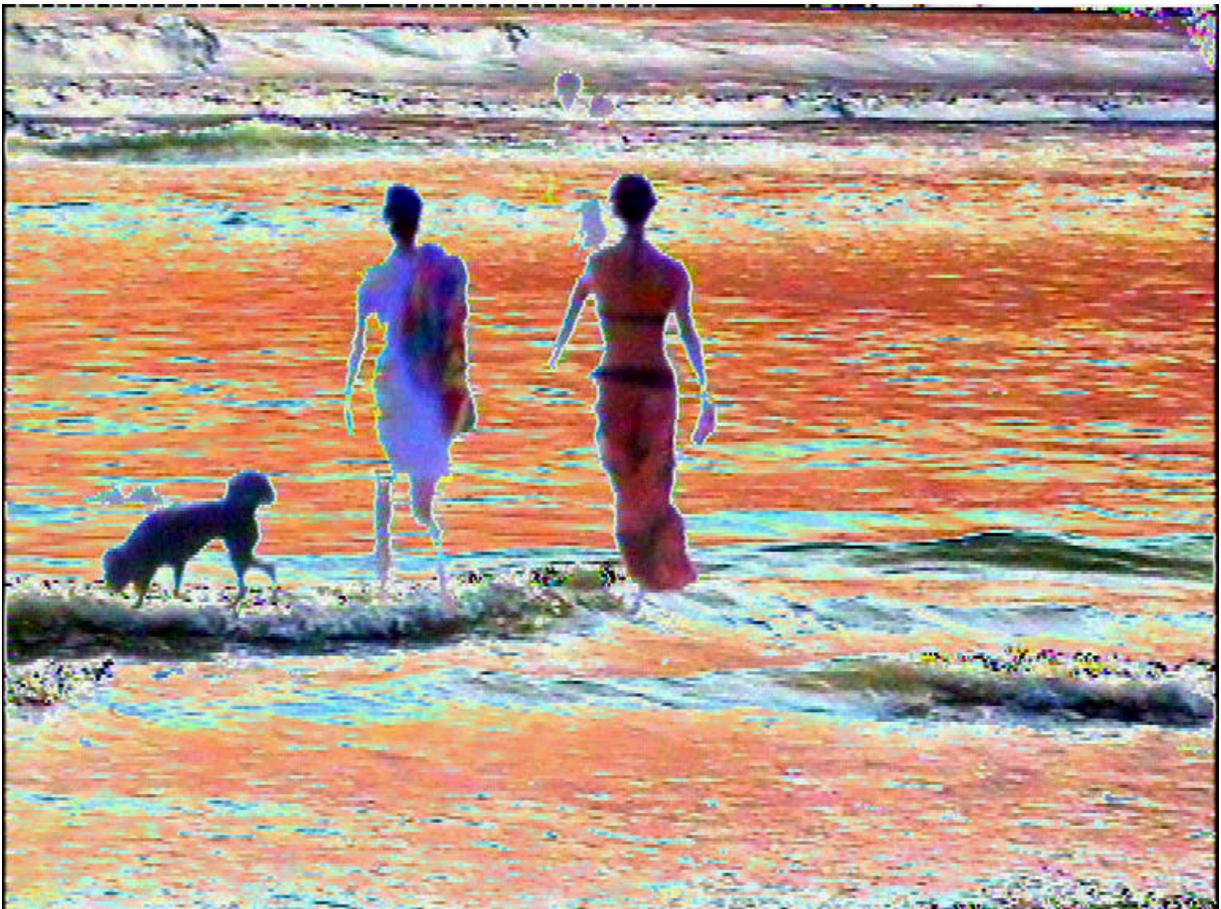


Enno Wychgram

Und Hannibal war auch dabei.



*Ein ostfriesischer Heimatroman
vom kleinen Zeh bis zur Milchstraße.*

*Herausgegeben mit vielen Bildern
von Burkhardt Huck*

Vorwort des Herausgebers

Der Roman, der als Maschinenskript von 273 Seiten DIN A4 in einem brauen Karton unzählige Umzüge in über 70 Jahren unversehrt überstanden hat, hatte ursprünglich den Titel „Spiel im Jenseits“. Der Autor hat diesen Titel mit der Feder durchgestrichen und darunter geschrieben und unterstrichen: „Und Hannibal war auch dabei.“ Als Fußnote steht am Seitenende wieder mit Feder geschrieben: August 1943 (Kärnten) bis Februar 1949 (Norderney). Dieses Original wurde von Wilma Buchstabe für Buchstabe und Wort für Wort abgetippt. Bei der Bearbeitung wurde nichts verändert oder hinzugefügt, so dass die Originalsprache unverändert ist. Ein Problem haben Sonderzeichen vor allem ß vs. ss. Hier wurde versucht die Schreibregeln einzusetzen, was sicher nicht immer gelang. Der Herausgeber bittet hierfür um Nachsicht. Das gilt auch für Zitierungen in Friesisch. Da ich die Sprache nicht spreche, wurden keine Korrekturen vorgenommen. Ich hoffe, es ist nichts Unanständiges darunter. Nachdem ich den Band inzwischen mehrfach Korrektur lesen und in Druckform überführen musste, habe ich langsam verstanden, warum mein Großvater sechs Jahre gebraucht hat bis er den Roman in Norderney im Februar 1949 beendet hat.

Im Sommer 1947 hat er sein Kurheim in Oberbayern seiner Frau Edel, Tochter Almuth und ihrem Mann Friedrich-Wilhelm Huck und deren vier Söhnen überlassen und ist nach Ostfriesland gegenüber von Norderney umgezogen. Auf der Insel lebte damals noch sein Freund und Maler Poppe Folkerts und seine Familie. Davon erfuhr ich erst im September 2012, als ich noch in Südafrika lebte via Internet.

<http://www.norderney-chronik.de/download/neykurier/2012/2012-09-21.pdf>

Dort im Norderneyer Kurier fand sich ein wundervoller und trefflich bebildeter Artikel von Karl Welbers: „Des Lebens Ende – Poppe Folkerts’ letzte Fahrt.“ Teil 58 „Wi will’n uns Flagg up halfmast setten – Die Insel Norderney trauert um seinen großen Sohn“, in dem ich folgendes lesen konnte:

„Am 10. November 1949, dem Todestag seiner Mutter, kehrt er heim zu seiner Familie in den ‚alten‘ Malerturm. Dort war vor wenigen Tagen – am 2. November 1949 – die Enkelin Frauke Moroni geboren worden; über deren Geburt sich Folkerts sehr gefreut hat. Der in Bayern ansässige ostfriesische Arzt Professor Dr. Enno Wychgram (1882 bis 1951), ein alter Freund des Hauses Folkerts, besuchte den Künstler am 11. November 1949, also am Tag nach dessen Heimkehr in den Malerturm. Die Familie Wychgram stammte ursprünglich aus dem niederländischen Groningen; ein Vorfahr kam als reformierter Pastor nach Emden und die Familie blieb Ostfriesland verbunden. Dr. Wychgram leitete seinerzeit die zwischen dem Ammersee und Oberammergau gelegene Kurklinik ‚Hohenpeißenberg‘. Nach der Erinnerung von Tochter Almut Folkerts war er der letzte auswärtige Besucher. Man habe intensiv über die am Rhein gemalten Bilder gesprochen.

In einem Brief an Tochter Hanna vom gleichen Tage berichtet Folkerts von diesem Besuch Wychgrams, der vom Bauernhof der Familie in der Krummhörn ein halbes Pfund Butter, verziert mit Alpenveilchen, für Frauke mitbrachte. Aus dem Brief spürt man, dass der Meister noch voller Pläne steckte. Man wolle als Erstes auf der Düne einen Flaggenmast mit Windanzeiger aufrichten und hoffen, ...dass immer Goode Wind für uns weht! Er müsse sich dann aber dringend wieder den Landschaften widmen und schildert seiner Tochter ausführlich das familiäre Leben im Malerturm. Am frühen Silvestermorgen des alten Jahres

jedoch stirbt Poppe Folkerts im ‚Malerturm‘. Der Unerbittliche hat dem Maler den Pinsel und dem Steuermann die Ruderpinne aus der Hand genommen. Die ausnahmsweise gestattete Seebestattung erfolgt nach einer bewegenden Trauerfeier vor dem Malerturm fünf Seemeilen nördlich vor der Insel Norderney; dort findet der Künstler sein Seemannsgrab. Wir können sicher sein, dass auch hier Gotteshimmel ihn umgeben wird. „Und als Totenlampen schweben nachts die Sterne über mir!“ Zitatende

Noch am selben Tag habe ich die große Aluminiumbox, in der ich seit dem Tod von Onkel Hayo und meiner Mutter Almuth geborene Wychgram, Teile des Familienarchivs der Wychgrams aufbewahre, vom Dachboden in mein Arbeitszimmer, holte den DIN A4 Karton heraus und begann den „Hannibal“ nach über vierzig Jahren nochmal zu lesen.

Damals konnte ich wenig damit anfangen: Ein abgehobener Malerfürst und Professor an der Münchner Akademie, ostfriesischer Herkunft, fährt im Alter von fünfzig Jahren zurück in die Heimat seiner Jugend an die Nordsee und bezieht Quartier in einem Gasthaus in Norddeich gegenüber der Insel Norderney, um das Meer und sein Getier zu malen. Er trifft durch die Vermittlung eines schwarzen Pudels deren Besitzerin, eine Pianistin, die ans Meer gekommen ist, um sich für eine Konzerttournee vorzubereiten. Der Maler erweist sich zudem als Virtuose am Piano und so kommen die beiden sich am Flügel im großen Saal des ‚Conversationshaus‘ in Norderney näher. Die wundervolle Romanze endet in einer Tragödie: Die Pianistin wird Opfer eines Eisenbahnunglücks. Nur der schwarze Riesenpudel Hannibal bleibt dem vereinsamten Maler am Nordseestrand.“

Spätestens hier war damals mit dem Durchblättern Schluss. Dennoch habe ich den braunen Karton gut aufbewahrt, weil ich die Tatsache schätzte, dass sich jemand, während ringsum die Welt in Trümmer geht, an die Schreibmaschine setzt, um auf 273 Seiten einen Traum von einer vom Geist des Humanismus geprägten guten alten Zeit zu entwerfen, die in seiner Gegenwart von Nationalismus und Hass zerstört wird.

Vielleicht ist „Hannibal“ im Karton einfach liegen geblieben unter den vielen Büchern, die mich zeitlebens umgeben. Vielleicht fehlte der Geschichte der Gegenwartsbezug. Die Sprache erinnerte an die Bücher, die auch viele Jahre nach seinem Fortzug nach Norderney im Regal des Lesezimmer seines Kurheims standen und von denen ich einige in den frühen sechziger Jahren gelesen hatte, weil das schon damals mein Lieblingshobby war. Etwa von Kurt Kluge „Herr Kortüm“, Horst Wolfram Geißler „Der liebe Augustin“ Romane von Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Gerhard Hauptmann aber auch Kurt Tucholsky, Hans Fallada oder Alfred Döblin. Das Buch von Enno Wychgram ist anders. Vielleicht dänisch, wie Jens Peter Jacobsen. Vielleicht wie in „Niels Lyhne“ von 1880? Der auch im Regal stand und zwar in deutscher Übersetzung. Daneben stand „Mogens“ in Dänisch, der Sprache meiner Großmutter, die auch Großvater, meine Mutter wie Onkel Hayo sprechen und auch schreiben konnten, ich jedoch mangels Übung nicht. Die dänische Leitkultur der Hyggelighed war dennoch stets präsent. **Das** dänische ‚Hygge‘ ist eine Lebensphilosophie, die glücklich macht. Das Hier und Jetzt genießen, Gemütlichkeit, Geborgenheit und Wohlbefinden gehören zu diesem Lebensgefühl wie der Verzicht, die Überlegenheit des sozialen Status zur Schau zu stellen.

“Niels Lyhne” is an 1880 novel written by the Danish author [Jens Peter Jacobsen](#). A naturalistic work, Niels Lyhne is considered to be part of the Modern Breakthrough, a style of Realism native to Scandinavia; however, the novel does contain several romantic elements, and it relies and expands on romantic themes (examination of individual struggle and consciousness; artistic expression and inspiration), while it also ironizes them. The story chronicles the titular character's renunciation of his faith, his various bereavements and, ultimately, it depicts his disillusionment and his death. This disillusionment is part and parcel of the work's naturalism—focusing on his failures as a lover and as an artist, Niels Lyhne demonstrates the individual's helplessness and serves as a critique of atheism as well as faith; [Georg Lukács](#) cites the novel in his influential “Meaning of Contemporary Literature” as the “first novel to describe this state of mind of the atheistic bourgeois intelligentsia”.

Aus dieser Perspektive wäre „Hannibal war auch dabei“ ein Roman über das Lebensgefühl der Menschen, die ihre akademische Ausbildung an Universitäten in verschiedenen Städten Deutschlands erhalten haben, kurz vor oder nach dem letzten großen Krieg von 1870 geboren wurden und eine Friedenszeit von nun fast 45 Jahren von Wachstum und Erfolg erlebt hatten und als wohlbestallte Mitglieder des Bürgertums in ihren jeweiligen Berufen selbst erfolgreich waren und (noch) sind. Nun ergibt sich daraus das Problem mit dem Gegenwartsbezug: Dieses geradezu rauschhaft von Erfolg und Fortschritt erfasste militaristische Kasernenhof Kaiserreich kommt in diesem Roman gar nicht vor. Im Gegenteil. Die Hauptfigur, ist bekennender Patriot, der jeden Nationalismus ablehnt. Als Kosmopolit ist er beseelt von den Entdeckungen der Astrophysik und den Zwischenräumen von Galalaxen. Erst nachdem das Unheil seine persönliche Welt in tragischer Nähe erreicht, der Schrecken erfahrbar wird, der im Hintergrund lauert: Nationalismus und Hass sind dabei diese gute, alte Zeit des Kaiserreichs beiseite zu fegen und das Land wie die Welt in ungeahntem Maße zerstören.

Gegen Ende des Buches erfährt man dann vom Attentat in Sarajewo. Sanitätsrath Tholens hat es Thomasius berichtet. Jetzt erkennt er die Fratze des Unheils. „Wir werden die letzten freien Menschen vor dem Ausbruch der Barbarei gewesen sein!“ stöhnt er. „Dieser Krieg dringt mit seiner Zerstörung in die tiefsten dunkelsten menschlichen Geheimnisse, Geheimnisse des Menschseins. Und darin ist man allein, und jetzt sogar von sich selbst verlassen. Nichts gibt es mehr, das sicher ist, nichts mehr, das unser Dasein trägt, hält, schützt. Die Würde des Menschentums ist angetastet und befleckt. Der Staat, Vaterland, Heimat, alles, dem man vertraute und dem man sich selbst anvertraute, sinkt in fragwürdige, zweifelhafte Vergänglichkeit dahin. Lässt uns im Stich. Alles verrät uns, auf das man geschworen hatte. Worauf man sein Leben aufgebaut und wofür man gelebt hat, ist nebensächlich geworden. Nichts hat mehr einen Sinn, als der Tod. Was ist denn überhaupt noch wichtiger, als das Sterben? Es anständig zu bestehen ist unsere einzige Aufgabe. Draußen sterben! Draußen sein, allein sein und vergehen, in stummer Würde, und unauffindbar. Eins mit den Gesetzen dieser Erde, ihnen gehorsam. Draußen sein, bei den Tieren, in den Winden und unter ihren Wolken!“

Enno Wychgram starb nur zwei Jahre nach dem Tod seines Malerfreundes am 24. Dezember 1951 im Alter von 69 Jahren in Norderney. Durch einen Zufall steht sein Grabstein noch immer im Garten der Familie seines Freundes, der 75 Jahre alt und seebestattet wurde.

Burkhardt Huck

Berumbur Ostfriesland, März 2020



Die Kapitel

1. Draußen sein ist alles
2. Vergiss Mozart nicht
3. Oh dieser männliche Unfug
4. Sie ist eine vollendete Himmelsgabe
5. Vom kleinen Zeh bis zur Milchstraße
6. Der Morgen, das ist meine Freude
7. Dannerslag, jetzt kommts erst richtig!
8. Es gibt nichts was es nicht gäbe.
9. Bedanken Sie sich erst bei Hannibal!
10. In der Kunst gibt es keine Kleinigkeiten.
11. Nur die Vollendung befreit.
12. Ich sehne mich nach Deutschland.
13. Dies Bildnis ist bezaubernd schön.
14. Freunde, die Wirklichkeit brüllt.
15. Auch die Liebe ist dunkel.
16. Man fürchtet Gott, aber sonst nichts auf der Welt.
17. Keine Ferne macht dich schwierig.
18. Liebe Sibylle.
19. Es ist gut so.
20. Oh Vati, die Murmel männer.
21. Hannibal hat bereits entschieden.
22. Wohlan, noch einmal!
23. Sicher sind es Kormorane.
24. Dat gung so batzas en Dannerslag.
25. Wo kommt der Wind her, Edine?
26. Ich habe überlegt – und es bleibt so!
27. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen.
28. Zwei mal zwei sind fünf.
29. Nur eine klagende Klarinette...
30. Grüß Dich, Deutschland aus Herzensgrund

1. Draußen sein ist alles

Hei! Eine Lust ist es zu leben! Eine Lust ist es, aufrecht und in voller Fülle da zu sein im Weltall, in seinem Mittelpunkt. Eine Lust das wohlgebratene Fleisch, das rosige, saftige, zart zu schneiden, den Bissen auf der Gabel zu ordnen, mit schmackhaften Zutaten zu zieren, ihn mit den zweiunddreißig zuverlässigen weißen Zähnen zu bearbeiten und ihn dann dem eigenen dunklen unbekanntem Inneren zu überlassen, jedes Mal mit der kleinsten zierlichen Wehmut zu übertrösten mit dem Schluck des französischen milden und klugen Rotweines, bedächtig, behaglich, frei und ungestört. Eine Lust, sich selbst zu fühlen in der ganzen schwebenden Weite der Welt, die man innig und mit Zähigkeit liebt, die man hinter sich, vor sich, um sich, in sich und für sich hat, besitzt, beherrscht, versteht.

Geliebt sei die Lust des Fleisches!

Gelobt sei die Lust des Geistes!

Gepriesen sei alle Lust der Seele!

Amen.

Mit solchen Gedanken und Gefühlen saß der fünfzigjährige Maler Walter Thomasius sehr aufrecht vor seinem Nachtmahl. Er saß an einem stürmischen Sommerabend in der Gaststube der Fischerwirtschaft eines kleinen Hafens an der Nordsee. Die Stube war angefüllt von Fischern und Schiffen, mit Männern schwerer Bauart aus dem Stamme der Friesen, die niemals singen und kaum reden, die ihre glattrasierten Münder fast nur zum Kauen, Rauchen, Trinken und Fluchen gebrauchten, die für die bezwungenen Gewalten der Elemente nur ein spöttisches Lächeln hergeben, die alle Weltmeere und alle Taifune, Brandungen und Strandungen hinter sich hatten und die nun auf ihre älteren Jahre sich in ihrer Heimat mit eigenem Kutter, Haus, Herd und Garten, Weib und Kuh ein ruhigeres und doch nicht unbewegtes Leben geschaffen hatten.

Da saßen sie, die Janssens, Thomssen, Mennenaga, Dirkse, Hayunga und wie sie alle hießen, die sich alle genau kannten, und tranken ihre schweren Getränke und sprachen ihr schwerfälliges Plattdeutsch, wenn sie nach genügend innerer Durchfeuchtung überhaupt zum Erzählen kamen. Jeder saß für sich. Als „Butenkirl“, als „Mann von draußen“, als „Deutscher“ war er in die Gemeinschaft dieser eingeborenen Küstenbewohner nicht aufgenommen.

Dagegen war er aber nicht nur geduldet, sondern sogar angesehen. Gewiß, man hatte beobachtet, wie er am Deich lag und aufs hinaus schaute, wie er lang ausgestreckt auf dem Bauch lag, das unentbehrliche, kostbare und gewaltig „heranholende“ Fernglas mit aufgestützt Ellbogen vor den Augen, das Skizzenbuch vor sich unter der Brust, wie er zeichnete, und man hatte erlebt, wie aus den weißen Flächen, die er herumtrug mit seinem übrigen Gerät farbige Bilder wurden, aus denen Meer und Wolken, Wellen und Strand, Watt und Wasservögel mit einer wuchtigen Wahrhaftigkeit herausschienen. Man hatte gesehen, wie der Mann segeln konnte, wie sie selber, daß der wetterhart war und Wasser und Wind verstand, wie sie selber, daß er sich vor nichts scheute und fürchtete, wie sie selber. Dieser Mann hatte mehr gelernt, als zimperliches Zeug! Er war gesalzen und gesotten, und so genoß er ihre stumme Hochachtung. Und daß er essen und trinken konnte, in langen, unermüdlichen Nächten, das hob ihn über alle Zweifel hinaus. Er hatte Geld und war damit unbedenklich. Er bekam Post aus aller Herren Länder. Überall mußte er alle Hunde, die er sah necken, mit Kindern konnte er spielen, und – er war allein. Kurz dieser Mann war einwandfrei. Schade nur, daß er eben doch ein „Butenkirl“ war, dieser ranke Maler.

Die Tür zur Küche stand ein wenig offen. In dieser Küche briet und brutzelte es den ganzen Tag. Blankes Geschirr und sauberes, wohlgeordnetes Gerät machte diese Küche stets behaglich und einladend. In dieser Küche schaltete die Wirtin, eine ansehnliche Witwe, der ihre halbwüchsige Tochter Edine zur Hand ging. In ihrem Hause war Thomasius immer Gast, wenn er zwischen seinen weit ausholenden Reisen und Meerfahrten einmal wieder seinen alten, stillen Nordseehafen aufsuchte. Er bewohnte das einzige und sehr geräumige Gastzimmer, in dem er auch malen konnte, da es von mehreren Fenstern nach Norden und Westen erhellt wurde.

Essen und Trinken sollte man nicht allein. Essen und Trinken verbindet Menschen und schließt ihre Seelen auf. Thomasius rief nach Edine, die halb schüchtern, halb vertraut den männerreichen Raum betrat. Thomasius trug ihr auf: „Edine, min Deern, geh aus und such den Hafengehülfe, meinen alten Freund, sag ihm, er sei mein Gast bis zur nächsten Tide, also bis morgen früh! Sag ihm es gäbe Ochs im Fegefeuer und Milch der Greise. Er möge schleunigst kommen! Seiner Alten soll er sagen, er müsse Wasserstände aufzeichnen, Pegel kontrollieren. Laß dich nicht davonblasen, bring ihn mit!“ Edine verschwand, lächelnd und klug. Bald darauf brachte sie den willigen Gast. Sie wandte sich zur Küche, der Mutter leise Meldung machend.

Der Hafenmeister -- er hörte auf den Namen Petersen -- begrüßte, unumstößlich und mit überzeugendem Auftreten Thomasius und ließ sich neben ihm nieder. Was ist nun mit Ochsenmilch und Greisen im Fegefeuer?“ begann er. „Da stimmt doch etwas nicht!“

„Na da hat sich Edine wohl einen Scherz erlaubt“ erwiderte Thomasius, „übrigens bei Greisen im Fegefeuer fällt mir ein: Sie kennen doch Casanova? Als er wegen seiner vielen Frauengeschichten in die Hölle, wo sie am heißesten war, einfuhr, tat er es mit dem Ausspruch: Eigentlich hat sich nichts geändert!“ „Lassen sie ihre pikanten Witze, verehrter Meister, alter Jagdgefährte! Aber wo ist nun das Fegefeuer der Ochsen? Wo unsere Milch?“

Thomasius rief seine Aufträge durch die halb geöffnete Tür in die Küche. Die Wirtin schmunzelte und war für diese beiden Männer, die ihr seit vielen Jahren so treu und gut bekannt waren, besonders und gern beflissen. Bald saßen die beiden schmausend vor ihren Bratenstücken und ihrem Rotwein. Thomasius hob sein Glas: „Prost Petersen, es lebe die Welt!“

„Vom Grashalm bis zur Milchstraße!“ ergänzte Petersen. „Warum diese Einschränkung?“ fragte Thomasius, „erst jenseits der Milchstraße wird die Welt eigentlich bedeutungsvoll, da fängst sie an. „Bedeutungsvoll ist die Welt, wo ich bin, wo wir sind“ trotzte Petersen.

„Richtig! Was Bedeutung hat, bestimmen wir! Und ich bestimme hiermit, daß die Spiralnebel jenseits der Milchstraße den Anfang bedeuten.“

„Dann wäre der Grashalm das andere Ende der Welt. Ich mag aber nicht am Ende stehen. Ich will mitten drin sein, ich, Petersen.“

„Anfang und Ende sind ja nur menschliche Begriffe, sind Denkformen, eingezwängte Denknöten des menschlichen Gehirns.“

„Ich wußte nicht, daß Sie philosophieren! Ich hatte Sie als Maler verehrt. Philosophie ist eine Badehose mit Löchern. Mit sehr großen, sehr vielen Löchern. Philosophen, wenn sie nichts weiter sind, sind Krüppel!“

„Brav Petersen, sehr brav! Aber ein Maler, wie ich, dem die ganze Welt anvertraut ist, muß alles, was an großen Gedanken gedacht wurde einmal nachgedacht und nachgeföhlt -- ja nachgeföhlt -- sozusagen nachgezeichnet haben.“

„Vielleicht, davon versteh ich nix.“

„Na, da haben wir wieder unsre alten, gehobenen Gespräche wie vor zehn Jahren. Schön ist es bei uns Männern. Worüber würden jetzt Weiber reden?“

„Natürlich von uns Männern und Kindern, und was wir reden wäre für sie

einfach Unsinn. Ihre Männer und Kinder sind für sie die Spiralnebel, sehr sehr diesseitige Milchstraßen. – Übrigens wie steht's bei Ihnen mit den Frauen?“

„Ich hab einfach keine Zeit. Wenn ich ein Bild im Kopf hab, kann ich keine Frauen brauchen. Und ich hab immer ein Bild im Kopf.“

„Aber niemals das Bild einer Frau?“ fragte Petersen. Thomasius stutzte etwas: „Eigentlich niemals, wenigstens seit Jahren nicht mehr. Man sollte es jedoch vielleicht einmal wieder versuchen. Da müßte aber ungeheuer viel Welt drum herum sein. Und ich wüßte nicht, welche Art Welt man um eine Frau herum malen könnte.“

„Das findet sich“ meinte Petersen, „das kommt auf die Frau an. Das ergibt sich. Luft, Wolken, Wasser, Möwen, Austernfischer, Seeschwalben, Seehunde, - vielleicht ein schwarzer Pudel – wär das nicht was?“

„Da fehlt dann leider die Frau dazu.“

Inzwischen hatte sich die Gaststube mit dem behaglichen Pfeifenrauch der Fischer erfüllt. Einige der jüngeren von ihnen waren nach Haus gegangen. Ältere, die daheim nichts versäumten, saßen noch da da in verhaltenem Geplauder und vielleicht erwartungsvoll die beiden Freunde beobachtend.

Edines Mutter betrat den Raum. Sie stzte sich zu Thomasius, begrüßte auch Petersen freundlich und fragte, ob es den Herren schmecke. Thomasius, in aufgeräumter Laune sang ihr zu:

„Modder, wat smeckt dat Eeten nett – Eeten nett, -
Eeten nett, -- und Petersen fiel ein:

Dschung, dat kommt vons Ossenfett, - Ossenfett –
Ossenfett, - von Herrn Pastor sin Kauh!“

Die Wirtin sang leise mit

„Sing man tau, sing man tau,
von Herrn Pastoohr sin Kauh!“

Und nun war die gute Laune von allen dreien aufgenommen, sie sangen weiter, un die alten Fischer hörten erstaunt zu und freuten sich, daß auch die feinen Herren solchen Freuden huldigen konnten.

„Sing man tau, sing man tau, sing man tau
Von Herrn Pastoohr sin Kauh.

Ostern weer se dick un drall, dick un drall, dick und drall,
Dem Herrn Pastoohr sin Kauh!“

Petersen fuhr fort, Thomasius fiel ein:

„Us en ollen Stadtkapell, - Stadtkapell, - Stadtkapell,

Kriegt'n nieges Trommelfell, Trommelfell, Trommelfell, -
Von Herrn Pastor sin Kauh!"

Thomasius fuhr fort, Petersen fiel ein:

„Us en ollen inglich Miss, inglich Miss, inglich Miss,
Kriegt'n nieges Zahngebiß, Zahngebiß, Zahngebiß –
Von Herrn Pastoohr sin Kauh!"

Alle drei sangen weiter:

„Ostfriesland meerumschlungen, meerumschlungen, meerumschlungen,
Nährt sich nur von Ochsenzungen, Ochsenzungen, Ochsenzungen –
Von Herrn Pastoohr sin Kauh!"

Sing man tau, sing man tau, sing man tau

Von Herrn Pastoohr sin Kauh!"

Indessen heulte der nächtliche Sturm draußen und rüttelte an Türen und Fenstern, pfiff durch alle Ritzen und dröhnte um die Mauern und Hausecken. Die freundliche Wirtin genoß den Abend, der eine ungewohnte Heiterkeit in ihr sonst schwerblütiges und schweigsames Haus brachte. Wohlwollend fragte sie, ob die Herren noch Wünsche hätten. Natürlich hatten sie Wünsche, und die Wiederholung ihres Mahles und Erneuerung ihres Trunkes wurde gewährt und bald dargeboten. Ochs im Fegefeuer und Milch der Greise! Dazu das duftende grobe Schwarzbrot, das nur an der Küste gebacken werden konnte, und worin die ganze Schwere und der Reichtum dieser Landschaft enthalten schien.

Die beiden Männer waren durch frühere gemeinsame Fahrten und Erinnerungen verbunden. Der Hafenmeister war ein leidenschaftlicher Segler und Thomasius hatte manche Unternehmungen ihm zu verdanken, und die künstlerische Verwertung war oft nur durch ihn ermöglicht.

„Vor zehn Jahren war ich das letzte Mal hier“, sagte Thomasius, „und vor dreißig Jahren das erste Mal.“

„Damals war man jung und verliebt“, fuhr Petersen fort. „Damals schwärmten Sie die Tochter meines Vorgängers an. Wissen Sie es noch?“ Thomasius wurde nachdenklich. „Ja!“ sagte er, „es ist lange her, und vieles ist mir entfallen. Aber schön war's dennoch, wenn's auch schwer war. In der Jugend hat man eigentlich alles schwer. Man hat noch nichts, weiß noch nichts, kann nichts, ist nichts, man will so viel...“

Plötzlich wurde die kleine Tischgesellschaft überrascht. Die Tür der Gaststube ihnen gegenüber öffnete sich, wurde geöffnet, wurde aufgestoßen, flog auf

und ein Windstoß fuhr in den Raum, kalt und beißend, und zugleich schritt ein großer schwarzer Pudel durch die Tür herein. Er schritt wie im Märchen mit königlichem Selbstbewusstsein daher und gerade auf Thomasius zu. Der war entzückt.

„Herrliches Tier!“ rief er aus, „Hannibal müßte er heißen.“ Und er rief ihm zu: „Hannibal!“ Und siehe da, der Pudel beschleunigte seinen Schritt voller Freude und setzte sich achtungsvoll und in Erwartung vor Thomasius nieder. Der lobte ihn in aufrichtiger Begeisterung, langte von Petersens Teller ein noch ansehnliches Stück Braten herunter und warf es dem Pudel zwischen die prächtigen blanken Zähne ins fangende Maul. Petersen lachte und verlangte sofortigen Ersatz, nicht ohne Wohlgefallen an dem Eingriff, der Thomasius so hübsch anstand. Wieder wurde die Geduld der gütigen Wirtin in Anspruch genommen. In der Küche flüsterte sie ihrer Tochter das Geschehene zu, beide lachten und begannen erneut zu braten zu brutzeln.

Thomasius fragte: „Heißt er nun wirklich Hannibal oder folgt er einfach jedem besseren Ruf? Wem gehört er eigentlich?“

„Leider nicht mir“ antwortete Petersen, „ich glaube, er gehört einem Sommergast, der seit gestern hier am Deich sich herumtreibt. Übrigens einer recht schmucken jungen Dame“ setzte er hinzu, nicht ohne Thomasius prüfend anzusehen. „Der Hund ist würdig und wertvoll“ erwiderte der, „bei seiner Herrin bliebe es abzuwarten.“

„Die Frau ist der andere Teil der Menschheit“ reizte Petersen. „Irrtum! Der Mann bedeutet die ganze Menschheit!“ „Und die Frau?“ „Man müßte sie suchen.“ Thomasius nahm einen Schluck auf Petersens Wohl. „Gleich kommt Ihr Ersatzbraten. Hoffentlich hat Tante Meena auch an mich gedacht.“ Zu vorgerückter Stunde und in erwählter Gesellschaft ließ die Wirtin sich mit ihrem Mädchennamen nennen und die bevorzugten Gäste waren sich dieser Ehre bewußt.

„Also“ fuhr Thomasius fort, „damals vor dreißig Jahren – das war noch eine Welt! Man kannte sie nicht, darum war sie groß. Heute liegt alles so dicht – so pöbelhaft dicht – bei einander. Grashalm und Milchstraße, Anfang und Ende.“ „Was soll nun mit dem Köter werden?“ fragte Petersen. „Wir können ihn ja an die Luft setzen. Gewiß ist er seiner Herrin entlaufen. Sonderbar, daß sie ihn nicht sucht.“ Thomasius ging in die Küche. „Mutter Meena, ich fürchte, der Hannibal bekommt auch den zweiten oder dritten Braten des Hafenmeisters, wenn...“ „Edine soll den Hund hinaus lassen“ antwortete die Wirtin. Edine bemerkte schelmisch, das sei kein Hund, sondern ein Pudel. „Recht hast Du, min Deern“ bemerkte Thomasius.

Edine öffnete die windige Tür, Thomasius rief befehlend und hinausweisend dem Pudel zu: „Hannibal ante portas!“ und Hannibal verschwand. Petersen nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf: „Künstler und Pudel kommen unmittelbar aus Gottes Hand. Sie haben Sonderrechte. Darum erwartet man von ihnen Kunstwerke und Kunststücke. Übrigens eine feine sprachliche Unterscheidung: Werk und Stück.“ „Stückwerk!“ entgegnete Thomasius. Inzwischen war es soweit. Edina trug neuerlich Schmaus auf, frisch gebratenes mit schmackhaften Zutaten. Edine soll noch ein Glas bringen, „für Mutter Meena“ meinten die Herren einmütig. Und bald erschien auch die Wirtin, behaglich am Trunk teilzunehmen.

„Schön, daß Sie zu uns kommen, Meenamö!“ So wurde sie, die stattliche und Behagen verbreitende Wirtin, Edines Mutter, am Tisch der beiden Männer begrüßt. Hier sei berichtet, daß im ostfriesischen, uralten Sprachgebrauch dem weiblichen Vornamen die Silbe „mö“ angehängt wird, wenn die Trägerin des Namens Frau und Mutter ist. So hängt man auch „ohm“ an männliche Vornamen an, wenn die Männer Hausväter wurden.

„Ja, finden Sie es nett? Herr Professor! Janohm! Ihr Männer waret doch so schön beisammen und so ungestört, wie zwei bunte Kühe auf der Weide. Nun kommt ein Weib. Und sie mögen doch die Frauen nicht!?“

„Wer behauptet solche ungeheuerliche Verleumdung!“ entrüstete sich Thomasius.

„Sie haben doch selbst gesagt: Der Mann bedeutet die ganze Welt! Da war auch was mit der Milchstraße! Ich hab doch alles gehört in der Küche!“

„Ja, Meenamö“ warf Petersen ein, „recht haben wir schon, aber das hat nichts auf sich.“

„Wieso hat es nichts auf sich, wenn man Recht hat? Ihr Männer seid doch rechte Kinder, ihr spielt euer ganzes Leben lang!“

„Nichts hats auf sich, wenn man Recht hat!“ rief Thomasius. „Recht hat man in einer anderen Welt! Im Jenseits, aber auf dieser Erde hier im Jenseits, und recht hat man, wenn man spielt. Wer nicht spielen kann ist ein Krüppel! Das Spiel im Jenseits! Darauf kommts an.“

„Davon versteh ich aber auch gar nichts!“

„Ist auch gar nicht nötig“ brummte Petersen.

„Sehen Sie, Meenemö“ fuhr Thomasius fort, „Ihr Frauen seid eine Tatsache, und wir Männer sind Wirklichkeit. Beide können nicht anders sein, dürfen gar nicht anders sein. Und beide sind wunderbar in ihrer Unvollkommenheit. Das ewig weibliche zieht uns hinan!“

„Und uns das ewig Männliche“ lächelte Frau Meena.

„Ja“ fügte Thomasius hinzu, „und schließlich sind die Frauen zum Liebhaben da! Das ist ungeheuer viel! Nein, das ist a l l e s!“

„Und ungeheuer schwer!“ schoß Petersen dazwischen.

„Hm“ machte Frau Meena, „aber der Rotwein war gut? Die Erbsen, der Braten und der Blumenkohl?“

„Ja herrlich, aber vorbei!“ sagte Thomasius.

„Und Hannibal?“

„Auch leider vorbei!“ antwortete Thomasius.

„Der kommt wieder! Der wird noch was! Er paßt wunderbar zu Ihnen, Herr Professor!“ scherzte Frau Meena.

„Wieso zu mir?“

„Künstler und Pudel kommen aus Gottes Hand!“

„Sie haben sehr gut gelauscht, Meenamö!“ tadelte Petersen.

„Wenn Männer reden, tut die Frau gut zu lauschen!“

„Hören Sie Professor,“ begann Petersen abzulenken, „was macht unser Freund?“

„Der Wind? Der Wind scheint sich zu drehen. Kommt mehr westlich. Es hört sich so an.“

„Stimmt. Und er ist etwas weicher geworden. Über unseren Gesprächen! Wir könnten ja jetzt nach Norderney segeln.“

„Großartig“ freute sich Thomasius, „aber die Flasche muß noch leer werden.“

„Männer müssen doch immer irgendetwas. Warum können Sie nun nicht hier bleiben und ein bißchen nett und behaglich sein?“ schollte Frau Meena.

„Bei dem herrlichen Wind? Sünde wär das! Draußen sein ist alles!“ eiferte Thomasius.

„Recht hat er! Recht hat er!“ versicherte Petersen.

„Im Jenseits,“ erwiderte Meena, „schade ist es aber doch. Wenn wenigstens der Hannibal hier geblieben wäre.“

„Der ist eben auch ein Mann!“

„Ach Gott ja! --- auch leider vorbei!“

„Also beeilen wir uns!“ Thomasius hob sein Glas: „Prost Petersen! Grashalm!“

„Prost Thomasius! Milchstraße!“ erwiderte Petersen

„Prost Spiralnebel!“ schloß sich Meena an, „ihr seid doch alle Spiralnebel!“

„Diese Frau ist gefährlich, sie hat ein zu gutes Gehör“ meint Petersen.

„Wenn sie recht genau hört, macht es ja nichts. Außerdem hört sie nur bei Männern gut. Eine große Tugend.“

„Bei uns Frauen ist alle Tugend, was euch Männern gütig ist und was euch gefällt.“

„Freilich! Es beruht auf Wechselbeziehung“ erwiderte Thomasius.

Die Männer bereiten den Aufbruch vor. Der Wind war nicht mehr so heftig. Es war wärmer geworden, war aber immer noch stark und steif. Immer noch dröhnte das Haus von ihm und noch immer brauste er mit seinem Orgelton um Mauern und Ecken.

„Mit dem Ebbestrom hinaus, den Wind dwarß achterlich,“ meinte Petersen, „dann im Seegat, draußen, den Wind ganz achterlich, wunderbare Fahrt. In einer Stunde sind wir drüben. Ölzeug ist im Kutter. Also los!“

Bald schritten die beiden durch die matte, schon, schon leicht sich erhellende Finsternis über den Deich entlang zur Liegestelle des Kutters. Der Wind noch steif aus Westen, oder genauer aus West zu Südwest. Warnung war am Mast neben dem Dienstgebäude des Hafenmeisters aufgezogen. In den Tauen und Raaen sang und zerrte und zog es, der Kutter schwankte am Bollwerk und rieb sich an deinen Flanken gegen den Fender.

Sie machten ihr seetüchtiges Boot klar und liefen mit gerefftem Großsegel gut am Wind aus dem nach Nordwesten offenen Hafen. Gefahr ist die Freude des Mannes, dachte Thomasius. Petersen steuerte. Als sie aus dem Schutze einer langen Mole an der Backbordseite herauskamen, gab es Brecher und scharfe Spritzer.

„Herrlich draußen zu sein! Wirklich draußen ist man nur auf dem Meer. Alles andere ist mehr oder wenig ein Käfig,“ rief Thomasius dem Petersen zu.

Dieser erwiderte trocken: „So ist es!“ „Und so wird es hoffentlich bleiben!“ fügte er hinzu.

„Wenn die Meere gedemütigt werden, wie jetzt die einsamsten und höchsten Berggipfel, die man dem Pöbel bequem erreichbar macht, dann gibt es überhaupt keine Zuflucht mehr vor dem Menschengezücht“, meinte Thomasius.

„Menschenverachtung ist Schwäche“ rief Petersen, denn rufen mußte man schon, der Wind zauste in Zeug und Geschirr, das Boot klatschte krachend und brausend gegen die Wellen. Bald machte es recht ansehnliche Fahrt. Petersen legte den Kurs hart nach steuerbord um. Das Boot lief nun mit rauem Winde. Alles wurde plötzlich ruhig um sie, die Dünung lief unter ihnen hinweg. Wundervolle Melodie, dachte Thomasius. Es ist, also ob nach einem irrseligen Ringen und Suchen, Raffen, Streiten und Sehnen das Orchester den großen befreienden Akkord fände, auf dem es dann eine selige Melodie weiter trägt. Wie eine Musik von Hörnern, Fagotten und Cellis.

„Petersen, ßpucken Sie mal! Aber nach lee!“ rief Thomasius. Und Petersen ßpuckte nach lee. „Das ist ja das Schöne am Priemen“ rief Thomasius.

„Wer nicht spucken und priemen kann, dürfte auch nicht segeln“ meint Petersen und fuhr fort: „Professor, nehmen Sie mal das Ruder. Aber passen Sie auf!“ Und Thomasius faßte zu. „Merken Sie, wie luvgierig dieser Kahn ist?“ fragte Petersen, „ Das ist Rasse!“

Und etwas war an dem: Dieser Kutter hatte eine ganz erstaunliche Neigung, die Nase in den Wind zu drehen. Das gehört zu den guten Segeleigenschaften. „Herrlich luvgierig,“ rief Thomasius, „gut getrimmt!“ Thomasius blieb weiter am Ruder. Petersen beobachtete den Kurs, den Thomasius sehr gut hielt, und war damit zufrieden.

Zwischendurch meine Petersen: „Die gute Meenamö! Ob sie gern mitgefahren wäre? Wir hätten sie einladen sollen!“ „Unsinn,“ meinte Thomasius. „Sie hätte sich nur um ihre Frisur gesorgt, Frauen gehören ins Haus!“

„Und wenn Sie einmal eine Frau malen werden, dann malen Sie sie aber doch draußen!“

„Ja, unter der Milchstraße, zwischen Sternen!“

„Da sieht man ja nichts!“

„Man wird sie fühlen, spüren und empfinden.“

„Bleiben Sie lieber bei Tag und Grashalm! Ein gut gemalter Grashalm ist besser als eine mangelhafte Milchstraße.“

Thomasius lachte: „Noch 10 Minuten und wir sind im Hafen“!

Das letzte Stück der Fahrt schwiegen die beiden. Das beginnende Tagesgrauen und eine kleine Müdigkeit machten sie still.

Im Hafen angelangt rief Petersen: „Dort am Prahm festmachen!“ Thomasius antwortete ihm trocken, er sei so lange schon Seemann und hätte das auch schon erspäht und beschlossen. So machten sie am Prahm fest, vertäuten ihr Boot, versorgten alles und gingen an Land.

„Was nun?“ fragten beide wie aus einem Mund.

2. Vergiss Mozart nicht!

Der folgende Tag schritt in festlichem Blau über die Welt.

Von heiteren Winden getragen weideten leichte, schimmernde Wölkchen von Westen gen Osten. Hoch und selig, in Unschuld und Stille vollendeten die Stunden ihren Reigen.

In Frau Meenas Küche briet und brutzelte es wie immer. Die Mittagszeit verlangte es so. Thomasius betrat, von seiner Segelfahrt heimkehrend, den

Raum. Frisch und erfrischend begrüßte er die Wirtin: „Frau Meena, wir sind da. Vielmehr, ich bin wieder da, Petersen ist heimgegangen. Hatte leider Angst vor seiner Frau, Mordsangst vor der Alten. Armer Kerl. Übrigens, dabei fällt mir ein: Meenamö, wissen Sie, was ein Ehemann ist? Ein Ehemann: das bedeutet Halsweite 42 und Kragenweite 39!“ „Herr Professor“ erwiderte Frau Meena, „es gibt heute Pfannkuchen, Buchweizen-Pfannkuchen! Mit Himbeerfrüchten. Aber Sie bekommen keinen, wenn Sie immer die Frauen schlecht machen!“

„Im Gegenteil, die Männer habe ich schlecht gemacht. Warum fallen sie auf schlechte Frauen herein? Schnüren sich den Hals freiwillig zu eng! Warum heiraten, wenn man sein Leben damit verdirbt?“

„Sie haben gut reden, lieber Professor! Waren ja selber nie verheiratet.“

„Liebe Frau Meena, nicht böse sein! Sehen Sie, ich habe Ihnen etwas mitgebracht, von Norderney, einen Gruß aus der leckeren, lüsternen großen Welt!“

Und Thomasius überreichte ihr eine schöne, große, mit blauen und goldenen Farben verzierte Packung der edelsten Süßigkeiten.

„Wie lieb Sie auf einmal sind! Aber Sie brauchen wirklich nichts gut zu machen! Ich weiß doch, wie Sie alles meinen. Und vielen Dank auch. Es war sehr lieb von Ihnen. Und Sie bekommen auch Ihre Pfannkuchen!“

Lebhaft und erhitzt kam Edine in die Küche, aus der Schule geräuschvoll und fahrend. Sie warf ihre Mappe in die Ecke auf den Tisch. Mit einem drehenden Ruck des Kopfes schleuderte sie ihre Zöpfe in den Nacken. Sie begann zu plaudern. Keine Schulaufgaben gäb's heute, weil Markt, Krammarkt, Jahrmarkt in Hage sei. Dahin wolle sie mit dem Rade fahren. Fein sei das alles. „Ja, guten Tag auch, Herr Professor! Tag Mutter! Was gibt es heut zu essen?“ „Pfannkuchen!“

„Oh wie schön! Oh wie lekker! Muder, dat kömmt vons Ossenfett! Von Herrn Pastoohr sin Kauh!“ Dann wirbelte sie durch die Küche, schaute in die Töpfe auf dem Herd, lief ans Fenster und pries das herrliche Wetter.

„Edine, nun komm mal zur Ruh!“ bemühte sich Thomasius, „Schau her, ich hab etwas für Dich, aus Norderney. Magst Du das?“ und hielt ihr eine Tasche von Seehundsfell entgegen, eine recht ansehnliche, gediegene hübsche Tasche. „Die kannst Du gleich heute in Hage ausprobieren.“

„Hui!“ rief Edine, „Da ist Platz drin! Fein! Da werden die anderen aber Augen machen!“ Thomasius lächelte. „Um des Neides willen sollst Du sie aber nicht haben,“ bemerkte er mit leisem Tadel. Edine errötete leicht, sie bedankte sich

mit einem hurtigen, verschämten Knicks, dem sie fast schon entwachsen war.

Auch die Mutter bedankte sich für ihre Tochter und lud nun zu Tisch.

„Wenn Sie, Herr Professor, mit uns vorlieb nehmen wollen? Aber hier sind die Pfannkuchen schließlich am frischesten und schmackhaftesten.“

„Ja, und Sie auch, Meenamö,“ versetzte Thomasius.

„Ja, wir Frauen gehören nun einmal hierher.“

So setzten sich die drei zum Mittagmahl nieder und vereinigten sich in der guten Freude an schönen und reichlichen Speisen.

Plötzlich sprang Edine auf, lief zum Fenster und rief: „Wahrhaftig! Da läuft er! Hannibal!“

Auch Thomasius sprang auf. Und wirklich, Hannibal lief stolz, ein scharfer, schwarzer Schatten, gegen den blendenden Mittagshimmel, oben auf der Deichkrone.

„Aber wo ist seine Herrin?“ fragt Thomasius, „Immer sieht man dieses Prachtstück allein.“

„Vielleicht geht sie drüben, auf der anderen Seite des Deiches, sie liebt ja das Wasser,“ antwortete Frau Meena.

„Hm,“ schnaubte Thomasius, „man könnte ja gespannt sein, dieser Frau zu begegnen.“

Nach dem Mittagmahl stürmte Edine davon. Die Mutter rief ihr nach: „Aber fahr nicht zuviel Karussell, sonst wird Dir wieder schlecht!“

Edine winkte mit dem Arm und entschwand.

Thomasius begab sich auf sein Zimmer, um den versäumten Schlaf der Nacht zu ersetzen. Am Abend wollte er schreiben. So verging der Tag, strahlend und wunschlos über aller menschlichen Kurz-weil, allem Mühen, Hasten, Drängen und Sinnen. Am Abend schrieb Thomasius seinen Brief.

Er schrieb also:

Lieber Freund!

Es ist wohl an der Zeit, Dir von meinem Ufer wieder einmal zuzuwinken, einen Ruf nach Dir auszusenden. Dein bevorstehender 50. Geburtstag - ich selbst habe ihn ja vor einigen Monaten auch überstanden - erscheint als passender Anlaß.

Ja, ich lebe an einem Ufer. An der ostfriesischen Küste, gegenüber schimmernden Inseln, gewissermaßen unter dem Leuchtturm von Norderney und an meinem sehr geliebten Wattenmeer. Hier im Gasthof habe ich das große, schöne Gastzimmer gemietet: Zwei Fenster nach Norden, zwei Fenster nach Osten, ich kann malen und schreiben und im Raum einhergehen.

Du weißt, ich bin altmodisch. So habe ich zwei Kerzen in hohen Leuchtern vor mir auf dem Schreibtisch entzündet. Zwischen ihnen sehe ich durch das offene Fenster in die Nacht hinaus, gerade in das treue Blinkfeuer von Norderney. Es lodert auf und erlischt, im selben Rhythmus wie vor 30 Jahren. Der sommerliche leichte Wind geht auf leisen Füßen vorüber, die Gezeiten steigen und sinken im Atem der Welt, Wolken und Sterne ziehen ihre Bahn. Und wir? Da faselt man von einer Zukunft. Sie liegt hinter uns. Was Zukunft sein wird, was man uns an Gutem wünscht, ist schon in unserer Vergangenheit beschlossen. Es wächst aus ihr, ist durch sie bedingt vorgeformt. Was man uns wünschen sollte, ist der Segen unserer fünfzig Jahre, aber nicht das Unge- wisse, was wir vielleicht noch an zwanzig oder gar dreißig Jahren vor uns haben.

Doch das ist vielleicht gar nicht so wichtig, wie wir es nehmen. Auch die fünfzig Jahre, die wir gelebt haben, sind beschlossen, vorgeformt durch unsre Vorfahren. Und was haben wir nun gelebt? Halten wir Rückschau, ich habe es in der letzten Zeit oft getan, das bringt diese Lebenspoche, in der man eine Schwelle überschreitet, wohl so mit sich. Haben wir unsren Auftrag erkannt? Haben wir ihn erfüllt? Wenn die Krone der Schöpfung der Mensch ist - und manchmal könnte man es glauben, - so ist die Krönung der Menschheit: der Künstler im weitesten Sinne als der schöpferische, geistige Mensch.

Du als Gelehrter gehörst auch dazu: all Deine Mathematik und Deine Forschung des Weltraumes ist ja Kunst, ist göttliche Eingebung. Welches ist nun unser Auftrag? Mir scheint, der ist: Beziehungen schaffen zwischen der Welt und der Seele des Menschen. Schaffen! Entdecken! Formen! Gestalten! Vertiefende, erhellende, verstehende, verklärende, also beglückende Beziehungen schaffen. Und das haben wir bei Gott, getan! Wenn Du Deine Spiralnebel in Einzelsterne auflöst und ihre Größe, Entfernung und, Geschwindigkeit berechnest – so bist Du nicht nur der Adjutant Gottes, nein, Du bist Gott selber. Ich möchte fast sagen, das Erkennen ist mehr als das Erschaffen. Daß Gott die Welt erschaffen hat (wenn er es wirklich tat), ist nichts. Er mußte es ja, was sollte er sonst tun, der Ärmste! Aber sie erkennen, verstehen, durchdringen, vergeistigen, - also unser höchstes Menschenwerk, ja, das ist mehr, das ist alles! Daß die Spiralnebel mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in den Weltraum hinausrasen, daß sie selber ungeheure Milchstraßensysteme sind, wie unseres, das ist nichts. Aber daß all das (und noch unendlich viel mehr) in unserem Geiste lebt und durch unsere Seele Sinn hat, - Freund, das ist Trost, Auftrag, Verpflichtung! Es ist Gnade und Wunder. Und wenn ich meine Bilder male, das nachschaffe, was auf dieser kleinen

zufälligen Erde sich befindet, so ist das Dienst. Dienst am Weltall und Dienst für die Menschheit. Wobei ich eigentlich gar nicht an „Menschen“ denke. Wenn ich von Menschheit spreche, meine ich die Idee der Menschheit. Genug mein Freund. Dies sieht aus wie Philosophie. Aber Du weißt, wie ich die Philosophie hasse. Nein, es ist keine Philosophie, es ist Lebensfreude und ein bißchen anständige Gesinnung gegen sich selbst. All das gilt für uns beide. Was nun mich selbst angeht, so habe ich meine Malerei noch nicht vollendet. Immer deutlicher fühle ich - kann Fühlen überhaupt deutlich sein? – daß ich das Große, was mir als Letztes möglich wäre, noch nicht erfüllt habe. Ich bin immer noch nur ein geschätzter, anerkannter Maler, dessen Bilder hoch bezahlt und begehrt werden. Aber das ist kein Lebenswerk, keine Erfüllung. Was ist denn für einen Mann von unserer Art eigentlich Erfüllung? Ich denke noch immer darüber nach und glaube es durch Erleben, durch Erlebnis zu erreichen und zu erfahren. Das wäre eine Gnade, auf die ich warte und für die ich mich vorbereite. Oder für die ich vorbereitet werde. Geht in Dir ein Entsprechendes vor? Ich frage nicht aus neugieriger Grobheit, sondern weil dies ein Geburtstagsbrief ist. Weil ich mit Wünschen und mit Gleichklang heute zu Dir komme. Unser Auftrag bedeutet eine immer größere Vereinfachung.

Ihr Gelehrten der Natur sucht einige Weltkonstanten, feststehende Größen, deren Beziehungen zu einander das ganze Welträtsel offenbaren. Wir Maler vereinfachen auch. Das ist unsere geheime, immer wieder beflügelnde Lust, die Lust der Meisterschaft.

Verzeih die Länge dieses Briefes. Es kommt von der Nacht, vom Kerzenlicht, vom Ausblick in die wundervolle, dunkle Weite. Doch ich freue mich auf den Tag. Freue mich auf jeden Tag! Ich arbeite, ich sammle Welt. Und jetzt lebe ich unter sauberen, blauäugigen Nordseemenschen. Niemand stört mich. Einmal wird auch mein Tag kommen! Unser Tag wird kommen, der Tag des Edlen! Gott erhalte uns das freie Herz und die großen Gedanken! Ich sprach oft von Gott. Wir verstehen uns in dem, was wir unter Gott meinen. Der Gott, der sich von Knechten, von den Mühseligen und Beladenen, von den Zerknirschten, den Sündigen und Reumütigen anbeten läßt, der ist nicht unser Gott.

Gedenke des Grashalmes, wenn Du zwischen Deinen Milchstraßen wandelst! Vergiss Mozart nicht! Bleib gesund! Lass von Dir hören!
Lebe Wohl!

Dein Walter Thomasius.

Sorgfältig ordnete Thomasius die Blätter. Er versiegelte den Brief mit seinem Familienwappen, und trug ihn noch in der Nacht zur Post. Das Blinkfeuer von Norderney stand flammend gegen einen grünlich sich aufhellenden Morgenhimmel. Die feine Nadel des Leuchtturmes darunter wurde in der Ferne erkennbar.

3. Oh dieser männliche Unfug

In seiner Amtsstube lief Petersen unruhig hin und her. Es war ein schöner, großer Raum mit breiten hohen Fenstern, die nach Westen, nach Norden, nach Osten den Blick über das weite Wasser und über die nahen Anlagen des kleinen Hafens freigaben.

Die Regierung hatte einen selbsttätig aufzeichnenden Pegel im Hafen einbauen lassen, der mit einem sinnreichen Übertragungswerk den Wasserstand in seinen Schwankungen und seinem regelmäßigen Auf und Nieder aufzeichnet und diese Aufzeichnungen in dem einige hundert Meter abliegenden Amtsgebäude des Hafenmeisters in geheimnisvollen Kurven tickend und surrend auf lange Papierstreifen aufträgt, die durch ein Uhrwerk langsam abrollten. Petersen war ärgerlich als Thomasius eintrat.

„Schön haben Sie es hier,“ begann Thomasius, „Sie haben hier eine gehobene Warte, einen Standpunkt mit freiem Überblick, jedes Fenster ist ein gerahmtes Bild.“

„Dieser freie Überblick hat auch seine Schatten und Beschwerden. Sehen Sie hier diese Kurven! Sie bezeichnen die Wasserstände zu jeder Minute, Tag und Nacht, hier an diesem Punkt unseres ostfriesischen Wattenmeeres, an diesem Punkt der Nordsee, dem tausendstens Teil der Erdoberfläche. Nichts als Sorgen. Die Übertragung, vielmehr die ganze Aufzeichnung arbeitet zu genau, zu empfindlich. Es kommen Zufälligkeiten hinein, die unerwünscht sind. Sehen Sie diese Zacken - jeden Tag zweimal, stammen vom Dampfer. Wenn er von Norderney kommt, gibt's eine Bugwelle, wenn er den Hafen verläßt, eine lange Heckwelle. Die werden mit aufgezeichnet und machen den Gelehrten, die diese Blätter durchforschen, um die Geheimnisse der Gezeiten zu erkennen, schlaflose Nächte. So hängt man selbst ein wenig an der großen Wissenschaft und ist doch nichts.“

„Ja, man ist nichts, wenn man in den Beziehungen zu den großen, zu den ganz großen Dingen dieser Welt und der Menschheit gerät. Hören Sie die Eroica, und Sie sitzen da wie ein Häufchen Nichts, aber ein inbrünstiges,

andächtiges, ein gutes, würdiges, ein liebes Häufchen Nichts. Sie, Petersen, und ich auch!“

„Ach Professor, machen Sie doch nicht so wohlgelaunte Scherze. Erstens haben wir keinen Rotwein, zweitens habe ich Verdruss und bin gar nicht aufgelegt.“

„Tut mir leid, aber wenn ich irgendwie helfen kann, ich tu's gerne. Aber ich dränge mich nicht auf. Vielleicht müssen wir beide mal wieder raus! Draußen sein, wissen Sie, ganz, draußen!“

„Ja, das wäre schon was. Aber wann? Wie? Wohin? Wissen Sie –meine Frau, ich mag ja kaum davon sprechen, - verdirbt mir mein Leben. Eifersucht! Wegen Norderney! Wegen Norderney damals. Sie ist sogar nahezu auf den Kutter, auf Sie und auf Hannibal eifersüchtig. Ich höre nichts anderes. Sie schreibt an die Familie heimliche Briefe, sie ist hinterhältig und so entsetzlich und unerträglich nachtragend.“

„Ja, Petersen, das ist freilich schlimm! Ihr Leben wird verdorben, wenn Sie es nicht retten. Raus aus dieser Ehe! Sie sind zu gut für diese Hölle!“

„Auch die Kinder entfremdet sie mir. Schlau und niederträchtig. Immer hat sie Recht, immer setzt sie andere ins Unrecht. Immer ist sie die moralisch Überlegene, die Edle. Man ist machtlos und mürbe. Ich bin ja schon kaum mehr zu Hause. Sitze hier oder bei Meena oder bin draußen auf dem Wasser.“

„Ja, dazu ist aber das Wasser und die Meena eigentlich zu gut. Draußen in der Natur soll man ebenbürtig sein. Nicht der Hilfesuchende, Verarmte, Verzweifelte. Das ist kein Verhältnis.“

„Sobald ich draußen bin, bin ich ein anderer Mensch, bin ich so, wie ich wirklich bin. Ruhig und froh.“

Thomasius wurde bei diesem ausbrechenden Bekenntnis traurig. Helfen konnte man hier nicht von außen. Schließlich fragte er: „Könnte man denn nicht von einer neuen, großen Liebe Befreiung erwarten?“ „Ich bin zu sehr enttäuscht. Ich mag einfach nicht. Und ich müßte suchen gehen. Ich mag aber weder suchen noch gehen. Erst den Kuß und dann die Kralle, so sind sie alle,“ schloß Petersen bitter.

„Ja, da ist Ihr elektrischer Pegel schon ein Trost. Wozu eigentlich dieser ganze Aufwand an Scharfsinn?“

„Gezeitenforschung! Schwerkrafteinwirkung des Mondes, der Sonne, der Erde. Einfluß der Erddrehung, der Winde, der Gestaltung der Meere und Wasserflächen. Tausenderlei Einflüsse und doch mathematische, berechenbare Regelmäßigkeit. Übrigens macht auch die feste Erdkruste eine

Gezeitenbewegung, eine Hebung und Senkung mit. Wunderbare Instrumente hat man erfunden, wunderbare Berechnungen, um das herauszukriegen.“

„Und nun hat mans herausgekriegt. Was dann? Macht es uns glücklich? Wen macht es freier? Froher? Besser?“

„So fragen Sie, Herr Professor? Wo Sie doch mit den Spiralnebeln auf Du und Du stehen? Es macht uns heimischer in der Welt! Heimischer in ihrem Geist, ihrem Sinn und ihrer Seele. Wenn sie Sinn und Seele hat.“

„Hm, das läßt sich hören. Und wenn die Welt keinen Sinn und keine Seele hat, dann haben wir jedenfalls Sinn und Seele. Und das ist ein Trost. Auch für Sie! Petersen! Also, was sollen wir machen?“

„Ja, ich wüßte was. Es ist aber etwas komisch. Sie werden lachen. Meine Frau braucht ein Pelzbarett zu ihrem Seehundmantel. Ich könnte ihr einen Seehund erlegen. Fahren wir mal raus, auf Robbenjagd!“ „Schade drum! Ihre Frau wird davon nicht anders. Ihre Ehe nicht besser.“

„Aber es hilft eine Weile.“

„Und dann?“

Petersen zauderte einen Augenblick. Dann griff er wieder nach seinem Wunsch und seinem Vorschlag. „Man müßte einen Tag wählen, an dem mittags Niedrigwasser ist. Die Robben gehen am liebsten in der Mittagshitze auf die Sände. Man könnte nach dem Memmertsand segeln oder nach Lütje Hörn in der Oster-Ems oder zur berühmten Robbenplatte.“

„Gut, ich bin dabei“, sagte Thomasius abschließend in einer leichten Verstimmung.

Die beiden plauderten noch eine Weile, über die Gezeitenströmungen, über Wind und Wetter und allerlei Seemännisches. Thomasius fühlte sich unbehagt. Petersen tat im leid und mit ihm bedauerte er den Mann überhaupt, und die Frau dazu, das ganze Menschengeschlecht wurde ihm fragwürdig. Thomasius war so ermattet, daß er nicht vermochte, weiter zu denken. Er verabschiedete sich etwas zerstreut von Petersen, ging dann in seinen Gasthof und setzte sich in die am Vormittag noch leere Gaststube. Er grübelte vor sich hin und war verdrossen. Dieses Schicksal, das den guten Petersen auffraß war einfach dumm und sinnlos.

Es entbehrte jeder Tragik und darum würdigte es den Mann herab.

Frau Meena hatte Thomasius bemerkt, sie kam und setzte sich zu ihm an den Tisch. Durch ihre schlichte, echte Art wurde er allmählich aus der Verstimmung herausgehoben. Natürlich kam ihr Gespräch auch auf Petersen. Frau Meena zeigte sich wieder in ihrer erfahrenen Klugheit. Im Laufe des Gespräches meinte sie:

„Der Mann ist alles, er weiß alles, er hat alles, er kann alles. Er hat alle Macht. Die Welt ist sein Werk. Das ist nun einmal so. Nur gut, daß man nicht immer daran denkt. Und wir Frauen sind nun einmal die Schwachen, die Unterlegenen, die Dienenden im kleinsten Bereich. Ach Gott, wir haben ja nicht einmal einen Knopf an der Hose erfunden, nicht einen Quirl in der Küche konnten wir schaffen. Auch das Feuer hat der Mann erschaffen.“

„Den Göttern geraubt!“ warf Thomas

„Ja, geraubt, andren Männern geraubt. Und weil die Frau von Natur aus eingeschränkt ist, kommt sie in die Versuchung, herrschen zu wollen. Sie will die Einzige sein, Mittelpunkt sein, Schwerpunkt sein. Was sie ja gar nicht nötig hat. Und wenn sie dann sogar noch glaubt, Besitzrechte an den Mann zu haben, und das Liebe nennt, dann ist das Unglück fertig. Frau un Pus – hört in't Hus! So ist es. Die Frau ist ein Haustier. Dort muß sie bleiben, wenn sie klug ist. Und die meisten sind ja Gottseidank – klug!“

„Wissen Sie Meenamö, erwiderte Thomasius, der seine hellere, heitere Laune nun wiedergewonnen hatte, „wie es eigentlich ist, und woher alles kommt?“

„Nun?“

„Sehen Sie: Der Mann hat etwas zu viel Gehirn, -- damit beherrscht er die Welt. Die Frau hat etwas zu wenig Gehirn --- damit beherrscht sie ihn!“

Frau Meena mußte lachen. Sie erhob sich. Daraufhin soll der Professor einen guten Schluck bekommen. Sie schenkte ihm einen großen Doorkaat ein. Er nahm ihn mit Genuß zu sich. Ob sie selber nicht auch etwas verdient hatte? Nun, sie würde ein sanfteres Getränk vorziehen. Es gab da einen sehr eigenartigen und bemerkenswert wohlgemischten, ja ansehnlichen Likör, dem man den sehr treffenden Namen „Seehund“ gegeben hat. Es gab sogar einen weiblichen, milderer, und einen männlichen, herben Seehund. Frau Meena nahm den männlichen. Essen kann man die Tiere ja nicht, aber trinken.

„Bei Seehund fällt mir ein“, fuhr Thomasius fort, „Petersen will mit mir auf Robbenjagd.“

„Sagen Sie es mir rechtzeitig, Professor, wann's losgeht. Ich geb Ihnen dann Brot, Schinken, Butter und Tee mit.“

„Und Doornkaat, Meenamö, Doornkaat! Er ist die Seele der Unternehmung.“

Einige Tage später war es so weit. Das Wetter haltbar, heiter und warm, die Gezeiten günstig, so daß die Robben in der Mittagswärme bei Niedrigwasser sich auf die trockenen Sandbänke hinauf arbeiten, sich dort schläfrig in der Sonne hinlagern konnten, was die Jäger auszunutzen wußten, denn im Wasser

selbst war hiemals ein Seehund zu erlegen, es sei denn, daß einmal ein ganz junges Tier durch Zufall in ein Fischernetz gerät.

Thomasius und Petersen hatten sich an dem bewährten Kutter nach Verabredung getroffen. Beide hatten bemerkenswerte und beruhigende Mengen Proviant mit. Petersen hatte seine Büchse und Munition sorgfältig geborgen, Thomasius sein großes Skizzenbuch und etwas Zeichengerät, dazu den treuen Feldstecher mitgebracht. Thomasius im weißen, wollenen Sweater sah gut aus, das braune wellige Haar lose im Wind, das scharf gezeichnete wetterharte Gesicht aufrecht und spähend.



Bald rauschte der seetüchtige Kutter mit vollen Segeln, leise schwingend und schwankend, sanft schaukelnd hinaus in die offenen Gewässer des Wattenmeeres. Er lag gut an einer günstigen Brise und machte flotte Fahrt. Eine richtige Schönwetterfahrt bei wolkenlos blauem Himmel und weiter klarer Sicht.

Petersen am Ruder, steuernd und stumm, war etwas verstimmt, etwas bedrückt. Thomasius war in heiterer Aufgeräumtheit, aufgeschlossen, mitteilksam, ganz dem Wetter und der sonnigen Weite der Welt angemessen. „Petersen,“ rief er, „wir haben herrliche Mundvorräte an Bord. Die Meena meint es gut mit uns. Übrigens habe ich einen frischen Kuss von ihr

bekommen. Beim Abschied, als ich den Rucksack schon geschultert hatte, erlaubte ich mir einen kleinen Ulk. Ich sagte zu ihr: „O Meenamö, gib mir noch einen Mutterkuß, weil ich jetzt auf den Kutter muß. Sie lachte, tadelte meine Leichtfertigkeit und forderte mich auf, mir diesen Kutterkuß zu holen. Edine war dabei. Sonst hats niemand gesehn. Sie ist eine gute Seele, und hat nichts Bitteres erlebt mit Männern. Das ist viel!“

„Woher nehmen Sie bloß immer Ihre gute Laune, Professor!“ entgegnete Petersen, „wenn mir so etwas passierte – ich hätte die Hölle.“

„Ja,“ sagte Thomasius, „das Schlimme und Dunkle meines Lebens hab ich hinter mir. Wenigstens hoffe ich es. Übrigens, Petersen, beantworten Sie mir eine Frage: Was tut der Wind, wenn er nicht weht?“

Petersen mußte lachen. Er war klug genug, eine Antwort auf diese Frage nicht einmal zu versuchen.

„Sehen Sie, Petersen, wer auf diese Frage überhaupt antwortet, ist ein Dummerjahn. Sie sind keiner!“

Petersen erwiderte: „Was tut der Thomasius, wenn er nicht scherzt? Was tut der Professor, wenn er nicht spielt?“

„Dann schläft er,“ gab Thomasius zurück.

So verplauderten die beiden Männer die Fahrt. Eine Kursänderung nach Backbord zwang zum Aufkreuzen. Mehrmals gingen sie über Stag, oft erklang Petersens Ruf: Rhee! Und Thomasius wechselte seine Bootsseite, holte die Fockschoot an und zurrte sie fest. Die Fahrt war etwas mühsamer geworden und forderte Aufmerksamkeit.

Schließlich liefen sie eine ausgebreitete Sandbank an, und zwar von der Nordseite her. Vorsichtig ließen sie das Boot auslaufen, denn es war Niedrigwasser, und bei Hochwasser mußten sie wieder die Heimfahrt antreten, dann würde das Boot wieder flott sein.

Thomasius erklärte, er würde an Bord bleiben, etwas zeichnen und skizzieren. Petersen solle seine Donnerbüchse nicht vergessen und auf die Pirsch gehen.

Thomasius hob sein Fernglas an den Mützenrand und suchte die Südseite der Sandbank ab. Mehrere Seehunde lägen dort, so glaubte er feststellen zu können. Petersen watete aufs Trockene mit seinem Gewehr. Mehrere Stunden hatten sie Zeit bis zur Rückfahrt. Petersen entfernte sich in die leere, flache, eintönige Weite. Er wurde kleiner und kleiner, schließlich war er nur ein winziger, dunkler Strich, der sich kaum zu bewegen schien. Und dann war er ganz verschwunden. Thomasius sah im Fernglas, daß er sich bäuchlings auf den Sand gelegt hatte, eine runde Mütze über den Kopf gezogen, und daß er langsam vorwärts kroch. Dies war das Verfahren, die in der Luft schlecht

sehenden und sehr neugierigen Seehunde, als ihresgleichen verkleidet, zu täuschen, so wurden sie beschlichen, und sobald man auf treffsichere Schußnähe herangekommen war, erlegt.

Thomasius hatte sich zuerst mit seinen stärkenden Vorräten beschäftigt. Er nahm einige gehörige Schlucke Doornkaat auf das Jagdglück und auf die Frau Meena, dann setzte er sich im Boot zurecht und begann zu zeichnen. Er stellte das Vorsegel, das träge flatterte mit seinen Tauen und dem Geschirr des Bootes auf sein Papier, kraftvoll, mit tiefen Schatten und blendenden Wolken die eine frei- und frischluftige besonnte Stimmung erzeugte während das nahe Boot in der unendlich verlassenen Weite am Rande einer ebenso verlassenen Sandbank lag. Dann hörte er auf zu Zeichnen. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß am Boot alles in Ordnung war, und der Anker richtig lag, watete er an Land.

Da fiel ein Schuß. Thomasius schaute durch sein Glas. Alle Seehunde waren verschwunden. Petersen lief aufrecht auf einen dunklen reglosen Punkt zu. Thomasius schritt weiter, er wollte Petersen helfen. Nach einer Zeit sah er wieder durch das Glas. Näher gekommen, konnte er deutlicher und mehr erkennen. Eine kurze Weile stand Thomasius still. Dann ließ er das Glas sinken und verblieb wie erstarrt. Er wandte sich zurück, blieb wieder sinnend stehen, dann Schritt er weiter zurück zu seinem Landeplatz, von dem er gekommen war. Er war erschüttert: Durch sein Glas hatte er gesehen, wie Petersen neben dem erlegten, toten Seehund saß, eine Hand auf dem Rücken der Beute, mit der andren Hand stützte er den Kopf. Petersen saß in einer Bewegung und Haltung, die nur durch Schluchzen und Weinen zu erklären war. Es schüttelte und stieß ihn. Thomasius konnte nicht an dem Wahrgenommenen zweifeln. Noch einmal schaute er sich um und sah durch sein Glas. Petersen saß zusammengesunken da, immer noch schüttelte es ihn. Öfter führte er sein Taschentuch an die Augen. Fast schämte Thomasius sich dieser Beobachtung. Er kehrte an den Kutter zurück und überließ sich seinen Betrachtungen. So saß er eine Zeitlang still für sich und dachte hin und her. Armer, schwerer Petersen! An seiner anständigen Gesinnung wird er zu Grunde gehen; zu schwach, um hart zu sein, zu weich, um sich frei zu kämpfen.

Endlich kam Petersen zurück, den erlegten Seehund, ein noch junges, nicht sehr schweres, aber schön gezeichnetes Tier, auf der Schulter. Als alles an Bord gebracht war, stellten sie fest, daß das Boot erst in einer knappen Stunde flott sein würde.

„Nun Petersen, wollen wir uns mal an Meenas Gaben heranmachen.

Kommen Sie, zuerst mal einen gehörigen Doornkaat!“

Er schenkte Petersen und sich einen Becher ein und trank ihm geflissentlich zu. „Solch ein Trunk ist immer heilsam. Balsam für das zerrissene Herz, sagt Schiller. Prost, Petersen! Milchstraße! Grashalm! Spiralnebel Meenamö! Hannibal!“

„Prost, Professor,“ erwiderte Petersen trocken und etwas abwesend.

Aber Thomasius ließ nicht ab.

„Mann, Petersen,“ fuhr er fort, „Essen, Kauen, ja Kauen ist ein Beten mit den Zähnen. Also lasset uns beten!“ Petersen lächelte matt, aber die rechtschaffende Eßlust der beiden Männer besiegte doch den Unmut des einen. Sie machten sich über die Vorräte der Meenamö her und begannen wieder, sich etwas wohler zu fühlen.

Die Rückfahrt ging flott von statten. Thomasius hatte das Boot übernommen und steuerte es sicher. Als die Hafemole in Sicht war, erkannte Thomasius durch sein Glas im wärmeren Licht des zur Neige gehenden Tages, eine in hellblau gekleidete Gestalt und neben ihr einen schwarzen Hund.

„Ich sehe Hannibal,“ rief Thomasius. Petersen erwiderte, er habe die Herrin schon lange gesichtet mit bloßem Auge, den Hund freilich nicht, er war noch zu klein und zu dunkel.

Als sie im Hafen festmachten, stand die hellblaue Gestalt in voller Größe, schlank, kräftig und schön, am Bollwerk. Ein gelber Florentiner Hut auf dem blonden Haar gab ihr etwas Bildhaftes. Neben ihr Hannibal, ein wenig gespannt und neugierig.

Als die Männer den Seehund und ihre Sachen zusammennahmen, um das Boot zu verlassen, geschah freilich ein Unerwartetes. Die Herrin Hannibals richtete sich mit den Worten des Zornes gegen die Männer: „Müssen Sie überall töten. Wohin Sie kommen? Muß dieses unschuldige Tier herausgeholt werden aus seiner guten Welt? Muß es gemordert werden? Geraubt werden aus der frommen Natur? Wehrlos und schutzlos? Wehrlos und schutzlos erschossen werden? Oh dieser männliche Unfug! Pfui über Ihre Roheit! Ohne Ehrfurcht, ohne Gefühl! – Komm, Hannibal!“ Sie entfernte sich mit zornigem Schritt. Die Männer schauten sich betroffen an. Thomasius sagte, als erster, der seine Fassung wiederfand „Sehen Sie Petersen! Erst die Kralle, dann der Kuss! Hier herrscht doch Klarheit. Diese Frau ist eine einzige Pracht!“

Petersen schimpfte: „Holl din Muul un täll din Geld! Bissige Stute!

Nichts weiter! Und das Schlimmste: Sie hat recht. Aber sie könnte es für sich behalten.“ Die beiden brachten die Beute in Petersens Amtsräume. Dort

trösteten sie sich noch eine Weile mit Doornkaat und einigen kräftigen Bissen der noch übrigen Vorräte. Dann gingen sie auseinander. Petersen unfroh. Thomasius nachdenklich und in einer beschwingten Unruhe.

4. Sie ist eine vollendete Himmelsgabe

Im August 1912

Meine Liebe Eva!

Nun sind wir schon so lange fort, wir beiden, Hannibal und ich, und jetzt erst schreibe ich Dir! Sei nicht böse und glaube mir, es ist nicht Vergesslichkeit, auch nicht Trägheit. Es ist eine Art Verwirrung, eine Art Ratlosigkeit, die mich schweigen ließ. Ich bin hier in eine Welt geraten, die ich am besten als eine Art Jenseits bezeichne.

Du weißt, ich wollte das Land meiner Mutter kennen lernen und endlich einmal selber aufsuchen. Es war ja fast pietätlos, daß ich mir niemals früher die Gelegenheit verschaffte, es zu tun. Immer hielt es mich im Lande meines Vaters, in den Bergen, in den Alpen, wo ich ja nachgerade recht gut Bescheid weiß und wahrhaftig zu Hause bin.

Aber hier! Welche Welt! Manches wusste ich ja aus Mutters Erzählungen. Nun, wo ich alles selbst sehe und erlebe, füllt es sich zu einem ganz großen Bilde auf. Dies wird sicher ein langer Brief, liebste Eva. Mir scheint, ich habe viel auf dem Herzen.

Also mal der Reihe nach. Hannibal! Ich kann ihm ja hier nicht viel bieten. Darum lass ich ihm viel Freiheit. Er ist so vernünftig und edel. Viele Hundegenossen gibt es hier nicht, bisher auch noch keine Beißerei. Jagdhunde verachten wir beide. Er bewacht meine Kleider am Deich, wenn ich bade. Gefährdung gibt es hier ja kaum, aber er bewacht mich Stolz und sehr gewissenhaft wie ausdauernd. Schwimmen darf er ja leider nicht, das Salzwasser ist seinem schönen Wollpelz nicht bekömmlich. Aber denk Dir, Hannibal hat eine Eroberung großen Stiles hier gemacht. Am Hafen lebt ein Maler, Professor, sehr ansehlicher Mann, und der hat sich sozusagen auf den ersten Blick in ihn verknallt. Er nannte ihn sofort beim Namen – Gott weiß, woher er den ahnte - und fütterte ihn mit Braten. Das wurde mir berichtet. Übrigens ist dieser Maler ein Kraftkerl, segelt, jagt, schmaust und zecht, mit den Fischern versteht er sich, besonders mit dem Hafenmeister sieht man ihn viel. Er ist übrigens fleißig, arbeitet eigentlich ständig, und er kennt alles, was

mit Meer, Wolken und Wellen, mit Flut und Ebbe und Strand und Schiffen und Wassergetier zu tun hat. Sicher wird er sich auch mal zu mir herablassen. Bis jetzt wurde ich noch verschont. Ich brauche meine Ruhe, es verlangt mich nicht nach Abirrungen und nach Gefahren von der anderen Seite.

Aber die Musik! Gefahr genug! Hier habe ich sie ganz. Weit und Breit zwar kein Klavier, kein Flügel, aber meine Noten hab ich mit: Schumann, nichts als Schuman. Fantasie, Toccata, Gesänge der Frühe, Nachtstücke, Symphonische Etüden, das Konzert. Nichts weiter. Es überwältigt mich das Studium, auf das ich ganz allein angewiesen bin. Kein Lehrer. Kein Hörer. Aber der Wind und der Himmel! Das Land, die Nächte und das Meer! Alles ist Musik. Natürlich muß ich wieder an einen Flügel heran. Technik! Fingerübungen! Ohne sie geht nichts! Ich fahre demnächst einmal eine Zeit nach Norderney. Dort soll ein schöner Steinway im alten Conversationshaus stehen. Übrigens stammt das Haus aus königlich hannoverscher Zeit. Der Flügel ist jünger. Ich freue mich darauf. Viel hat Mutter von Norderney erzählt. Nur scheue ich mich vor den Menschen, diesen vorlauten, zudringlichen Großstadtleuten, die niemals schweigen können. Und vielleicht läuft man unbeliebten Bekannten und wer weiss wem noch in die Arme. Na, es geht nicht anders. Und Hannibal wird ja dabei sein.

Oft muss ich an unsre Bergfahrten denken! Die schönen Tagen hoch oben auf den Hütten. Welcher Art sind die Menschen, die den Bergen verschworen sind? Bewegte, lichtunggrige Menschen auf festen Füßen, gehfreudige Leute mit blanken Knien und braunen Gesichtern, Menschen, die zugreifen und nicht vom Zauder und Zweifel benagt sind. Sie bohren nicht mit den Gedanken und tauchen nicht ins grundlos Dunkle mit ihrem Gefühl, sie sitzen nicht und grübeln, sondern sie rasten, wenn sie ruhen, und ruhen, wenn sie rasten. Glücklich und fromm schauen sie über die Welt. Man muß ihnen gut sein, wo sie auch singen, jodeln, rufen, plaudern. Mit benagelten Schuhen dröhnen sie über Dielen, Böden, Stiegen der Hütten. Früh gehen sie schlafen und früh sind sie wieder munter, aufbrechend zu neuem Wandern über Schnee und Gletscher, über Grate und Firn, hinauf und hinab über grämliches Gestein, über graues Geröll. Frohes, farbiges, feierndes, fahrendes Völkchen der Wanderer in den Bergen. Eigentlich Malernaturen wie Du, Eva! Der äußeren Welt freudig zugewandt, die Wirklichkeit anerkennend, sie als Ganzes, Einheitliches in sich hereinnehmend, sich von ihr ganz erfüllen lassend.

Aber hier! Welch Gegensatz! Das Land ist nicht nur einfach flach. Es ist eben, es ist von einer unerbittlichen, mathematischen, genauen und

gleichförmigen Ebenheit. Wo Du auch stehst, Du siehst meilenweit, es braucht nicht einmal von einer erhöhten Stelle zu sein. Du übersiehst alles, Straßen, Dörfer, Felder, Höfe, und wieder Felder, Wiesen, Weiden, Dörfer, Höfe. Stundenweit. Der Horizont ist eine scharfe gerade Linie. Dahinter ist das Meer, die Linie ist der Deich, der nirgends und niemals unterbrochene. Auch das Meer, das Wattenmeer, ist genau so eben, so endlos, so einförmig, so groß. Diese Einförmigkeit führt die Menschen in sich hinein, sie sind zwar wirklichkeitsbewußt und handeln im tiefsten zweckmäßig, aber sie sind doch in sich gekehrt, verinnerlicht. Sie haben etwas grüblerisches, gedämpftes an sich. Selbst wenn sie den unmittelbaren Gewalten der Natur, der Stürme, ausgesetzt sind. Wie sie ihre einsamen Höfe ins Land setzen, mit hohen Bäumen gegen den Nordwest schützen, ist genau durchdacht und erfahren, ist vollendet zweckmäßig und dennoch wie ein Gedicht, das innerlichstes aussagt. Ebenso ihre Sprache, das schwere, gemütvolle Platt, das so von innen herauskommt und fast wie Selbstgespräch klingt.

Ich wohne hier westlich vom Hafen, einige tausend Schritte am Deich zu gehen, und an einer Biegung der Küste. Sie nennen den Ort Uthörn, was etwa äußerer, abgelegener Winkel heißt. Ich lebe hier unter Bauern auf einem Hof, einsam liegt, Jahrhunderte alt ist, unter uralten hohen Eschen, Rüstern und Eichen liegt, die alle vom Nordwester schief geweht sind. Wilde Tauben horsten darin, man hört sie gurren. Unmittelbar hinterm Deich liegt dieser Hof, und tiefer als die Meeresoberfläche, ja sogar tiefer, als der trockene Meeresboden bei Ebbe.

Vom Deich aus, der nach der Landseite zu steil abfällt, nach See hin sich sanft senkt, gehe ich täglich schwimmen. Stets bei Wind, der die Haut herrlich reizt und abhärtet, und einen zwingt, sich zu bewegen. Meist ist das Wasser milder, so daß man aus der kalten Luft dahinein flüchten kann.

Der Bauer, ein langer, blonder, schweigsamer Friese, nimmt mich manchmal mit über Feld auf seinen täglichen Gängen. Er hat vielleicht Gefallen an mir, behandelt mich aber fast etwas mitleidig. Diesen Leuten hier erscheinen Kunsttreibende als halbwertig, die man nicht recht voll nimmt. Er erklärt mir mühsam auf Hochdeutsch seine Felder und erzählt von seinem hochwertigen Zuchtvieh, das schwarzweiß wiederkäuend satt daliegt, oder mit gesenktem Horn grasst. Ein schöner Anblick. Wohlhabend, dauerhaft, beständig.

Im Süden, landeinwärts liegt die Stadt, die Norden heißt. Ihr hohes Bild sieht man am schönsten vom Deich aus, drei hohe Windmühlen, wie Rembrandt sie radierte, ragen in diesem Bilde, und ein schöner uralter

Kirchturm. Dazwischen hohe alte Giebel, in dem rötlichen, edel verwitterten Backstein dieser Gegend gebaut. Prächtige Fassaden sieht man in den Straßen, reiche Tore und Türen der Bürgerhäuser, die geradezu entzücken können. Der Formenreichtum steht unsrem Barock nicht nach, aber er ist viel verhaltener, ausgeklügelter, gedrängter, mehr verinnerlicht. In den Kaffees der Stadt bekommt man heimatliches Gebäck: Butterschneckenkorte, Knüppelkuchen, wie ihn Mutter zu Festtagen verschickte. Ich erinnere mich so gut, es sind die gleichen Kuchen, mit denselben überschwenglichen Gewürzen und dem geheimnisvollen Aroma.

Jetzt wird Hannibal unruhig. Er will mit mir auf seinen täglichen Spaziergang. Ich schreibe heut abend weiter. Wenns Dich nicht langweilt?

Abends.

So, nun sitze ich wieder an meinem Fenster. Es sind hier Schiebefenster. Des Windes wegen, der keine Fensterflügel, die umherflattern, duldet. Man schiebt sie nach oben auf, das gibt viel Luft und Licht und spart Raum. Ich höre das Brüllen der Rinder draußen auf den fetten Weiden. Die Kühe bleiben hier zu Lande vom Mai bis November ständig draußen, die Mägde gehen zweimal täglich zum Melken hinaus, in leuchtend roten wollenen Röcken, über den Schultern ein grün bemaltes Holzjoch, an dessen Ketten jederseits ein kupferner Eimer hängt. Auf dem Heimweg schwimmt auf der schaumigen Milch ein Holzkreuz, damit bei dem wiegend schweren Gang der Mägde die Milch nicht überschwappt. Alles ist so einfach und sinnvoll.

Die kleinen Windmühlen überall im Lande heben an schrägen endlosen Schrauben das Wasser aus den Gräben, wenn es zu hoch steht und fördern es in kleine Kanäle, die es sammeln und den ‚Sielen‘ zuführen, die bei Ebbe tief genug sind, das Wasser aus dem Binnenlande abzuleiten. – Wie ich das alles weiß? Hat mir mein Bauer Stevens erklärt. Ich nehme das alles gerne in mich auf, es geht mich schon etwas an, ich hätte all das früher erfahren können. Übrigens wird in Norden der ‚Doornkaat‘ gebrannt, ein Kronbranntwein, den ich schätze. So unweiblich er sein mag, er durchglüht einen mit einer überzeugenden Reinheit und Kraft.

Ja, so lebe ich nun hier recht einsam, es quält mich ein wenig, daß ich erst jetzt anfangen, etwas heimisch zu werden. Die Musik hilft viel, denn alles wird hier zur Musik. Diese Weite, Größe, Einsamkeit und das Elementare! Man ist ja ganz auf Musik angewiesen. Auch die Einförmigkeit hier verhindert Zerstreuung und Ablenkung. Nirgends anderswo – und in den Bergen niemals – hätte ich Schumann – vor allem die c-Dur-Fantasie, derart begriffen

und in mich aufgenommen. Traurig, dass Schumann niemals am Meer war. Auch Beethoven nicht! Was hätten sie uns noch geben können! – Ach, Eva! Dieser Brief wird ja ein ganzes Buch! Ich bin müde. Wenn ich morgen noch kann, schreibe ich dann weiter. Gute Nacht, mein Liebes !

Guten Morgen, Eva ! Wunderbar war der Abend! Die fernen Rufe der Vögel über dem Watt, aus den Wiesen, aus der unbestimmten Dunkelheit und Weite sind herrlich! Der Rotschenkel, den sie hier ‚Tütvogel‘ nennen, weil er so ruft, der Kiebitz, die Möwen, all das Getier und noch mehr höre, sehe und liebe ich. Der Kiebitz zum Beispiel , er beherrscht das Land, das Bild des Landes und der Luft von dem großartigen Gewölk abgesehen. Aber dieser ewig elegante und melancholische Vogel, der auch des Nachts vereinzelt herumflattert und schreit, ist geradezu die Marschlandschaft im Symbol. Sein Flug ist virtuos und unvergleichlich und einzigartig. Er hat dunkle, abgerundete Flügel, mit denen er sein Tempo ganz willkürlich wechselt, das meist ein getragenes allegretto ist. Plötzlich aber stürzt er herab, rapide, überschlägt sich, gaukelt dicht am Boden entlang, in einem wuchtelnden Fluge, fast torkelnd, steigt dann wieder steil auf, man weiß nicht, wie er so rasch wieder hoch kommen kann, dann taumelt er kokett in der Höhe und schreit dabei sein schönes ‚ki iuwitt, ki iuwitt‘, das herausfordernd und zugleich traurig klingt. Meister der eleganten Melancholie, wie Chopin. Ach, Eva, das sind ja alles äußere Dinge, die hier neu und fesselnd und beglückend sind. Aber die innere Unordnung, die kommt zu allem dazu. Sie ist erregend und quälend. Sie ist mir ja nicht neu, nur habe ich sie nie so stark erlebt, wie hier, wo alle äußeren Eindrücke so zwingend in das eigene Ich führen.

Du weißt ja, was es ist, wie oft haben wir davon gesprochen, gerade als es uns am besten ging. Das Alleinsein ! Der Starke ist am Mächtigsten allein! Unsinn ist das! Ich bin nicht stark. Für wen soll ich stark sein? Ich bin sogar schwach. Wir sind alle schwach, wenn wir einigermaßen richtig sind. Nur wollen wir nichts davon wissen. Ich bin noch altmodisch dazu! Für wen bin ich überhaupt da? Für das blöde Publikum? Für die noch blöderen Zeitungsschreiber? Wenn sie noch so begeistert sind: der Lorbeer ist ja schon welk, lange bevor er mir überreicht wird. Lange schon. Und hinterher ist alles Schall und Rauch! Blasse Erinnerung, die immer blasser wird. Für alle Teile. Natürlich habe ich die Pflicht, meine Begabung zu bilden, herauszuhören, was mir je und je überhaupt möglich ist. Aber für wen? Doch nur, damit ich sie weitergebe und bei dem weiter Begabte ausbilde und fördere. Ein sehr

gescheiter Mann hat mal irgendwo gesagt: „Die Genialität der Frau liegt in ihren Söhnen!“ Das stimmt genau! Darum lasset uns Männer gebären! Ich will nicht als Blattpflanze verdorren. Ich finde immer, die Frau, die in der Arena der Männer kämpft, auch wenn sie mit ihm und gar nicht einmal gegen ihn sondern um ihn kämpft, wird verdorben. Ich bin so altmodisch, ich will für jemand leben, der auch lebt, nicht nur für die großen Toten. Ich will Haus und Heim und Kinder haben, will wissen, wo ich im innersten hin gehöre!

Verzeih, liebste Eva, diesen Ausbruch. Aber wir sind ja so oft schon gemeinsam in dieser Richtung ausgebrochen. Du hast es besser. Deine Bilder sind Deine Kinder. Sie sind bleibend, überdauern dich und Generationen. Es sind ‚Werke‘! Wie habe ich Dich um Deine selige Besessenheit beneidet. Maler sind nun einmal besser dran. Ach, Eva, und wir können so gar nichts ‚machen‘, nichts eigenmächtig lenken. Wir müssen warten und fromm sein. Höchstens können wir das Schicksal ganz zart und scheu und klug ein wenig kitzeln. C’est tout!

Draußen steht eine Wolke hoch im Blau, steil aufgetürmter Glanz, herrliche Pracht! Musik für meine Augen!

So! Hannibal erhebt sich. Ich soll zum Baden gehen. Also verzeih dieses Buch von einem Brief. Schreib mir bis Ende des Monats nach Norderney postlagernd. Vielleicht gebe ich dort einen Abend, wenn es passt und sich lohnt.

Machs gut!

Deine Cordula

Diesen Brief ließ Cordula vorerst zwischen ihren Noten liegen. Sie mußte dem drängenden Hannibal wehren, und versuchte, ihn durch plaudernden Zuspruch zu beschwichtigen. „Ja, ja, wir gehen ja schon. Sei nicht so gewaltsam, Du schwarzer Wollteufel, Du ewig männlicher“. Aber Hannibal wurde immer lebhafter und ungestümer, umsprang und umstellte seine Herrin und erschwerte ihr gerade das, was er selbst so heftig wünschte und forderte. Aus dem bewegten schwarzen Wesen schimmerten weiß die Zähne hervor, und zwischen ihnen leuchtete rot die feurige Zunge.

„Ja, ja, sei schon stad, du schwarzweißroter, du gut deutscher, du faustischer, Du Mephisto Du! Gib schon Ruh, Hannibal!“ Endlich gelang es Cordula, ihre Sachen zu ordnen. Sie entkleidete sich im Zimmer, zog ihren goldgelben Badeanzug über, nahm die Kleider auf den Arm und verließ die Wohnung. Hannibal stürmte voraus.

Am Deich legte sie alles sorgfältig nieder ins kurze Gras an der Seeseite, allem Zublick von anderer Seite entzogen, und Hannibal setzte sich in amtlicher Haltung zur Bewachung hin, in der unerschütterlichen Würde seiner gewohnten Aufgabe.



Cordula zog ihre gelbe Badehaube über den blonden Kopf und ging über den Holzsteg, der ins Wasser führte, hinaus. Das Wasser stand bis an die Steinböschung heran, es war Hochwasser, und es war in einer mäßigen und etwas spritzenden Bewegung. Die Luft war einigermaßen ruhig, milde durchsonnt, der Himmel hoch und von einzelnen großen Haufenwolken erhellt.

Bald war Cordula weit vom Ufer entfernt, schwimmend und mit wechselnden Übungen beschäftigt. Zuerst lag sie auf dem Rücken, mit den Beinen das Wasser aufwirbelnd, dann schlug sie das Wasser kreisend mit gestreckten Armen oder trieb ruhig in der weiten blauenden Fläche, so daß nur ihr Kopf wie ein runder Farbfleck golden aus dem Wasser leuchtete. Immer weiter entfernte sie sich vom Ufer. Hannibal saß unbeweglich und mit gelassener Miene neben den hellen Kleidern und dem schön geschwungenen Florentiner Hut, der verlassen seine blauen Bänder hingestreckt hatte.

Plötzlich begann der Pudel zu schnuppern. Er drehte sich gegen den Wind, sah den Deich entlang und nahm eine gespannte Haltung an. Wirklich, es nahte, auf der Deichkrone gehend, eine helle Gestalt. Es war Thomasius.

Weiß und sommerlich leicht gekleidet, mit Skizzenbuch und Fernglas, wie man ihn meist zu sehen pflegte, schritt er daher. Natürlich hatte er mit seinen scharf spähenden Augen bereits von weitem das Bild erfaßt. Um es zu vervollständigen und zu sichern, beobachtete er es durch sein Glas. – Hut, Hund, Kleider – und wieder ist die Herrin davon. ‚Sonderbare Begegnungen‘ dachte Thomasius. Als er näher kam, ließ Hannibal ein unfreundliches, ja drohendes Verhalten erkennen. „Hannibal, schäm dich! Ist das dein Dank? Kennst mich nicht, mich, den Mann vom Ochs im Fegefeuer? Vom nächtlichen Schmaus?“

Aber es nützte nichts. Hannibal ließ sich nicht beschwatzen, blieb unnahbar und verwehrte dem Maler den Zugang. Thomasius ließ sich in einiger Entfernung nieder, an einer erhöhten Stelle des Deiches. Er suchte nun das Wasser mit seinem Glase ab und hatte auch sehr bald die Schwimmerin entdeckt, die er jetzt so genau betrachtete, als ob er sie zeichnen sollte. „Angst hat sie keine,“ dachte Thomasius, und wenn ihre gebräunten Arme sichtbar wurden, stellte er fest, dass sie kräftig und wohlgebildet waren. Thomasius sah nach der Uhr. „Gut“, dachte er bei sich, „noch ist es Hochwasser und noch keine Gefahr. Aber in einer Stunde müßte sie wieder zurück sein, wenn der Strom sich wendet.“

Thomasius nahm seinen Skizzenblock auf die Kniee und begann zu zeichnen. Er hatte Farbstifte bei sich. So setzte er zuerst den Pudel mit dunklen aber luftigen Schatten und als beherrschendes Element auf die freie zart getönte Fläche. Dann ließ er die Kleider leicht, hell und besonnt aus einem lila getönten Grunde hervorscheinen. Mit leichter und sicherer Hand schuf er dieses Bild, hier einen Schatten, dort ein Licht, hier eine schöne Linie, dort einen hübschen Übergang, so tändelte er ein liebenswürdiges, schwereloses und bestechendes Werk hervor und freute sich über diese freundliche Gelegenheit. Er unterschrieb das ansehnliche Blatt: „Ihnen zur Freude! Wenn Sie dort draußen in den Ebbestrom geraten, sind Sie verloren. - Thomasius.“ Schließlich war die gesetzte Frist bald verstrichen. Thomasius aber war mit seiner Zeichnung noch nicht völlig zufrieden. Das Hingeschriebene schien ihm zu schroff, zu sachlich, fast unfreundlich, trotz der besorgten Warnung. Irgendetwas versöhnendes mußte noch gefunden werden. Da hatte Thomasius den Einfall, einen Farbton noch auf das Blatt zu bringen, der zwar bisher überhaupt nicht vorhanden war, der aber doch irgendwie noch hineingehörte. Er griff noch einmal in seine Stifte und legte, eine Rose, ein schönes Gebilde von einem weichen, dunkleren, einschmeichelnden Gelb, von einem sommerlich warmen Gelb, auf den helleren Hut. Ja, er zeichnete dies

Ornament geradezu zärtlich, als ob er es selber überreichen könnte. Dann schaute er es noch einmal prüfend und zufrieden an, wobei er nach Malerart den Kopf etwas schief zur Seite hielt, einmal nach links, einmal leicht nach rechts. So entließ er sein Werk, und wollte das Blatt unter den Hut schieben. Aber es erwies sich als unmöglich, Hannibal in seiner Pflichtauffassung zu beirren. Jeder Versuch beschwor Gefahr herauf, und Thomasius wollte es keinesfalls mit Hannibal verderben. So legte er das Blatt in der Nähe nieder und beschwerte es mit einem Stein, den er sorgfältig aus der Deichböschung herausgesucht hatte. . Dann sah er noch einmal durch sein Glas nach der Schwimmerin und freute sich über die gleichmäßig kräftigen Bewegungen und über die Sicherheit ihres Gebarens im Wasser. Noch war das Wasser ohne Strömung und Gefahr bestand nicht. Inzwischen hatte sich Cordula zur Rückkehr gewendet, im Glase sah Thomasius die langzügigen fördernden Stöße ihrer Schwimmbewegungen.

Thomasius verließ den ‚Tatort‘, nicht ohne Hannibal seine Anerkennung ausgesprochen zu haben. „Aber dennoch! Hannibal! Beim nächsten Braten wirst du zugänglicher sein! Ich hoffe, bald die Ehre zu haben!“ Thomasius war dann bald irgendwo in der Ferne verschwunden.

In Wirklichkeit aber lag er weitab am Deich bäuchlings im Gras, mit Fernglas und Skizzenblock vor sich. Draußen über den Sänden stand Brandung. Silber glänzend lag der Streifen zwischen der grünen See und dem opalenen Himmel. Zackig flimmerte dieser blendende Saum, denn die erwärmte mittägliche Luft wallte. So sah Thomasius die Ferne herangenähert im Glas und zeichnete mit seinen Farbstiften diesen Eindruck nieder. Ihn reizte es, den Übergang zwischen Watt und offener See, den diese ferne Brandung bedeutete, darzustellen.

Aber Thomasius fühlte sich zerstreut, abgelenkt, gestört. Die soeben noch vollbrachte Skizze, die Kleider, der Pudel, die Rose, so sehr sie scherzhaft gemeint und nur Gelegenheit waren, so hatten sie ihn doch irgendwie aus dem Gleichgewicht seiner allereigensten Welt und ihrer Abbildungen gebracht. Er empfand dies mit einer gewissen Neugier und mit der leicht erregenden Unsicherheit einer Erwartung. Er ließ den Blick schweifen und sah wie Cordula über den Steg zurück zum Deich ging. Er nahm das Bild durch sein Fernglas auf, aber es gab ihm gleichsam einen Ruck. Wie schön war dieses aufrecht und frei schreitende Menschenbild! Wieviel Ausdruck, wieviel ‚geheimnisvoll offenbare‘ Beglückung lag in der menschlichen Gestalt! In der Frauengestalt! Diese Empfindung überfiel ihn geradezu gewaltsam und mit einer nahezu rauschartigen Eindringlichkeit. Da hatte Thomasius nun

jahrzehntlang Seetiere, Vögel, Strandläufer, Austernfischer, Regenpfeifer, Möwen, Lummen, Alke, Robben gemalt. Er war berühmt geworden als vertrautester Kenner der Nordsee und ihres Lebens. Dazu hatte er die Natur, die Welt dieser Tiere gemalt, wie keiner je zuvor! Wolken und Wetter, seltene und erhabene Stimmungen der Atmosphäre, Glanz des Morgens in der Einsamkeit entlegener Inseln, Abendstunden von überwältigender Kraft der Farben und einer Einmaligkeit der Meeresweite, wie sie keiner früher darzustellen wußte! Und all dies hatte ihn glücklich gemacht, ihn völlig erfüllt und mit einer Besessenheit begabt, die einzig die Kraft schafft, das Äußerste zu leisten im Eindringen und in der Erfassung der Natur. Er war vorbeigegangen an Welten, die in leuchtender Fülle vorhanden waren und die er nur zu sehen brauchte, um sie zu besitzen. Er ließ das Glas nicht von den Augen, und wie eine Folge von Bildern geschah nun, was er beglückt und überrascht vor sich sah.

Cordula stand auf dem weichen Grasboden des Deiches, sie zog sich die gelbe Kappe vom Kopf und schüttelte ihr blondes Haar, dem das Sonnenlicht kupfrig sprühende Funken entlockte. Nun streifte sie den goldgelben Badeanzug ab und stand in bronzener Schönheit, schlank voll schwellender Kraft in der weiten Luft. Sie begann, sich in tänzerischen Haltungen, in Beugungen und Straffungen und Sprüngen zu bewegen, sie reckte sich und streckte sich in kleinen Drehungen und Wendungen und Schritten. Dies trieb sie kurze Zeit, dann begann sie mit Hannibal zu tollen und zu laufen. Plötzlich hielt sie inne und warf ihren blauen Bademantel über.

Thomasius ließ das Glas sinken. Er war verzaubert und beschämt. Das hatte er nicht belauschen – nein, - wie soll man diesen Ausdruck, der für das Ohr galt, für das Auge übersetzen? Nein, das hatte er überhaupt nicht gewollt. Immerhin, es war geschehen, und Thomasius war erfüllt von einer neuen Freude, die wie eine große rauschende Musik in ihn eingedrungen war.

In all dieser inneren Bewegung fiel ihm das hinterlassene Blatt ein. Wenn Hannibal es zertreten hätte! Ein quälender Gedanke, wenn seine Gabe nicht rein und frisch in ihre Hände gelangte ! Er nahm wieder sein Glas und da stand Cordula schon still vor dem Blatt. Mit dem Fuß schob sie den Stein beiseite und betrachtete es von oben her, ganz, wie man solche Blätter in den Ateliers anschaut. Sie hielt den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, dann nahm sie das Blatt auf und schob es unter den Hut.



Thomasius erhob sich. Mit der Brandung dort draußen wurde es heute nichts mehr. Dagegen war ein Wunsch und Verlangen in ihm geweckt worden, Musik zu hören, selber Musik zu machen. An seinem Flügel hätte er sich setzen mögen um zu spielen, etwa seinen geliebten Schumann, oder von den letzten Sonaten von Beethoven einiges, das drängt und stürmt und voller Kraft in unbekannte Reiche hinaus fliegt. Er summt mancherlei vor sich hin, wie er am Deich nach Hause ging. Zerstreut dachte er nicht daran, daß er auf das eben Gesehene zugeht, bis er aus seinen Traumgedanken herausgerissen wurde, durch Hannibal, der ihn umsprang. Und gleich darauf stand Cordula vor ihm.

„Habe ich das Ihnen zu verdanken?! Fragte sie indem sie ihm das Blatt hinhielt.

„Ich habe mir erlaubt, meine Gnädigste“

„Wie hübsch und flott und sonnig! Wie darf ich mich bedanken? Und die schöne Rose! Warum eigentlich gelb? Es ist so feierlich.“

„Es paßt doch zum Badezeug.“

„Ach, woran Sie alles denken! Aber es ist wunderhübsch, all das! Eine kleine Symphonie von Bläue und Luft! Dirigent im schwarzen Frack: Hannibal !“

„Schön, dass es Sie freut ! Das sollte es nämlich!“

„Mir macht Kunst sonst Kummer! Manchen Kummer!“

„Sie sind jung“ entgegnete Thomasius, „ die jungen wollen so viel, sie müssen so viel, sie haben so viel vor sich. Ich kenne das auch!“

„So, meinen Sie, das gibt sich? Wird besser mit den Jahren? Immerhin ein Trost.“

„Aber dieser Kummer hat doch auch seine Seligkeit.“

Herrlich stand Cordula im Licht vor Thomasius, der dieses freie, schöne Bild in sich aufnahm. Sie ist eine vollendete Himmelsgabe, dachte er bei sich, und sah die kupfrigen Funken in ihrem Haar, sah ihre makellose Arme und atmete ihre Nähe wie Morgenwind.

Cordula fuhr fort: „Übrigens beschämen Sie mich. Neulich habe ich Sie ausgescholten, damals im Segelboot mit dem Seehund. Und heute beschenken Sie mich! Es war wohl garstig von mir.“

„Sie hatten ja recht. Ausserdem waren Sie prächtig in Ihrem Zorn!“

Cordula erötete. „Für Sie ist wohl alles nur Bild? Nur Erscheinung?“

„Nur? – Ist das nicht sehr viel?“

„Vielleicht, aber es langt nicht!“

„Übrigens“ erwiderte Thomasius, „wollen wir nicht weiter gehen?“

„Ich bin hier zu Hause. Hier, hinter dem Deich. Dort im Bauernhof.“

Cordula zeigte also keine Lust, Thomasius zu begleiten. Und Thomasius ließ das Gespräch enden. Es drängte ihn, mit dem eben erlebten allein zu sein, es weiter in sich schwingen und wirken zu lassen. Ungestört. So verabschiedete er sich. Cordula rief ihren Hannibal und verschwand über den Deich.

Singend, summend, pfeifend fand sich Thomasius zu Hause an. Er rief in die Küche hinein: Meenamö ! Heut abend eine Flasche Roten! Es wird ernst!“

„Wieso? Kommt Petersen auch?“ fragte es aus der Küche zurück.

„Nein, ich trink ihn allein. Bin für niemand zu sprechen.“

5. Vom kleinen Zeh bis zur Milchstrasse

Sonderbare Tage folgten für Thomasius nach seiner Begegnung mit Cordula. Der Maler empfand das Erlebnis dieser Frau als einen Einbruch in seine als gesichert geglaubte Welt. Sein Gefühl zu ihr war auf eine eigenartige, hartnäckige und ihm selbst noch nicht erkennbare Weise mit seiner Kunst und seiner Gewöhnung verbunden. Je mehr er sich Cordula zuwandte, desto beunruhigender strahlte es auf seine Lebensarbeit zurück. Thomasius

verbrachte ganze Tage nur mit Nachdenken, oder er ertappte sich bei Skizzen, die er auf dem Gebiet der menschlichen Figur und Gestalt versuchte. Er komponierte das Bildnis von Cordula vor einer weiten Meeresaussicht, auf einer Düne, einmal stehend, einmal sitzend, oft nur ihren aufgestützten Arm, oft nur Kopf und Nacken, manchmal gab er ihr den Pudel zur Seite, dann wieder versuchte er einen großen stehenden Frauenkörper zwischen Wolken und Dünen aufzurichten. Er studierte alle möglichen Eingliederungen und Flächenverteilungen, überlegte und verglich die Verhältnisse der waagrechten Bildelemente zu der beherrschenden Senkrechten der stehenden Gestalt .
Kurz: Thomasius experimentierte, war unschlüssig, verspielt, zerstreut, zwiespältig und voller Gedanken.

Einmal war er mit Petersen beim Wein in der Gaststube der Frau Meena. Petersen hatte da ganz behaglich und wohlgelaunt ihm zum Wohl getrunken: „Prost, Professor! Vom kleinen Zeh bis zur Milchstraße !“ Das hatte Thomasius einen Ruck gegeben, geradezu wie eine Erleuchtung flammte es in ihm auf—ein Bild, ja d a s Bild stand vor ihm, der Spuk der letzten Tage war gewichen, alle Bedrücktheit und Unordnung war im Augenblick von ihm fortgehoben. „Die Geburt der Venus!“ die Erscheinung der dem Meere entsteigenden Göttin, das alte Thema in einer neuen berückenden Schau, umfassend, endgültig: In einer lichtdurchschimmerten Nacht, einem ungeheuren, unbestimmten Raum, einem irdischen Weltraum, die Milchstraße über sich, den feuchten, schimmernden, spiegelnden Planeten Erde unter sich. Darauf ihre Wesen, tierische Wesen des Meeres, staunend verhaltene, fromme und beglückte Kreaturen, die gleichsam das göttliche Bild der Menschen umjubelten und in Verzückerung die ungeheure Einsamkeit dieses Anfanges belebend erfüllen. Thomasius gerät in eine übermütige Stimmung, als wäre er mit diesem einen Ruck allen Zweifeln entrissen und als hätte er schon den großen Sieg seines Lebens in der Hand.

„Prost, Petersen ! Mit der Milchstraße nehme ich es auf! Aber den kleinen Zeh! Woher? Wohin? Wie in aller Welt mit dem kleinen Zeh?“

Petersen verstand nicht vollkommen, er konnte es ja auch nicht, und antwortete: „Dafür sind Sie doch Professor! Wenn Sie Gewitterböen malen, daß man es donnern hört, und die See brüllen sieht – da werden Sie doch ... na ich hab nix gesagt, bin ja nur Petersen. Oder müssen wir mal wieder ins Jenseits?“

„Schon gut, Petersen. Die Welt wird etwas bekommen von mir, das sie niemals vergessen wird! Im Diesseits! Es lebe das Diesseits!“

Spät in der Nacht war Thomasius leise singend und brummend in sein Zimmer gekommen. Er hatte Träume von Sternen, Seerobben, nächtlichem Vogelzug und einem Himmel voller Größe und Glück.

Am nächsten Tage fühlte Thomasius sich vollkommen frei, leicht, aufgeräumt, aufgetan und voller Neubeginn. Er ging, gegen seine Gewohnheit, ohne Fernglas und ohne Skizzenblock am Deich hin, um ungestört über das Erlebte wie Kommende nachzudenken. Nichts war ihm mehr zuwider als Unordnung. Und es war noch immer ein nicht ganz geordneter Rest in ihm. Nichts empfand er störender als Zwiespalt. Wohl konnte man zweierlei Welten, zweierlei Strebungen, zweierlei Glück, zweierlei Freude und Schmerz haben, aber sie mußten unter e i n großes, einheitliches Gefühl gebracht und von der eignen einheitlichen Seele gesteuert und gemeistert sein. Hier half zuerst einmal Denken. Ruhiges Nachdenken, ganz allein und ausdauernd. Denken bringt Ordnung und Klarheit, und wenn die Überschau im Geiste errungen ist, entscheidet das Gefühl von selbst, ohne Aufwand aber zwingend.

War es nicht in seinem Leben immer so gewesen? Aber war dies nicht vielleicht auch ein Mangel? Hatte er nicht mit dieser inneren Kühle geradezu das Schicksal genarrt? Niemals war er einem großen Gefühl und seinem Sturm erlegen, niemals irgendwie Opfer gewesen, nicht einmal Opfer hatte er dargebracht, weder seiner Kunst noch seinem Herzen, für keinen Rausch, für keine Liebe. Alles war ihm leicht geworden, alles war ihm geglückt, nichts ihm versagt. Darum vergaß er auch leicht und lebte mit vollen Segeln von seiner Vergangenheit durch seine Gegenwart, die ihm immer ganz und gar zu Eigen war, hindurch.

Wenn er so zurückdachte, wie er als kaum Achtzehnjähriger seinen hochbürgerlichen Eltern entlaufen war: Im Hafen sprach er eine schwedische Bark an mit seinen frisch und kümmerlich erlernten Sprachversuch: Jag kann holda Vakt! Jag kann lava mat! – und der Käptn nahm ihn mit. Dort malte und zeichnete Thomasius Tag und Nacht. Die Besatzung war duldsam und ließ ihn gewähren. Auf seine Wachen, auf seine Kochkünste konnten sie verzichten. In Schweden verkaufte er seine ersten ‚Seestücke‘: Felseninseln, die in einem grauen Gewässer ungewiss schwammen, hohe Himmel voller Morgenröte, braune und rote Segel vor den roten Holzhäusern der kleinen schwedischen Häfen, frisches, bedenkenloses Erstlingswerk. So kam er zu seinem ersten Geldverdienst und zu Selbstvertrauen. Nach Monaten kehrte er zu seinen Eltern zurück, als beinahe wohlhabender Jüngling, und erklärte, auf die Akademie zu gehen. Das Geld dazu hätte er verdient, und weiteres würde

er unschwer dazu verdienen. Er siegte mühelos und bezog die hohe Kunstschule. Bald wurde sie ihm zu akademisch. Manche Professoren liebten ihn und förderten ihn in richtiger Erkenntnis, manchen war er zu lebhaft, zu geschickt, zu spöttisch, zu unruhig und nicht ernst genug.

Dazu kam seine musikalische Begabung. Tags malte er – nachts spielte er Klavier. Nach einem Jahr brachte er die Kunstwelt in Erstaunen durch einen gewonnenen großen Preis. Und was hatte er gemalt? Völlig unakademisch, sehr eigenwillig, aber wuchtig und bezwingend überzeugend: Eine tote Silbermöwe, die am Strand lag, im nassen Sand, von einer hauchdünnen aufkommenden Flutwelle überspült. Dieses war so recht Thomasius. Er wollte seinem Professor einmal laut und deutlich zeigen, wie er malte und was er wirklich konnte. Selbst strenge Kunstkenner und Sittenrichter des Geschmacks hatte er überrumpelt. Zeitungen und Kunsthandel waren einstimmig voller Erstaunen und Anerkennung. Man versprach sich dem Maler eine Zukunft.

Und für diese Zukunft hatte er selbst gesorgt. Wenn man auf den Akademien schon das Malen nicht lernt, hatte er scherzend gesagt, so sollten sie einem wenigstens beibringen, wie man das gemalte Zeug verkauft! Aber auch das hatte er aus sich selbst gelernt und bis zur Meisterschaft geübt. Wenn die Leute meine Bilder lieben – und sie lieben sie mit Recht, denn kein anderer malt das Meer und sein Getier und seine Atmosphäre so wie ich – höchstens vielleicht noch Liljefors, und der hat auch Bilder von mir, - dann sollen sie opfern, opfern! So sagte und dachte Thomasius. Ja, in späteren Jahren kaufte er seine eigenen Bilder zurück, wenn sie Leuten gehörten, die ihm nicht genehm waren. So wurde er reich und seine Reisen wurden ausgedehnter und großartiger. Inzwischen konnte er sich aus seiner Musik mehr widmen. Es gab Wochen, wo er nichts malte, sondern seine Bilder geradezu durch Musik vorbereitete. Er erinnert sich, wie einmal nach wochenlangem Spiel Schumannscher Klavierwerke ein Bild von Helgoland entstand. Da lag die rote Felseninsel, nah und doch fern in einem geheimnisvoll und gespenstisch durchleuchteten feinsten Nebelschleier, vor ihr eine gewältige Dünung wie eine ungeheuer schwingende Melodie, sie lag da, wie Orplid und Gral, von ferne leuchten unnahbar, das Meer wie Gewalt einer Urwelt aus den Schöpfungstagen. Das Bild wurde berühmt und nachgebildet. Käufer bewarben sich, aber sie wurden abgewiesen. Einmal kam eine blonde Frau von edler Rasse. Auch sie wollte kaufen. Diese Frau machte einen starken Eindruck auf Thomasius. Sie war groß, breitschultrig und von königlicher Haltung, war selbstbewusst und doch von frauenhafter Wärme,

verheißungsvoll und herb zugleich. Ihr hatte er übermütig geantwortet, sie könne dieses Bild nur erwerben, indem sie ihn heirate. Aus dieser Begegnung war eine tragende und dauerhafte Befreundung geworden.

Ja, die Frauen. Frauen gehörten für ihn zur Musik. Der Rausch, der ihm die Frau nun einmal war, konnte nur als Musik verstanden werden. Als Maler empfand er sie nicht so unmittelbar und beglückend. Die Liebe störte sein Werk als Maler, aber sie förderte seine Musik. Der Rausch, der ihm die Frau nun einmal war, konnte nur als Musik verstanden, erhalten und veredelt werden. Seine erste große Liebe, als er noch anbetend, jünglinghaft und scheu war, ja, - nun fiel es ihm wieder lebhaft ein, - war ja hier am Nordseewatt gewesen. Auch sie war groß, kraftvoll, blond. Ja, hatte sie nicht auch jenes kupferne Sprühen im Haar? War ihr nicht auch dieses Herbe, kurz angebundene, verhaltene, eigen?

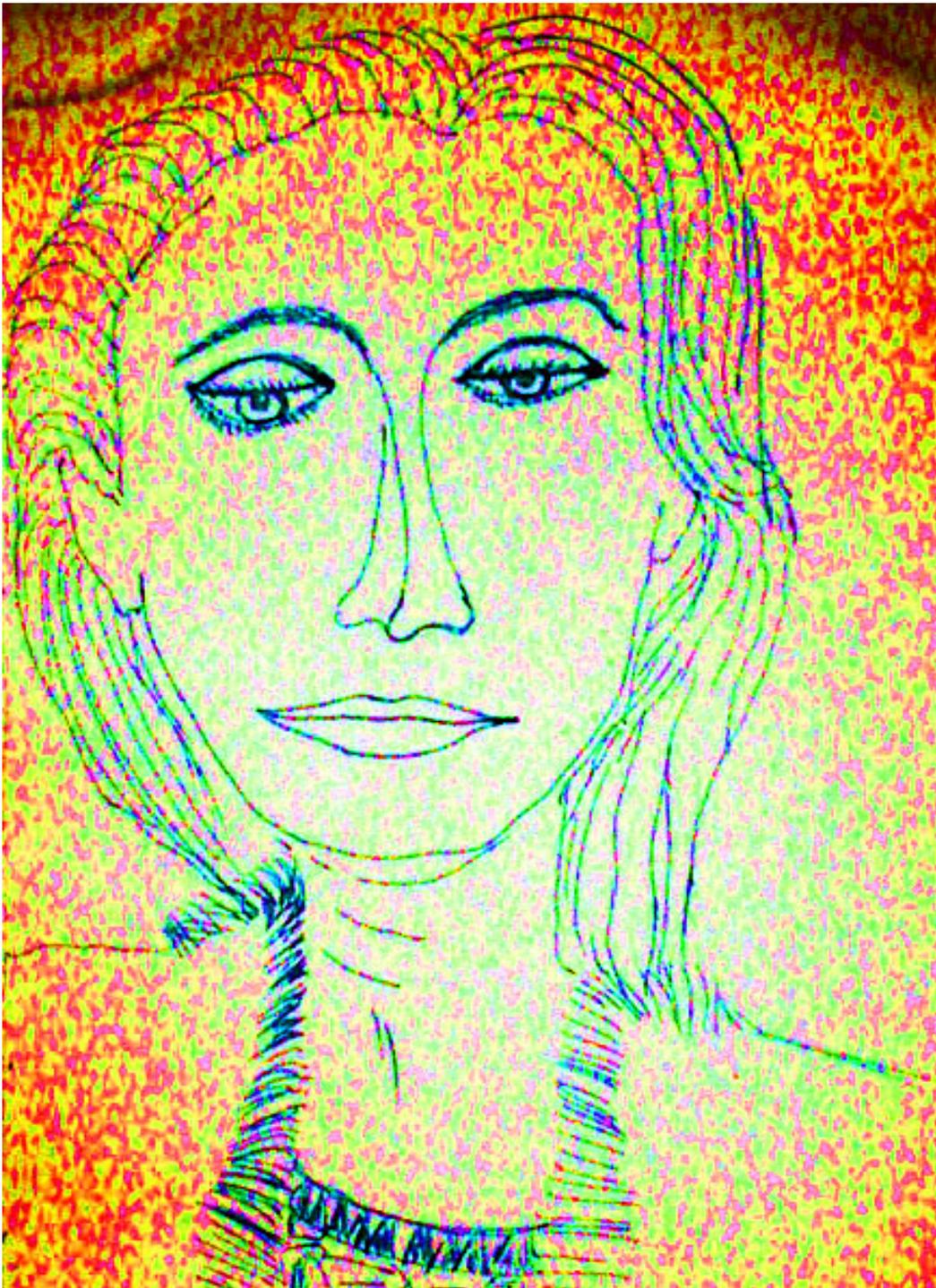
Ach, selig war diese Zeit gewesen. Erstes einer langen folgenden Reihe von Frauenerlebnissen. Aber die selige Keuschheit, der Rausch einer neuen, ungekannten, nicht einmal geahnten Welt des Erlebens, beglückend und beängstigend, das war ihm noch innerlich. Damals war er auf einem finnischen Segler mit hoher Holzladung nach einem ostfriesischen Hafen – Emden war es gewesen - gekommen. Er hatte das goldene Holz gemalt, gegen den unbeschreiblich blauen Himmel des Wassers, oder die geblähten Segel mit den Seeleuten, Schiffsjungen in feurig roten Wolljacken und Wollmützen. Ja, er erinnerte sich, es waren unverschämte Bilder gewesen, freche Farben in herausfordernden Flächen – und sie waren verkauft worden fast ehe sie trocken waren. Schon damals. Das mochte etwa an die dreißig Jahre her sein. Dann war er hierher an den Deich gefahren, war einige Tage auf Norderney, hatte dort im Conversationshaus auf dem Flügel gespielt, es war lustig und gesellig, mit allerlei flüchtigen und verzehrenden Bekanntschaften. Viel Geld hatte er ausgegeben, sich gut eingekleidet, neue Malsachen kommen lassen und dann wieder vom Festlande aus seine Vogelstudien getrieben. Und da war dieses blonde Mädchen gewesen. Was er mit ihr eigentlich gesprochen, was sie gesagt hatte, nichts davon wusste er mehr. Gedichte hatte er ihr gemacht. Sie liebte Gedichte. Es mag ungekonntes jugendlich sehr gefühlvolles Zeug gewesen sein. Doch, was ihm noch lebendig war, damals drang er in Musik ein, in die Klaviermusik, mit einem seligen, rauschhaften Schwung. Er spielte damals mit Glück und Leichtigkeit, nichts wurde ihm schwer oder gar schwierig. Die Technik war für ihn ein Reiz, er übte wie ein törichter Konservatorist, wie ein Musikschüler. Weil er es nicht nötig hatte, weil die Fülle seiner Jugend und ihres Schwunges ihm alles in den

Schoß warf und ihn geradezu verwöhnte und überschüttete, reizte es ihn. Damals hatte er die große Fantasie in c-dur gespielt, die symphonischen Etüden, all die großen Werke der Jugend Schumanns und seiner reichsten Zeit. Er hatte auch seiner angebeteten Geliebten vorgespielt und vorgeschwärmt, ihr, die er niemals berührt hatte, aber die ihm so zugetan war, daß sie ihm alles geschenkt hätte, wäre er nicht so unwissend und verschwärmt, so jenseitig gewesen.

Später hatte er viele Frauen erlebt. Jedesmal war es ein neues Glück, neuer Rausch, neuer Schwung, neue Fülle. Niemals hatte sich irgendetwas bloß wiederholt, stets war es im Aufschwung und Aufstieg. Aber er war trotz alledem – oder vielleicht gerade infolge dieser Fülle – einsam geblieben. Wirklich nahe stand ihm wohl niemand. Wohl hatte er Freunde, viele bedeutende Menschen waren ihm Freund. Kenner und Können verehrten und liebten ihn. Auch Frauen waren mit ihm befreundet. Niemals endete eine Beziehung zu Frauen im Bösen. Dennoch, weil er reich war, äußerlich und innerlich und alles ihm glückte, deshalb war er gleichsam ohne Schicksal geblieben. Niemals hatte ein Mensch ihn so im innersten Grunde erschüttert oder aufgewühlt, daß seine eigene Bahn gefährdet gewesen wäre. Was in aufwühlen und erregen konnte, war Natur, Meer, Musik. Es war doch alles Eins. Sie, die Musik hatte eigentlich die stärkste auch ablenkende Gewalt. Und jetzt war es wieder so. Frauen bedeuten Musik. Es sehnte ihn nach Spiel, nach dem klingendem Ausdruck der Fülle, die sein Spiel meisterte.

Solchen Gedanken und Gefühlen hing Thomasius am Deiche gehend nach. So ließ er den Sinn seines bisherigen Lebens an sich vorüberziehen. Alles was gewesen war lag so klar vor ihm. Und warum sollte sich nicht das Gewesene fortsetzen? Geradlinig, ohne Bruch und ohne Unterbrechung. Eigentlich liebte Thomasius durchaus nichts Abenteuerliches. Was in seinem Lebensgang so erschien, war doch folgerichtig, zweckmäßig und sinnvoll gewesen. Freilich war er wohl vollkommen unbürgerlich, dafür war er fast dankbar. Überhaupt hatte er der Fügung dankbar zu sein. Und sich selbst! Sich selber dankte er, dass er niemals mutlos war und Furcht nicht kannte. Auch vor Not hätte er sich nicht gefürchtet, ja, er hätte sie sich gewünscht um seine Ziele zu kämpfen. Darum empfand er die einfachen und bedürfnislosen Verhältnisse seiner Jugendjahre auf Schiffen und unter Seeleuten so dankbar. Es war gewissermaßen der wohlwollende, schonende Ersatz der Not gewesen. Alles war ihm geglückt, kampflös, mühelos. Fast mußte er sich dessen ein wenig schämen. Wenn es ein Schicksal für ihn gab, so war es seine Begabung und seine gesunde Sieghaftigkeit gewesen. Oder der Lohn der Einsamkeit? Aber er

litt nicht unter ihr. Bei dem bedenkenlosen Reichtum von Kraft, Können und Wollen, kam er kaum zum Bewusstsein dieser Einsamkeit. Und nun war wieder eine Frau in seine Welt, in seine eigensten, geschützten und für unverletzlich gehaltenen Bereiche eingedrungen? Sollte sich denn nun zum ersten Male etwas wiederholen? Es war etwas in ihm von der Ergriffenheit wie bei seinem allerersten Erlebnis – damals vor 30 Jahren, an dieser gleichen Stelle. Ergriffenheit! Das war das Wort. Rasse und Adel dieser Frau, ihr ganzes Wesen hatte es ihm angetan, hatte ihn ergriffen.



Dazu war mit der Erscheinung und dem sinnemäßigen Erleben, dem Sehen und Hören dieser Frau noch mehr in ihm aufgewühlt worden. Geburt der Venus! Ein Bild! Ein Werk! Rasse und Adel dieser Frau, ihr ganzes Wesen hatte es ihm angetan, hatte ihn ergriffen. Dazu war mit der Erscheinung und dem sinnemäßigen Erleben, dem Sehen und Hören dieser Frau noch mehr in ihm aufgewühlt worden. Geburt der Venus! Ein Bild! Ein Werk! Ein Gesicht! Ein Rausch, Visionen, Gedanken Weltgestaltung! Ausdruck! Es rang und wirbelte ihm im Blut.

Was hatte er denn bisher gemalt? Die äußere Welt, wie sie war, aber von seiner seelischen Kraft mit er sie sah durchleuchtet. Die Gebärde des ruhenden Vogels, der ziehenden Wolke, der Welle, die auf dem Sand verebbt, die Seele aller Meere dieser Erde, - gewiss, er hatte große Erfolge, also Bestätigungen erfahren, deren es eigentlich kaum bedurfte. Wie viele Menschen, unbekannte und fern wohnende hatten ihm begeistern und dankbar geschrieben und für viele waren seine Bilder eine Lebenshilfe, Trost und Aufrichtung, Freude und Sinn in den Gefahren des verzehrenden Lebens. Aber er konnte mehr und das verpflichtete! Er, Thomasius, mit seinem Können, seinem Geist, seiner Erfahrung und Übung, warum die Welt nicht erschüttern und aufwühlen mit einem Bild, das jeden angeht und jeden im Tiefsten trifft? Einmal eine ganze Welt zusammenraffen und vor die Menschheit stellen, daß sie den Atem anhält, das das Herz aussetzt im Schreck einer beseligenden überwältigenden Schau, einer Berührung, die innerlichste Beglückung ausgießt wie Musik? Freilich, hierzu bedurfte es der Arbeit, einer neuen, bisher noch nicht geleisteten Arbeit der Erfindung und Gestaltung. Es war eine Gefahr, in die er sich begab. Ein einziger Pinselstrich, der nicht vollkommen traf, der nicht vollkommen im Sinne des Ganzen und seines Gedankens wäre - alles wäre verraten und verloren.

Bemühung! Gestaltung! Erfindung, das stand Thomasius immer deutlicher bevor. Und um das überstehen und bestehen zu können, brauchte er zuerst die Musik. Jetzt nicht weiter, als sie! Er brauchte jetzt keinerlei Skizzenbuch und keine Farben, er brauchte Ruhe zum Denken, Freiheit zum Erleben, und Musik. Ja, er brauchte nicht einmal Cordula! Vielleicht sollte er sie meiden? Er durfte in seinem inneren Gestalten nicht abgelenkt werden. Nun, er wollte alles der zufälligen Fügung überlassen, die ihn immer begünstigt hatte. „Vom kleinen Zeh bis zur Milchstrasse!“ – Ach ja, der gute unwissende Petersen.

Und so war Thomasius denn nach Norderney gefahren. Wieder in ein kleines Jenseits. Ein Eiland, freilich nicht so jenseitig weltentrückt wie der Robbensand, aber doch jenseits dieser Gegenwart und auch schon jenseits der Vergangenheit.

Das Wiedersehen mit der Insel war für Thomasius ein verschwiegenes und höchst eigenes Erlebnis. Wie wenig hatte sich geändert! Noch immer waren die Verkaufsstände unter den Arkaden da, mit dem gleichen Tand, dessen Beliebtheit unvergänglich ist. Perlmutterkästchen, Muscheln, Tafeln, Gegenstände mit „Gruß aus Norderney!“ Hier waren Möwen, dort Segelkutter, dort Robben aufgemalt, auch der Leuchtturm war abgebildet. Verändert hatten sich die Zeiten. In ihrer schreienden Masse brachten sie die engen Gewohnheiten der Großstädte mit, dreist und plump machte sich dies alles breit.

Am Hafen schnurrten noch immer die Wagen mit den zottigen Pferdchen über das unvergängliche Klinkerpflaster und brachten die fahrgewohnten Gäste bequem und kostspielig in ihre Gasthäuser.

Thomasius hatte sich in einem Hotel auf der Höhe der Stranddünen das größte Zimmer mit weitem Blick über die See geben lassen. Sofort hatte er alle Fenster geöffnet für den freien Meerwind.



Dann war er gegen Abend zum Conversationshaus gegangen, dessen Räume leer waren von Gästen, da es um die Stunde der Abendmahlzeiten war. Den Musiksaal fand er unverändert, auch der Flügel stand noch am selben Ort, und so, so dass der Spieler vom Innern des Raumes wenig gewahr wurde und

damit kaum zu stören war. Auch die Eintrittstür war seiner Sicht entzogen. Noten lagen auf dem Flügel, und in einem Wandschrank standen noch viele Notenbände. Er suchte in ihnen und fand auch Schumanns Werke in einer recht gut gedruckten Ausgabe. Königliches Nordseebad Norderney war auf alle Noten gestempelt. Thomasius fand es sehr erhebend, aus königlichen Noten auf einem königlichen Flügel zu spielen. Und dieser große Konzertflügel war wirklich königlich. Noch nie hatte Thomasius einen Konzertflügel unter den Fingern gehabt. Thomasius hatte die Nachtstücke von Schumann gefunden und blätterte in ihnen. Wie schön, wieder einmal Musik zu sehen! Die Notenbilder Schumannscher Musik waren ja an sich schon eine erregende Freude für ihn. Thomasius öffnete den Flügel ganz und begann zu spielen. Nach einer Pause von doch immerhin mehreren Monaten ging es besser und sicherer als er geglaubt hatte. Herrlich war der Ton dieses Flügels. Wie der Ton getragen und gehalten wurde, wie leicht der Klang den feinsten Abstufungen des Anschlages folgte! Dieser große Flügel war so feinfühlig wie ein edler Segelkutter unter dem wissenden Druck des Ruders. Thomasius überliess sich ganz dem Strom der Musik. Er spielte einfach getrieben, gehorchend, genießend, staunend. Da waren diese Stellen, wo weiträumige Melodien von beselter, trunkener Sehnsucht dahinrauschten, von der anderen Hand umspielt und umkost in Wohllaut, den man fast körperlich erlebt, von Wohllaut, der mit geradezu schmerzender Süße und in der Flucht des Schönen vorüberzieht und dessen Verklingen einen wehmütigen Abschied hinterläßt.

Thomasius spielte mehrere solcher Stellen öfter, er mochte sich kaum davon trennen, und jedesmal fühlte er neue Möglichkeiten des Ausdrucks. So wurde sein Spiel in diesen Wiederholungen sicherer und schöner. Er fühlte und genoß dies wie ein Geschenk, das sich gütig spendend aus sich selbst erneuert und verschönt. Nichts war mehr in Thomasius von seiner herausfordernden Selbstsicherheit und seiner manchmal spöttischen Überlegenheit, die er oft gegen Fremde ausspielte. Hier war Thomasius fromm, schlicht, verehrend und ehrfürchtig. Nur aus der eigenwilligen Kraft seines Anschlages und der Männlichkeit und Größe seines Vortrages hätte man ihn wieder erkennen können. Das, was in seinen Bildern an Weite und Wucht, an elementarem Wohlbehagen und an Urkraft war, das war auch in seinem Vortrage, der Schwächlichkeit, Unsicherheit, Zaghaftigkeit nicht kannte.

So spielte Thomasius eine geraume Zeit. Der Saal hatte sich mit stillen Zuhörern aufgefüllt. Eine kleine Bewegung des Beifalles ging durch die Hörschaft. Unter diesen Hörern war auch Cordula gewesen. Sie war

erstaunt und verlegen. „Also das kann er auch!“ hatte sie mit einer gewissen Bestürzung bei sich festgestellt. Dann hörte sie mit großer Aufmerksamkeit sein Spiel und die Wiederholungen an. „Einen klaren, selbstbewußten Ton hat er, einen entschlossenen guten Anschlag und ein schönes legato hat er,“ sagte sie zu sich selbst. Aber der Vortritt! Von ihm konnte sie lernen. Die freie Größe und der Raum, der klingende Raum zwischen den Noten, ja, das war Künstlerschaft. Sie fing an, sich ein wenig vor Thomasius zu fürchten. Was sollte sie ihm schon sein können, mit ihrem Spiel? Diesem so schwer erkämpften und erlittenen Spiel? So war sie wieder still aus dem Saal gegangen, froh, ungesehen und unerkant entkommen zu sein.

In der Nacht träumte Thomasius wieder von den Sternen, von schwebend dahinziehenden Wolken, von hohen Himmeln, vom überschäumten Strand, in dem Morgenröte sich spiegelt. Flüchtig vergingen die Tage im Rausche der Brandung und der Musik, die Nächte in verklärten Träumen.

6. Der Morgen, das ist meine Freude

„Meine Freunde! Nun waren wir wieder nach manchen Jahren mit einander zusammen, zusammengefunden auf meiner Insel, auf der ich zu Hause bin, und wo Ihr meine Gäste wart. Ich hatte Euch mit guter Absicht in dieses Jenseits gerufen, in ein Jenseits, fern aller Unruhe und Verwirrung der Welt. Von der irdischen Natur, wie sie von allem Anfang der Schöpfung her gemeint war, ist ja in unsrer engen Welt nichtmehr viel übrig. Aber das Meer ist uns geblieben, das Meer, die große ewige Mutter allen Lebens.

Nun, bald werden wir wieder auseinander gehen, und nach weiteren Jahren unser Zusammentreffen wiederholen. Dann werden wir wieder an einem runden Tisch sitzen, zwischen Rosen und zwischen Wein, und werden uns verstehen, und uns vielleicht etwas schweigsamer finden. Wir werden dem Tode wieder ein wenig näher und vertrauter mit ihm geworden sein und einen größeren, stilleren Rückblick haben. Auch die lange, schmerzliche Übung, die unwissende Zeit unserer Kindheit wird vertrauter sein. Je deutlicher uns das Ende wird, umso inniger werden wir am Anfang, an der Morgenröte unserer Tage hängen. Wir werden lernen, das zu lieben, dem zu entfliehen, das zu überwinden früher unser sehnlichstes Mühen war. Alles Ende wird Rückkehr sein.

Freunde, wir haben uns gegenseitig über die Welt verständigt, wir haben unsre Einigkeit beschworen. Ohne viel Worte und Reden. Wohl, wir sind sterblich, viel zu leicht und etwas zu früh sterblich. Aber, das wir es sind, dennoch ist es gut. Denn gut ist unser Wissen von unsrer Unvergänglichkeit. Nichts kann aus der Welt verschwinden, nichts kann verloren gehen. Die Verwandlung ist ewig. Sie täuscht die Unwissenden, aber den Wissenden ist sie Trost und Zuversicht. Und aus dieser Unvergänglichkeit, diesem ewigen Wandel zieht unsre Seele die Kraft, den Mut und die Pflicht, zu wirken, ihr Leben zu verwirklichen. Wirken heisst Werke schaffen, ebenbürtige Werte, die unser kurzes Leben überdauern. Und wir, unsre kleine Gemeinschaft ist zu Besonderem berufen und verpflichtet unangreifbare wie unzerstörbare Werke zu hinterlassen.

Es gibt kein Recht auf Glück, es sei denn, wir haben es erkämpft. Aber es gibt die Pflicht, dieses erkämpfte Glück zu übertragen, zu halten, zu hüten, es auszusagen, es zu beschwören, es hinzustellen als ein Denkmal, das uns und unsre Nachkommen überdauert.

Freunde, mein Werk habe ich Euch gezeigt. Mein letztes Bild, ein großes Bild. Morgenröte in der Einsamkeit der Schöpfungstage, Morgenröte über Meer und Himmel. In dieser Morgenröte habe ich das Bild des Menschen gestellt. Aurora, Eva, Venus, wie Ihr es auch nennen wollt, es ist alles eins. Die Geburt der Venus ist die Erweckung der Seele. Unwissend und ahnungsvoll steht sie vor Himmel und Wolken, die erfahrener sind als sie. In einer Schönheit steht sie da, die uns die Tränen in die Augen treibt, unerweckt und fromm, Sinnbild erster Menschwerdung. Heilig und erfüllt und erfüllend steht sie da, die uns die Tränen in die Augen treibt, unerweckt und fromm, Sinnbild erster Menschwerdung. Heilig und erfüllend steht ihre Erscheinung im Weltraum des irdischen Morgens.

Dieses Eine wollte ich aussagen, und viel mehr noch, das unsäglich ist. Und nach dieser Aussage, nach diesem, großen einmaligen Wort, das ich gewagt habe, kehre ich zurück. Zurück zu dem Getier der Erde, zu den Wesen des Meeres, mit denen ich bisher dieses Leben gelebt habe, zurück zu Gefährten meiner Jugend. Jedes Ende ist Rückkehr, jeder Schritt eine Heimkehr. All unsre Mühe und Not, unsre Arbeit, unser Sehnen, Hoffen und Wollen. Was ist an Heimweh anders?“

Ein Windstoß fuhr durchs Fenster vom Meer herein. Er blies Thomasius an und weckte ihn. ‚Hollah!‘, damit fuhr er hoch, sprang aus dem Bett und sah über dem Meer eine flammende Morgenröte leuchten. Thomasius besann sich. Es war ein schöner Traum gewesen, in dem er wieder einmal, wie öfters in

seinen Träumen, eine Rede gehalten hatte. Und seine Freunde waren um ihn gewesen, Mathematiker, Physiker, Astronomen, Bildhauer, Schachspieler, Musiker, Maler, Geiger

Aber Petersen, der gute, zuverlässige, geduldige Petersen, der Segler und Jäger, der Vertraute von Wind und Wasser, - der hatte gefehlt. Oh, dann müßte er seine Rede für Peterson noch einmal halten. Bei Frau Meena. Aber wie war diese Rede eigentlich gewesen? Thomasius erinnerte sich nur an eine Morgenröte mit ungeheuren Wolken, von welcher er gesprochen hatte. Morgenröte über dem kalten, noch halb nächtlichem Meer. Und drinnen, deine Frauengestalt. Auf dem Tisch, auf dem er sprach, hatten Rosen gelegen, weiße Rosen, rote Rosen, helle und dunkle. Wein stand auf ihm und es war ein olympisches Wohlbehagen über allen Dingen und in allen den Männern gewesen, die große Werke schufen und tiefe Gedanken dachten. Ja! Große Gedanken und ein freies Herz! Hinaus! An den Strand! Hinaus in die Morgenluft des Meeres! Hinaus ins Licht!

Thomasius beeilte sich und war nach kurzer Zeit am Strand. Dort war noch die schöne Einsamkeit der Frühe. Kein Fremder, kein Gast war zu sehen. Thomasius ging vor dem leichten Westwind dahin über den festweichen feuchten Sand, in dem sich das reinste Himmelblau spiegelte. Er war noch selig umfungen von dem Traum, an den er sich immer weniger deutlich



erinnerte, nur die Rosen, der Wein, das Behagen zogen noch durch sein Gedächtnis, auch der schwebende Ernst und die Lust der Gespräche war noch in ihm.

So schritt er dahin, ohne Ziel, ohne Vorhaben. In reinstem Blau und in fernster Klarheit stieg der schöne Tag im entgegen. In tiefster Ebbe war das Meer weit zurückgetreten und der breite Strand lag in grauen, gelben und bräunlichen Schattentönen da. In kleinen zurückgebliebenen Wasserlachen aufleuchtend und in feuchten Streifen farbig spiegelnd. Einzelne Möwen flogen am leicht sich kräuselnden Wellenrand auf und nieder, hockten und saßen hier und dort, alle gleichmässig mit den Schnäbeln gegen den Wind, nach Westen gerichtet.

Thomasius empfand so recht, was es heißt, ‚guter Dinge zu sein‘. Er fühlte sich bei sich selbst gut aufgehoben und freute sich ganz einfach, auf dieser einmaligen Welt zu wandeln und in ihr heimisch zu sein. Heimisch sein! Ja, wurde in seiner nächtlichen Rede nicht auch von Heimweh gesprochen? Ach, er war ja in seinen Träumen so groß, so klug und so gewandt, vieles zu sagen, was er eigentlich niemals gedacht hätte. Sehr sonderbar ist es mit Träumen bestellt. Sie waren weiser und wissender, als der Träumer selbst. Überhaupt, dieses Leben der Seele! Es fiel ihm ein, dass er Bilder gemalt hatte, die viel gescheiter waren, als er sie vorher gedacht und gemeint hatte. Oft kam er selber garnicht drauf, oft seine Verehrer, die Käufer und Kenner. Also war ja eigentlich alles in schönster Ordnung! Alles ergänzt sich zur Vollendung. Nur müßte man Zeit haben! Zeit! Dieses geheimnisvolle Wesen Zeit, welches uns beglückt und auffrisst, uns aufzehrt und beglückt.

Da wurde Thomasius aus seinen beschaulichen Gedanken gerissen. Ein großer blauer Ball flog über ihn hinweg und viel vor ihm auf den Sand, rollte noch ein wenig, wozu der Wind ihn noch weiter antrieb. Thomasius lief dem Ball nach und stieß ihn mit dem Fuss weiter. Eine Stimme rief ihm von rückwärts zu: „Hallo, Herr Professor! Mit einem solchen Ball spielt man nicht in Kleidern!“ Thomasius wandte sich zurück. Cordula stand vor ihm, groß, frisch und im gelben Badeanzug. Feucht schimmernd und aufrecht strahlte sie ihn aus ihren hellen Augen an. „Der Morgen, das ist neue Freude!“ sang sie, und es wäre schön, meinte sie weiter, dass sie ihn jetzt und hier in aller Frühe träfe. Thomasius war erfreut! Alles ergänzt sich zur Vollendung, dachte er. „Was meinten Sie soeben mit dem Ball?“ fragte er.

„Nun, das ist doch ein Badeball, ein Sportball, damit spielt man im Wasser, oder am Wasser, also entsprechend unbekleidet!“

„Da Sie von Ball sprechen: Wo haben Sie Ihren Hannibal?“

„Ach, der stört ja nur. Er heult, wenn ich spiele.“

„Heult, wenn Sie Ball spielen?“

„Nein, er heult beim Klavierspiel.“

„So? Das Können Sie auch?“

„Natürlich, es ist das Einzige, was ich kann!“

„Das wäre traurig“.

„Nein, Hannibal ist daheim bei meinem Bauern. Der sorgt schon für ihn. Aber ich denke doch manchmal, ihn herzuholen.“

„Es muss doch nett sein, wenn er hier in dieser ungemessenen Freiheit tummeln könnte.“

„Ja, aber man ist auch sehr angehängt durch ihn.“

„Aber es ist ungeheuerlich malerisch, das schwarze Tier neben Ihnen!“

„Sie denken wieder nur an Bild und Erscheinung!“

„Gewiss, wozu bin ich Maler?“

„Hören Sie, Herr Professor, wir wollen uns vertragen. Holen Sie Ihr Badezeug, dann passen wir besser zusammen.“

Cordula lief, ihren weit dahingetriebenen Ball einzuholen. Thomasius war bereit und machte den Gegenvorschlag, nach diesem Morgenspiel gemeinsam zu frühstücken.

Bald tummelten die Beiden am Strand, noch völlig allein und noch von keinem Menschen gestört und beobachtet. Cordula hatte Thomasius, der nach einer Weile in seiner sehnigen, ausgeglichenen Gestalt erschien, mit einem einzigen Blick erfasst. ‚Gut‘ hatte sie bei sich gedacht. Dann waren sie beide mit dem Ball gelaufen und gesprungen, immer war Cordula die bewegtere, raschere, wendigere, und sie entzückte mit jedem Augenblick, mit jeder Haltung und dem Spiel ihrer Glieder, dem Wechsel des Lichts über ihren Schultern und Armen, das Auge des Malers. Wie vollkommen schön waren ihre Füße gebildet. Von den Zehen, den geraden und beweglichen, bis zum Flattern der blonden Haare aus denen das Sonnenlicht kupferne Funken aufsprühen ließ, war sie ein vollendetes, vollkommen schönes Bild des Menschen.

Nein, es war nichts mit der Milchstrasse. Ein solcher Mensch gehört ins Licht, in den Tag, in den Morgen, in die Morgenröte, in die Frühe und den Beginn allen Geschehens. In der Nacht sind keine Farben möglich, aber Farbe ist ja Leben und Seele allen Daseins. Auf die Farbe verzichten um eines bloßen Gedanken willens, auf das edle Glück der Sinne zu verzichten, um irgend ein Weltgeheimnis darzustellen --- nein, das war ihm zuwider, so wahr er Thomasius hieß und aus tiefster Seele Maler war.

Glücklich war Thomasius bei diesem Spiel, diesem Spiel im Jenseits, das ihm – wieder die selige Ergänzung zur Vollendung – Cordula als den Menschen aus Fleisch und Blut, und Cordula als Bild, als Eva, als Venus, als Aurora erscheinen ließ. Oft vermischte sich beides zu einer eigenartig beglückenden mythischen, ja fast mythischen Einheit. Nausikaa fiel ihm ein, die ballspielende Königstochter am Strande, die Wohltäterin an Odysseus.

Schließlich fanden beide, es sei genug. Die Zeit rückte vor, ebenso ein gesunder, drängender Hunger. Man begab sich heim und kehrte in die bürgerlichen Gewänder zurück. Thomasius ging dann noch im Dorf bei einheimischen Bäckern der Insel verschiedene Brotsorten einkaufen. Cordula sollte einmal auf ostfriesische Weise gesättigt werden und sollte den Reichtum und die unvergleichliche Eigenart, Güte und Zeitlosigkeit dieser Genüsse erfahren.

In der offenen Veranda einer hoch auf der Düne gelegenen Wirtschaft bekamen sie einen ungestörten Platz. Thomasius breitete seine Schätze erklärend aus vor Cordula:

„Sehen Sie, dies sind kleine Bötchen, Semmeln, man nennt sie auf plattdeutsch „Stutjes“. Dies hier sind solche mit Corinthen und Rosinen, sie heißen „Krinthstutjes“, dies sind Hoorntjes, dies ist feines Graubrot, man nennt es Korbbrot, und hier ist derbes, grobes, dunkles Bauernbrot, auch n Schwarzbrot genannt, hier ist das allerfeinste Weißbrot, Zopf, und hier haben wir den starken, spröden, harten Zwieback für ebensolche Zähne. Sehen Sie, hier sind Pflaumentörtchen „Plumatjes“, übrigens auf Blätterteig und mit Hagelzucker. Hier sind „ole Wiewen“, eine Art Honigkuchen, mit Anisgewürz. Zu all dem viel Butter, Edamer Käse, Landkäse mit Kümmel darin Schinken und Eiern. Und das alles für unser Morgenspiel.“

„Wie üppig Sie für mich sorgen! Sie wissen wohl auch, dass Musiker immer hungrig sind?“

„Freilich, ein satter Musiker ist ein Widerspruch in sich, ist nie dagewesen, ist undenkbar.“

Cordula lachte und begann, herzhaft zu speisen.

„Getrunken wird Tee, und zwar ostfriesisch, mit Kandiszucker, Kluntje genannt. Er gehört zuallererst in die leere Tasse. Giest man den heißen Tee darauf, gibt's einen scharfen Knacks, der Kristall springt. Der Ausländer verrät sich durch den Schreck wenn er meint, die Tasse sei gesprungen. „Und hier hinein den dicken Rahm wie eine Wolke, „een Wulkje!“

Cordula gefiel es, so versorgt und unterhalten zu werden.

„Vielleicht aber, Herr Professor,“ begann sie „sind Sie vielmehr ‚Butenkiel‘ als ich?“

„Wieso“ Sie haben doch soviel bayerisches in Ihrer Sprache?“

„Ich lebe in München, aber meine Mutter war Ostfriesin. Hier aus dieser Gegend stammte sie.“

„Das ist sehr merkwürdig. Gewiss sind Sie ihr sehr ähnlich?“

„Man sagt es. Meine Mutter war eine sehr schöne und kluge Frau.“

„Wie schön, dass Sie so offen sind, und das ganz ohne Eitelkeit. Nur die Lumpen sind bescheiden und freuen sich in der Tat.“

„Ich bin alt genug. Und kann ja auch so sprechen und mich geben, wenn ich weiß, dass ich richtig verstanden werde.“

„Danke“!“

Cordula lächelte. Wie schön war sie im freien Lichte des Sommertages über dem Meer. Und wie schön in ihrer gesunden Kraft und Klugheit.

„Meine erste große, schwärmerische, keusche, selige Jünglingsliebe galt einer Ostfriesin. Es war auch hier in diesen Gefilden. In Norddeich. Am Hafen.“

„Das ist sehr merkwürdig,“ entgegnete Cordula, „wissen Sie noch ihren Namen?“

„Sie hiess Gesina.“

Cordula schwieg in leichtem Erröten. Sie widmete sich wieder mehr dem Frühstück und lenkte die Plauderei auf andre Dinge.

Schließlich, nach Beendigung dieser ansehnlichen und beschwingten Mahlzeit bestellte Thomasius noch einen Doornkaat und einen Seehund. Sie stießen heiter auf ihr gegenseitiges Wohl und auf das von Hannibal an. Dann kam die Trennung. Cordula wollte im Musiksaal spielen und etwas üben. Thomasius empfand es als gegeben, seine Begleitung nicht fortzusetzen, zumal Cordula auch keine Aufforderung hierzu aussprach. Als sie sich getrennt hatten, sah er ihr noch eine Weile nach, wie sie in ihrem blauen Kleid über den Kies des Kurparkes schritt. Thomasius war voller Stolz, voller Licht, voller Morgenröte.

7. Dunnerslag, jetzt kommt's erst richtig

Der folgende Tag war mit unruhigem Gewölk und mit raschen Schauern heraufgekommen. Düsterner, tief ziehender Regen verdunkelte den Himmel und schien die Welt in seinen Fluten auszulöschen. Dann plötzlich war alles

wie ein Spuk, wie eine grobe Neckerei verweht und der reinste Himmel blaute hinter den abziehenden Böen, als wäre nichts geschehen und das als würde es immer so bleiben. Gegen Mittag hatte das Wetter sich beruhigt, mit einer leichten Brise hatte der Sonnenschein gesiegt und durch die rein gewaschenen Lüfte strahlte ein heiterer Himmel, unter dem nur kleine, warm beschienene Wölkchen dahinschwammen. Der Nachmittag war milde und wieder vollkommen sommerlich.

Thomasius und Cordula hatten sich zu einem Ausflug zum Leuchtturm verabredet. Die beiden gingen in der Endlosigkeit des breiten Nordstrandes ostwärts, die sinkende Sonne und den Abendwind hinter sich, vor sich einen hohen warmgetönten Himmel, der am Horizont begann, grünlich zu verblassen, so daß erste, frühe Sterne aufschimmerten.

Thomas, aus einem lebhaften Gespräch anhaltend, blieb stehen. Er breitete die Arme aus und sagte: „Ist es nicht herrlich, in dieser Welt, an dieser Stelle der Welt, auf dieser Erde, in dieser Zeit zu sein? Da zu sein und zu leben. Das geheimnisvolle des Lebendigseins zu erfahren, immer wieder zu erneuern, zu innerst zu fühlen, in all seiner ungeheuren, überwältigenden Fülle zu fühlen?“

Cordula stand gleichfalls still und schaute zu Boden. Dann sah sie auf und sagte: „Ich kenne das von Bergbesteigungen her. Gipfelerlebnis, Aufwühlung in der höchsten Einsamkeit.“ Thomasius meinte: „Eigentlich Aufwühlung ist es kaum mehr. Aber ein ganz starkes, tief beruhigendes Bewusstwerden. Eine Zusicherung, eine Verheißung, Beglaubigung. Ein Jawort, das man empfängt und erwidert.“

„In der Musik gibt es das häufig. Beethoven!“ meinte Cordula. „Übrigens, Herr Professor, wo haben Sie Ihren treuesten Begleiter, Ihren Guckeweit?“

„Heute musste er zu Hause bleiben. Wenn ich mit Ihnen spaziere, will ich nicht nach andrem Getier mich umschauen. Das wäre doch untreu?“

„Andres Getier! Sehr gut! Anderes Getier!“

„Verzeihen Sie! Aber sagen wir Lebewesen. Fassen Sie es auf, wie damals den Seehund, als Verwandtschaft in der Schöpfung.“

„Bei Ihnen lernt man Größe der Auffassung. Bruder Seehund!“

„Weite Gedanken und ein freies Herz!“

„Ach, für eine Frau sind weite Gedanken doch nicht gedacht. Und gar ein freies Herz! Was soll eine Frau mit einem freien Herzen? Sie will ihr eigenes ja doch gebunden und verpflichtet. Will es geradezu enteignet!“

„Mag sein. Mich geht's nichts an. Für meine Kunst und für meine seelische Person brauche ich weite Gedanken und ein freies Herz. Sonst ersticke ich.“

„Sie sind doch vollkommen ein Künstler!“

„Ihre Wortstellung war gut. Ich glaube, Sie haben recht. Künstlertum ist letzten Endes eine Art Wissenschaft, genau wie die Wissenschaft zuletzt reine Kunst ist. Man muss sehr viel gedacht haben, um viel zu können und viel zu wissen.“

Cordula verblieb in Schweigen. In ihr klang die Antwort des Thomasius fast schmerzlich nach. „Mich geht's nichts an“. Thomasius fühlte diese leichte Verschattung und fuhr fort: „Dieser Abend wird wunderbar. Wir werden am Leuchtturm einen schönen Imbiss einnehmen, etwas, was man im Freien essen kann, unter dem abendlichen Wind.“

So gelangten die beiden kurzweilig an den Leuchtturm, dessen schon dunkelnder Backsteinbau ansehnlich in die Höhe ragte. An einem breiteren Sanddorngebüsch war eine Laube mit Tisch und Holzbank angelegt für vereinzelt, hier länger rastende Gäste. Bei der freundlichen Wirtin bestellte man Kartoffelpuffer mit Preiselbeeren. Cordula war erfreut, sie nannte das Gericht behaglich mit dem bayerischen Namen: Reibedatschi mit Zwenkerlingen. Thomasius bestätigte ihr diese Sprachkenntnisse. Aber er ergänzte das Gericht durch eine Bestellung auf Doornkaat, der zu solchen Speisen und zu solcher Tageszeit und im Freien und hier dazu gehöre, wie der Floh zum Pudel, meinte er.



Man speiste und plauderte, man schwieg und atmete die belebende Seeluft, die über die Dünen herüberwehte, man stillte den Hunger und erholte sich von einer wohligen Müdigkeit. Plötzlich legte Cordula die Hand auf Thomasius Arm: „O Gott, da kommt er, der Seehundstöter,“ sagte sie mit einem kleinen Schreck, „aber er sieht uns vielleicht nicht.“

Thomasius wandte sich um und erkannte Petersen, der aus dem Beamtenhaus am Fuße des Turmes herausgekommen war. Thomasius rief Petersen an, rief ihn herbei. Zu Cordula sagte er: „Der gute, anständige, gediegene Petersen! Er wird uns nicht stören. Sie werden noch lernen, ihn zu mögen.“ Petersen kam sichtlich erfreut heran und begrüßte Thomasius.

„Wie schön, Professor, dass Sie hier sind!“ Thomasius stellte vor: „Herr Petersen, mein Freund und Fahrt- und Wettergefährte. Fräulein Cordula, entschuldigen Sie, aber ich weiss ja nicht einmal Ihren Nachnamen!“. „Cordula Lindthaus,“ ergänzte sie leichthin und reichte Petersen die Hand.

„Ja, Petersen, wir haben eben gespeist, sind satt und gerade aufgelegt, uns jetzt auf den Heimweg zu machen, und dann noch etwas Hübsches zu unternehmen.“

Petersen erwiderte: „Mir geht’s just so. Ich hatte dienstlich am Leuchtturm zu tun. Übrigens, das wird Sie interessieren, ich bin heute früh zu Fuß vom Festland herübergelaufen, übers Watt, von Hilgenriedersiel. Wind und Wasserverhältnisse waren günstig. Der Weg läuft ja gerade auf den Turm hin.“

Cordula hörte aufmerksam zu: „Ja, das hat mein Grossvater auch oft getan. Dabei wäre er einmal um ein Haar umgekommen. Im Nebel. Sein Pudel hat ihn gerettet, er wusste den Weg, die Richtung. Seitdem hatten wir immer Pudel.“

Das war etwas für Thomasius: „Und hießen die etwa immer Hannibal?“

„Freilich,“ erwiderte Cordula, „ich erinnere mich an die Pudelgeschichten meiner Mutter. Da war immer der Name Hannibal. Hannibal war eben der Pudel an sich.“

„Hannibal fand über die Pässe der Alpen und Hannibal findet die Furt im Watt der Nordsee. Sehr hübsch!“ bemerkte Thomasius.

Petersen berichtete weiter, es sei ein Höllenwetter gewesen, heute früh, manchmal hätte er gezweifelt, ob er noch heil und trocken bei Niedrigwasser herübergekommen wäre. „Solches Wetter nenne ich symphonisches Wetter. Die Atmosphäre spielt großes Orchester auf allen ihren Instrumenten, meist sogar fortissimo. Das geht mit Pauken und Bläsern, dass es nur so eine Art

hat. Dazwischen sanfte Flöten und Celli mit Himmelsblau, - und ‚Bumms!‘ geht’s wieder los, mit Tuba und Horn und Gepauke. Eigentlich ist sowas prächtig und großartig.“ „Wenn man Ölzeug anhat,“ schloß Petersen.

Die kleine Gesellschaft begab sich nun westwärts in Bewegung auf den Heimweg. Cordula wurde in die Mitte genommen. Thomasius in seiner aufgeräumten und aufgeschlossenen Stimmung meinte, Petersen müsse sich mit Cordula aussöhnen.“ „Alter Seehundstöter!“ sagte er „und Fräulein Lindthaus, lassen Sie Ihren Groll an diesem schönen Abend davonfliegen. Groll ist nicht für unsereinen. Die Zeit ist zu kostbar.“

Cordula machte eine kleine aufrichtige Entschuldigung vor Petersen. Das gute unschuldige Seehundstier hätte ihr so Leid getan, Seehunde hätten doch ihre große Zuneigung. Petersen machte geltend, dass er sonst kein Tier töte, aber damals sei ein besondrer Anlass gewesen. „Na, ist schon gut, habs genügend bereut, ist schon gut“, schloß er.

„Also, nachdem wir alle in einträchtiger Harmonie uns zusammengefunden haben,“ begann Thomasius, „mache ich den Vorschlag: wir gehen ins königliche Conversationshaus und machen dort, wie Mozart sich ausdrückte, ‚eine feine Akademie‘. Eine wahrhaft königliche Akademie. Wir spielen, ich spiele, Sie spielen, Gnädigste, Petersen wendet die Noten, und wir trinken eine, zwei, drei Flaschen Rotspohn. Sie sind meine Gäste zu Musik und Wein! Wäre das nicht was? Morgen fahre ich aufs Festland und hole mein Malzeug. Dann wird gearbeitet.“

Cordula war einverstanden, zwar etwas zögernd gab sie ihre Zusage aber doch willig und erfreut. Auch sie wollte am nächsten Tag aufs Festland und Hannibal holen. „Ich werde Sie malen. Oft, und es wird schöne Arbeit. Und Hannibal auch. Ich habe alle Bilder schon im Kopf. Aber ich brauche Ihr Modell. Ihres und das von Hannibal.“

„So? Woher wissen Sie, dass Sie mich malen werden? Schließlich geht das nicht ohne mich. Sie sind wahrhaftig nicht der Mann, der fragt und bittet, scheint mir!“

„Jetzt werde ich ein wenig rot. Also ich bitte Sie, ich frage Sie, ich bitte sehr ernsthaft!“

„Ja, um der Kunst willen: Ja!“

„Haben Sie Dank! Um meinetwillen Dank!“

„Soll ich jetzt ein wenig rot werden?“

„Es ist ja schon zu dunkel!“

„Sie denken wieder nur an die Erscheinung!“

„Was soll Ihr Erröten, wenn ich es nicht sehe?“

Petersen schaltete sich in das Gespräch ein: „Cordula ist ein hübscher Name, aber für uns hier ein wenig fremdartig. Ist denn dies Ihr einziger Vorname?“

„Nein. Ausser Cordula heisse ich noch Gesina. Cordula Gesina. Doch ganz passend und brav und auch ostfriesisch.“ Thomasius warf ein: „Gesina? Das ist doch eigentlich sehr merkwürdig!“

„Eigentlich gar nicht, denn meine Mutter hieß Gesina.“

„Das ist eben das Merkwürdige!“

„Dass Sie mich nicht erkannten!“ erwiderte Cordula ernsthaft, „sagte ich Ihnen doch, dass ich meiner Mutter sehr ähnlich sei! Ihre Jugendliebe vor 30 Jahren hieß Gesina Geerdes. Einige Jahre später heiratete sie nach Süddeutschland und hieß dann Gesina Lindthaus. Ich bin ihr einziges Kind.“ Thomasius wurde in seiner Überraschung fast feierlich. „Seltsam spielt das Geschick. Was dem unwissenden Jüngling versagt blieb, seltsam, sehr seltsam, ergänzt sich zur Vollendung!“ Cordula schwieg. Petersen ließ sich aus der Dunkelheit hören:

„Ich habs geahnt und gewußt, dat is lögenhaft to vertelln ! Nümms slaa sine Kinners doot ! Man kann nie wissen, was draus wird!“

Thomasius erwiderte: „Petersen, es gibt eine feine Akademie! Nun besonders! Eine herrliche Akademie, groß und in c-Dur.“ Die letzte Strecke des Weges legten die Drei schweigend zurück.



Im Conversationshaus angelangt, richtete man sich im Musiksaal, der dunkel und verlassen war, gut ein. Thomasius besorgte den Rotwein im Einverständnis aller. Dann saß man in bequemen Sesseln schwerelos und in einer gewissermaßen geweihten Stimmung. Es war ein schwebendes, schweigendes Einverständnis und Verstehen zwischen diesen so verschiedenen Menschen, die eigenartig untereinander verbunden, durch einen Zufall zusammengeführt wurden.

Thomasius erhob sich mit seinem Glase und stieß mit Cordula an. Er sagte nur: „Gesina!“ Als Petersen an der Reihe war, stieß er mit Thomasius an und brachte nur das Wort: „Spiralnebel!“ heraus. Cordula nahm freundlich teil und ließ, von dieser Begegnung berührt, ruhevoll den Augenblick verweilen und überließ sich ihm gewährend.

„Nun, meine Freunde, soll unsre Akademie beginnen!“ leitete Thomasius ein, „ich spiele Ihnen Schumann, und zwar spiele ich Ihnen gleich das Großartigste, was er geschaffen hat, seine c.dur-Fantasie. Sie ist Franz Liszt gewidmet, und das ist ihr einziger, geringer Fehler.“

Darüber steht:

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauscht.

Ausserdem steht noch darüber: Petersen! Gesina! Diese Musik ist Morgenröte! Ist Brandung ewigen Meeres! Ist himmlische Sehnsucht, Erfüllung der ganzen Seele, ist Gnade, Glanz und“ Thomasius öffnete den Flügel völlig und stellte die Noten auf. Er nahm von seiner linken Hand einen Ring und brachte ihn Cordula: „Bitte hüten Sie diesen Ring. Er ist mir lieb. Beim Spielen stört er mich. Lege ich ihn aber auf den Flügel, wird er zu leicht vergessen.“ Cordula nahm den Ring. Es war ein schön gefaßter, dunkelgrüner Skarabäus.

Thomasius begann. Petersen saß neben ihm, aufmerksam bereit, die Blätter zu wenden. Cordula hatte sich in den Sessel zurückgelehnt. Sie hatte den Ring auf ihren Ringfinger geschoben, der sanft in ihn hineinpaßte. Cordula hörte sehr aufmerksam zu und mit der Gespanntheit ihres Wissens und ihrer Kenntnis dieser Musik. Aber Thomasius durchbrach solches Gehör mit der Gewalt seines Vortrages.

Wie er diese rollende und brandende Begleitung in der linken Hand, welche allein die ersten Takte füllte, wie er die aufbegehrende, jauchzende

und stürmische Sehnsucht der Oktaven, wie er die weitgespannten Melodien aufnahm und erklingen ließ, wie er den geheimen Sinn der Themen, des einen heimlichen Tones, der sich so schön durch alles, klagend, rufend, jubelnd, lockend und fragend, versinkend und begehrend hinzog, wie er das alles anfaßte, darstellte, männlich kraftvoll und zart zugleich, sicher, bewußt und heimlich, hell und voller Dämmerung spielte, wie er diesen Aufschwung, dieses Auffliegen in einen gewaltigen Himmelsraum, dieses Schweben über allem Leid, und über der seligen Lust dieser Menschenwelt, wie er immer wieder Geheimnis und Werbung des Herzens erneuerte und verwandelte, wie er Wohlklang und Klarheit des Könnens, des Gefühls, Wahrheit der Aussage und Wirklichkeit des Erlebens ausstrahlte und diesen Zauber in den klingenden Raum emporwarf, wie er diese Musik durchdrang und ihren vielstimmig verwobenen Schimmer aufleuchten ließ und wieder umschattete, wie diese wirbelnd unruhige Bewegtheit in eine überströmende breite schwingende Ruhe hinausklang, und wie der weltenweite Atem des Meeres, eine tragende Dünung, ein letzter ergriffender, selig beschenkter Friede sich begnadet offenbarte, das alles hatte Cordula so noch nie gehört. Und wie hatte sie gerade an diesem Werk mit der Hingabe ihrer ganzen Seele gearbeitet, wie hatte sie mit ihrem weiblichen Herzen gerade diesem männlichsten Werke gedient! Und so erlebte sie jetzt eine so stürmisch beseligende Offenbarung, in der alles das Wahrheit und ihr Eigentum wurde, was sie dunkel geahnt und gefühlt hatte, ohne es selbst zu vollenden.

Mußte dieser Mann ausgesandt sein, mußte dieser Berufene, dieser Meister einer anderen Kunst mit der Seele dieser Kunst das Geheimnis und das letzte Verschwiegene dieser Musik offenbaren? Mußte dieser seltene und späte Gezeichnete eines ungestümen Glücks ihr begegnen und sie wecken wie ein Dornröschen? Mußte dieser Zufall eines beliebigen irdischen Sommers gerade den keuschen Verehrer ihrer geliebten, ihrer schönen und so früh verlorenen Mutter ihr zusenden? Mußte man nicht gläubig und fromm diesem Geschick danken und ihm sich bereithalten? War dies Schicksal Erfüllung und Verkündigung? So verblieb Cordula in einer seelischen Schwäche im Sturm eines berauschten und erleuchteten Gefühls.

Thomasius beendete sein Spiel. Petersen sprang auf: „Möönsch, Professor! Das ist Musik! Wissen Sie, ich kannte ja nur den Herrn Pastoor sin Kauh und Jan Hinnerk van de Lammer-Lammerstraat! Aber d i e s e Musik! Diese Musik ist edel. Ganz edle Musik ist das!“ „Petersen,“ erwiderte Thomasius, „Petersen! Der Adel der Musik versteht sich immer von selbst. Aber diese

Musik ist mehr. Wissen Sie, wie kann ich es sagen? Sehen Sie, bei dieser Musik nimmt Gottvater seine alten müden Hände aus den Falten seines gestirnten Mantels und legt sie fromm ineinander und betet. Und er betet zur Seele seiner Menschen! Petersen, weit hinter den Spiralnebeln.“

„Ja ! Nümms slaa sine Kinnere doot!“ lächelte Petersen, „ich sags ja immer! Man kann nie wissen, was noch aus ihnen werden mag!“

Thomasius leerte sein Glas, gegen Cordula gewandt: „Und nun, Verehrte, übernehmen Sie den zweiten Satz! Wissen Sie, dieses nun folgende Rhapsodisch-Heldische, Aufgetürmte, dieses Triumphal-Majestätische liegt mir weniger. Ich spiele dann den letzten Satz. Ists Ihnen recht?“

„Gewiss! Sie haben gespielt wie ein Meister! Und jetzt spiele ich für Sie, so gut ich kann. Hoffentlich sagt Gottvater sein Amen dazu. Hinter den Spiralnebeln.“

Cordula begab sich an den Flügel. Petersen wollte wieder seinen Dienst bei den Noten versehen. „Ist nicht nötig“, sagte Cordula, „ich spiele auswendig. Bitte nehmen Sie die Noten ganz fort, sie stören mich.“

„Dunnerslag,“ brummte Petersen, „jetzt kommts erst richtig!“

Cordula begann den zweiten Satz. Thomasius saß aufrecht und beobachtete Cordula aus seinem Sessel. Er sah ihre schöne Gestalt, die im Spiel durchseelt wurde vor dem schwarzen Flügel schimmern, sah ihre makellose Arme, die in fast priesterlicher Weihe dem Spiel ihre Kraft hingaben, er sah ihre gesunden, gebräunten, klugen Hände auf den weißen und schwarzen Tasten, er fühlte mit seinen Blicken über ihre Schultern hinweg und glitt mit einem scheuen und innigen Schauen über ihre Brust. Seltsames Spiel des Lebens, das sich ewig verjüngt und ihm immer wieder mit Gnaden beschenkt, die seinem Werke und seinem Wirken dienen, die ihn immer wieder in Erneutes und Aufsteigendes, in stets sich wandelndes und niemals sich erschöpfendes Glück hinüberführen. Seltsames Spiel von Mächten, die Thomasius nicht kannte und auch nicht anerkannte. Er war zu fromm, er hatte eine zu weit gespannte Einsicht, ein zu tiefes Wissen um ein zu durchdringendes Gefühl, um kleinlich abergläubische Annahmen zu hegen, in denen er ein Mittelpunkt des Weltwesens sein sollte. Aber seine eigene Mitte war die Welt, war das beständige Wunder seines eignen Lebens. Und hier war sein innerer Raum, in dem alles Glück, alle Kunst sich vereinte. In dieses göttlich eigene Innere nahm er die Welt hinein und was sie ihm zutrug. Und in dieses Innere war nun Cordula eingetreten, diese seltsame Gestalt einer Schönheit, aus welcher das ganze Menschenwesen, das verklärte Sinnbild allen Menschendaseins sich in ihm aufrichtete. Ihr Rausch beglückte ihn wie die ewige jungfräuliche

Morgenröte den täglichen Anbeginn der Welt. Immer wieder gab ihr Bild ihm das Leben aus seinen tiefsten Geheimnissen heraus. Seine ganze Seele war erfüllt von dem Werk, das sie durch ihr bloßes Dasein in ihm erschaffen und unerklärbar und unaussagbar erweckt hatte.

Nun hörte er auch ihr Spiel. Da waren die gemeisselten strengen Tonfolgen, diese unausweichlich zwingenden Vorgänge, die drängend dahinschritten, die sich steigerten, auftürmten und mit einem blendenden Aufleuchten sich weiter und höher bewegten, sich mit neuem Glanze füllten und mit flüchtigen Schatten und kleinem Verklingen nur neue Kräfte heraufholten, um immer wieder aufzustreben und sich zu weiten.

Cordula spielte mit einer meisterlichen Gliederung, sie hielt die Ruhepunkte, sie sammelte ihre Kräfte in die Gegensätze und Steigerungen, sie ließ nicht nach in der Kraft ihres Zugriffes, sie war hingeeben an den Geist des Meisters, der sein Werk ihrer Seele und ihren Händen überlassen hatte. Mut und Andacht beherrschte ihr Spiel, es war ein Dienen und Verehren, das sich schlicht und offenbar ausdrückte, es war keine Spur von eitler Eigenwilligkeit in ihrem Spiel, alles war der reine Wille selbstloser Hingabe an ein Grösseres über ihr. Ihr Spiel war ein freies, ebenbürtiges Gebet. Nun kam die gewaltige Steigerung am Schluß des Satzes. Es war der große männliche Sieg über alles Schwere und alles Dumpfe, über alles kleinliche Leid der Welt. Nicht der befreite Jubel eines übervollen und überströmenden Herzens, sondern die monumentale und großartige Aufrichtung eines überzeugenden Werkes, ein sieghaftes Schreiten ins Licht einer erkämpften Zukunft. Eine Zusage der Unvergänglichkeit, der Rausch, die Gewissheit und Gewähr einer Unüberwindlichkeit, ein Klingen und Rufen, ein dankerfüllter Triumphgesang hinaus in alle Räume des Himmels, der unser ist und unser bleibt.

Thomasius erhob sich und küßte Cordula beide Hände. Er schwieg und setzte sich an den Flügel, zögerte ein wenig und begann den dritten Satz zu spielen, zu dem Petersen die Noten hingestellt hatte. Cordula blieb am Flügel und wandte die Noten um. Petersen hockte im Hintergrund verloren in einem Sessel, ganz dem neuen Erlebnis solcher Musik hingeeben.

Thomasius spielte den dunklen, fragenden und so verzagt beginnenden Satz gleichfalls in einer düstren Umfängenheit, suchend aber mit dem vollen Klang der tiefen Tonlage. Dann, im sich raffenden Aufsteigen in eine hellere Höhe legte er das Hoffen auf lichtere Lösung in sein Spiel. Zweifelnde Fragen stellte der Satz: Was soll aller Kampf, und was ist aller Sieg des Großen, was ist alle Sehnsucht und aller Triumph, wenn der Seele keine Heimat bereitet ist, wenn nirgends die warme Innigkeit einer Liebe ihr Trost, letzten, bleibenden,

hütenden, bergenden Trost gibt? Was soll aller Schmerz und alle Lust der Erde, des Lebens und aller Zeiten? Wo ist die Heimat, wo ist der immer bereite und niemals versagende Friede unsrer Seelen? Innigkeit des Geborgenseins, Innigkeit des sanften Todes, Innigkeit allerletzten Ruhens, zärtlich tröstende, immer und wieder bereite Innigkeit der Liebe?



Dunkel und mit nur selten mattem Aufleuchten ging das Spiel. Thomasius nahm es vielleicht etwas zu düster, denn diese Musik konnte nicht ohne Trost vergehen, sie hatte ihre Steigerungen und Wandlungen. Und am Schluß ließ diese Zuversicht ihn nicht im Stich. Cordula fühlte es mit einem leichten

Schauer und einer kleinen glücklichen Befreiung, wie Thomas sein Spiel aus dem Wirrsal der Fragen heraus hob und Zuversicht und Trost aufglänzen ließ. Ja, die Innigkeit der Liebe, der schweigende, wärmende, wissende Trost der Innigkeit, vielleicht war im bisher dieses schlichte Erleben versagt geblieben? Vielleicht war es noch vorbehalten und wartete auf Gewährung? Auch dieses hatte seine Zeit, brauchte Entfaltung, brauchte das Dienen und die Geduld. Cordula ertappte sich bei ihren eigenen Gedanken, die von der Kunst hinwegführten und sie insgeheim zu Thomasius hinzogen. Sie war ruhig und glücklich.

Das Spiel war beendet. Thomasius erhob sich, noch etwas befangen und fremd. Er suchte einen Übergang und sagte zu Cordula: „Und hierbei also heult nun Ihr Hannibal?“ Cordula lächelte nur. Dann erklärte sie Thomasius, dass man die zweite Flasche brauche. Er würde sie besorgen. Inzwischen solle Petersen sich überlegen, auch etwas zur Akademie beizutragen. Vielleicht einiges vom Klabautermann oder vom Spökenkieken.

Als Thomasius zurückkehrte, standen Cordula und Petersen in heiterem Gespräch beieinander. Petersen erklärte: „Also, was Sie soeben gespielt haben, war ja wohl in c-dur, wie es heisst. Jetzt werde ich Ihnen etwas vortragen, und zwar in u-Dur. Die Ballade in U-Dur von Liliencron.“

„Sehr hübsch,“ entgegnete Thomasius, „Liliencron ist ein prächtiger aufrechter Mann, er darf niemals vergessen werden. Aber wir wollen uns behaglich niederlassen und erst einmal die Gläser füllen. Er schenkte ein. Man stiess wieder mit einander an. „So, Petersen, min oll Baas! Nun schießen Sie mal los!“ Und Petersen begann mit einer kräftigen, wohltönenden, tiefen und doch etwas verhaltener Stimme, dem Raum und der Gesellschaft angepasst:

Detlev Freiherr von Liliencron, Ballade in U-Dur.

Es lebt Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schlosse Punkpunkel
In Stille und Sturm.
Seine Lebensgeschichte war dunkel,
Es murmelte manch Gemunkel
Um seinen Turm.

Täglich ließ er sich sehen
Beim Auf- und Niedergehen

In den herrlichen Ulmenalleen
Seines adligen Guts.
Zuweilen blieb er stehen
Und ließ die Federn wehen
Seines Freiherrnhuts.

Er war just hundert Jahre,
hatte schneeschlöhweiße Haare
und kam mit sich ins Klare:
„Ich sterbe n i c h t
Weg mit der verfluchten Bahre
Und ähnlicher Leichenware !
Hol sie die Gicht!“

Werde ich, neugiertrunken
Ins Gartenhaus hingesunken,
Entdeckt von dem alten Halunken
Dann grunzt er plump:
Töw, Sumpfhuhn, ick will Di glieks tunken
In den Uhlenpfuhl zu den Unken,
Du schrumpfliger Lump !“

Einst lag ich im Verstecke
Im Park an der Rosenhecke
Da kam auf der Ulmenstrecke
Etwas angemufft.
Ich bebe, ich erschrecke,
Ohne Sense kommt mit Geblecke
Der Tod, der Schuft.

Und von der andren Seite
Mit dem Krückstock als Geleite,
In knorrigem Geschreite
Kommt auch einer her.
Der sieht nicht in die Weite
Der sieht nicht in die Breite,
Geht gedankenschwer.

Hallo, Du kleine Mücke,
Meckert der Tod voll Tücke,
Hier ist eine Gräberlücke,
Hinunter ins Loch !
Erlaube, dass ich Dich pflücke,
Sonst hau ich Dir auf die Perrücke,
Oller Knasterknoch !

Der alte Herr mit Grimassen
Tut seinen Krückstock fest fassen:
„Was hast Du hier aufzupassen,
Du Uhu Du !
Weg da aus meinen Gassen,
Sonst will ich D i c h abschrammen lassen
Zur Uriansruh !“

Sein Krückstock saust behende
Auf die dürren, gierigen Hände,
Die Knöchel und Knochenverbände
Knicksknucksknacks !
Freund Hein schreit „Au, mach ein Ende!
Au, auch, ich lauf ins Gelände
Nach Haus schnurstracks !“

Noch heute lebt Herr Kunz von Karfunkel
Mit seiner verrunzelten Kunkel
Auf seinem Schlosse Punkpunkel
In Stille und Sturm.
Seine Lebensgeschichte ist dunkel,
Es murmelt und raunt manch Gemunkel
Um seinen Turm !

„Gut gebrüllt, Löwe, ausdrucksvoll, heftig und überzeugend, in knorrigem Geschrei!“ lobte Thomasius die wohlgemeinte Leistung. „Ich muß erklären,“ fuhr er zu Cordula gewandt, fort „Petersen ist der anerkannt beste Kenner und erfahrenste Vertraute der deutschen Nordseeküste zwischen Ems und Weser. Das bringt ihm viel Arbeit und Ruhm ein, aber auch manchen Kampf gegen die Fachleute des Wasserbaus. Dazu hat er als Freund und Kenner der

Vogelwelt dieser Küste aus einer kleinen Sandbank eine ganze große Insel schaffen helfen, die jetzt geschützte Freistatt für Silbermöwen, Austernfischer und allerlei wildes Getier der Luft ist. Das nur nebenbei, ich dachte, Sie müßten es erfahren, damit er für Sie nicht nur der Seehundtöter ist. Dass er auch Gedichte kann, war mir neu.“

„Dank für die Ehrenrettung, Meister! Soll ich jetzt einen Vortrag halten über Sie? Ich muß erklären, Thomasius ist der anerkannt beste und erfahrenste Maler der Nordsee und ihrer Tierwelt. Was er malt, hat er erlebt und in gewagten Unternehmungen erkämpft, erjagt, und sozusagen erwettert. Er malt nämlich auch Wetter, daß dem standhaftesten Seemann Hören und Sehen vergeht. Außerdem kann er noch“ „Genug, Petersen,“ unterbrach Thomasius ihn, „Fräulein Lindthaus braucht keinen Bärenführer. Frauen legen ja Wert auf ganz andere Dinge. Außerdem merken sie ja selber bald, was los ist. Am besten ist es, wenn man von mir überhaupt nichts weiß!“



So verplauderten die Drei noch eine gute Weile. Man trank noch mit Behagen und fühlte sich wohl. Es war recht, nach den Erschütterungen und Beunruhigungen der Musik sich mit sichtbaren, greifbaren und einfachen Dingen zu beschäftigen, und ohne Maske und Vorbehalte sich gegenseitig

schlicht zu geben, wie man ist und wie einem zu Mute war. So verging die Zeit. Es war nicht allzu spät als man aufbrach. Die beiden Männer begleiteten Cordula nach Hause. Noch einmal wurde die gemeinsame Rückfahrt zum Festland für den nächsten Tag in Erinnerung gebracht, ehe man sich trennte.

Cordula war wieder allein. Im Einschlafen fühlte sie plötzlich an ihrer Hand den fremden Ring, den vergessenen Skarabäus.

8. Es gibt nichts, was es nicht gäbe

Sonne der ersten Septembertage! Flimmerender Glanz rings in der Weite! Stilles heißes Ausruhen des Sommers, zögerndes Verweilen seiner Schönheit, den Menschen als ein erhabenes Geschenk dargebracht, schwermütige Verführung zum letzten Genießen, vor dem Schmerz des Abschiedes, vor dem wehen Herbst.

Gestern war die wohlgelaunte Gesellschaft der Drei auf das Festland zurückgekehrt. Heute war ein freier Tag zur Ordnung der eigenen Angelegenheiten bestimmt, morgen sollte für Thomasius und Cordula die Rückfahrt und Übersiedlung nach der Insel geschehen. Petersen hatte sich in seine Amtsräume begeben. Er sollte heute eine dienstliche Fahrt mit seinem Motorboot an einen südlicheren Teil der Wattenküste machen. Thomasius war in seinen Gasthof verschwunden. Edine hatte bei der Ankunft des Schiffes aus Neugier und Zeitvertreib auf der Mole gestanden. Sie hatte sich über das Wiedersehen gefreut und war mit Thomasius, heiter plaudernd und sein geringes Gepäck tragend, nach Hause getrollt.

Auf dem Schiff hatte Thomasius sich von Cordula nur flüchtig, fast unverbindlich und etwas zerstreut verabschiedet. Cordula aber hatte den weitesten Weg zu ihrem Bauern. Als sie daheim eintraf, bereitete ihr Hannibal einen geradezu erschreckend stürmischen Empfang. Seine Freude war von bewegtestem Ausdruck und schien nahezu unstillbar. Er ließ nicht ab, seine Herrin zu umspringen und anzuspringen, bellend und jauchzend rannte er um sie herum, niesend und schnappend, hastend und schnaufend überbot er sich in Bekundungen seiner Freude und zärtlicher Anhänglichkeit. Cordula war gerührt, und mit einem kleinen ironischen Schmerz erklärte sie ihm, er sei ja auch der einzige, der sie wahrhaft liebe und der wahrhaft treu sei. Endlich hatte sie das große wollige wirbelnde Wesen beruhigt und sich an ihre Angelegenheiten begeben können.

So war es am Vortage gewesen. Und heute, ja, heute wollte Cordula noch einmal schwimmen und weit draußen im ruhigen Wasser sich tummeln. Denn in den nun folgenden Wochen auf der Insel würde sie zwar viel baden, aber in der tosenden Brandung und der ewig unruhigen See würde sie ja niemals schwimmen können. Und gerade das Schwimmen, das getragene friedliche Einssein mit dem weiten Wasser, das Alleinsein und auf sich selbst angewiesen sein liebte sie und brauchte sie für ihr Selbstgefühl. Immer wieder folgte sie der Verführung in eine unbestimmte, bisher stets gemeisterte und kaum bewußte Gefahr. Ihr Vertrauen in die eigene Kraft und Geschicklichkeit war niemals erschüttert worden. Angst kannte sie nicht, auch die kleine verfeinerte Angst des Lampenfiebers war ihr fremd. Äußere Mächte, welche dem Mittelmäßigen Furcht einflößen, erkannte sie nicht an, auch in den Bergen nicht. Wind und Wetter betrachtete sie kameradschaftlich, das Wasser war ihr ein gewaltiger aber gutmütiger Spielgefährte.

„Hannibal, komm! Heute wird zum Abschied geschwommen. Von morgen ab, - im Jenseits – gibt's das nicht mehr. Leider! Also, Schwarzer Pudel, komm! Hannibal hatte verstanden. Wichtigen Schrittes begleitete er Cordula. Gewissenhaft nahm Hannibal wieder seinen Platz ein zur Bewachung der Kleider. Bald stand Cordula am Deich, schimmernd und sprühend im Lichte des vollen Vormittages. Sie sah an sich hinab, sah auf ihre Arme und Schenkel: „Schön ist meine Haut jetzt, malen dürfte er mich schon“ dachte sie. Dann bändigte sie unter der Haube ihr goldenes, lose gelocktes Haar und ging den gewohnten Gang über den langen sonnig überwärmten Holzsteg hinaus ins Wasser.

Zur selben Zeit stand Thomasius in Petersens Amtsraum und unterhielt sich mit dem jungen Schreiber, der über einen Zeichentisch gebeugt, Eintragungen in einer großen Seekarte machte. Petersen würde am Nachmittag zurück sein, meinte der Schreiber. Das Wetter wäre ja wunderbar und würde halten. Aber bei dieser Flaute könne man ja nicht segeln und müsse den Motor benützen! Wie einfach er denkt und spricht, dachte Thomasius. Das elektrische Pegelwerk tickte und schnurrte geheimnisvoll. Auf dem bewegten Papierstreifen zeichnete sich die Kurve des fallenden Wassers, der einsetzenden Ebbeströmung erkennbar ab. Thomasius schaute einen Augenblick aufmerksam hin und bemerkte, dass das Wasser recht rasch fiel und ablief. „Springtide“ erwiderte der Schreiber. Thomasius hinterließ dem jungen Mann Grüße an seinen Herrn und den Bescheid, dass er ihn bei Frau Meena am Abend erwarte.

Thomasius ging hinaus und setzte sich an der äußersten Nordspitz der Hafentmole auf einen Bretterstapel, um die Welt nach allen Seiten zu betrachten. Und so ließ er Blick und Gedanken behaglich umherschweifen. Schönes Alleinsein! Schöne Stille über der Welt! Windstille der Seele, Windstille des Herzens, Windstille des Geistes. Nur anschauen, nichts von dem Angeschauten wollen, es anschauen, wie ein Tier es ansieht, voller Ruhe und als ein Teil aller Kreatur. Wie gut tut es, einmal ohne Absichten und Pläne, ohne Vorhaben und ohne alles innere Drängen und Arbeiten zu sein. Wie herrlich weit und lautlos kann die Welt sein und wie schön ohne alle unsre menschlichen Zutaten und Verwirrungen, Wünsche und Fehler. Alleinsein und nur Da-Sein ist ja eine Feier. Selten und bewußt und ohne Feierlichkeit. Wie hell und durchsichtig die Luft heute. Sie trug vom Lande Geräusche herüber, ferne, sommerliche Laute. Irgendwo brummte eine Dreschmaschine. Jedesmal wurde der Ton eine kleine Terze tiefer, sank herab, wenn neues Korn eingeworfen wurde. Thomasius kannte diese Vorgänge gut. Er empfand diese Geräusche, die fernes, menschliches, gewohntes und notwendiges bedeuteten, angenehm. Irgendwo wurde, in weiter Ferne geklopft und gehämmert, an irgendeinem Bau, einer Scheune, einem Haus, das ein Bürger oder ein Bauer ausführte. Von klingendem Holz kam der Schall. Ja, jetzt, wo er darauf achtete, konnte er verschiedene solche Laute unterscheiden.

Junge, noch nicht ausgefärbte einjährige Silbermöwen, braungefleckt mit noch schwarzen Schnäbeln und Füßen, flogen über dem stillen Wasser auf und ab, man konnte das leise Sausen ihrer Flügel in der Luft vernehmen. Einige wenige Lachmöwen mit schwarzen Köpfen, trieben sich schreiend und zankend um die hohen Pfähle drüben am jenseiten Fahrwasser herum. All dies erhöhte nur die Stille und die Einsamkeit, machte die Ruhe deutlicher und den großen Raum dieses Tages noch weiter.

O schönes frommes Verweilen! Schönes, frommes Nichtstun! Schönes frommes Stillesein, schöne fromme Andacht an einem Septembertag. Schöne, blaue Welt, wolkenlos, windlos, heiter. Ja, Wind und Wolken waren immer eine Verpflichtung. Wind war Musik, Wolken waren Bilder. Musik und Malerei waren Aufgaben, lebenslange, herrliche Aufgaben. Aber einmal ein Tag voller Ruhe, nur der Erinnerung, der inneren Stimme, der völligen Entspannung gewidmet, dem Gedenken und dem Gedanken gewidmet, war schöner, notwendiger Feiertag. So überließ sich Thomasius dem Treiben seiner Gedanken, die heute ohne Schwung, milde und anspruchslos, kamen und gingen.

Doch, was war dies? Unter den fernen Lauten hörte er nun auch einen Hund. Er konnte nicht allzu weit entfernt sein. Er jaulte in Abständen, abwechselnd mit kurzem Gebell von einer merkwürdig drängenden Heftigkeit. Diese Laute zwangen sich Thomasius auf, so daß er sie genauer beachten mußte. Er konnte auch die Richtung feststellen. Das Kläffen wiederholte sich heftiger und ging dann in ein flehendes Gebell über. Eine Weile horchte Thomasius nachdenklich. Dann nahm er sein Fernglas hoch und suchte die Richtung ab, aus der die Laute kamen, am Deiche entlang. Und siehe da: dort lagen Kleider am Deich, helle farbige Flecken und vor ihnen lief Hannibal unruhig hin und her. Manchmal blieb er stehen, richtete sich auf den Hinterbeinen auf, den Kopf nach der See gewandt und ließ sein Geheul los. Deutlich sah Thomasius die heftigen Bewegungen des schwarzen Körpers beim Bellen, das mit großer Kraft ausgestoßen wurde.

Aber was war hier geschehen? Thomasius suchte den ganzen Platz mit dem Glase ab. Cordula war nirgends zu erblicken. Er verfolgte den hölzernen Badesteg und suchte dort das Wasser ab. Auch hier - nichts. Weiter seewärts richtete sich sein Suchen und endlich entdeckte er Carolas Kopf und ihre in der weiten Bläue leuchtend gelbe Badehaube. Weit draußen war es, bedenklich weit draußen! Er beobachtete nun sehr genau. Cordula hielt auf Richtung Land zu, sie arbeitete sich schwimmend gegen den Strom ab, aber sie kam keinen Meter vorwärts. Im Gegenteil, es trieb sie langsam hinaus, trotz ihrer sichtlich gleichmäßigen, kräftigen und dauernden Anstrengung.

Thomasius fuhr hoch. Gefahr! Gefahr! Lebensgefahr! Ein leichter Schwächeanfall, ein Krampf, eine kleine Ohnmacht, ein bloßes Nachlassen - sie wäre verloren. Und wenn die Kräfte sie verließen - sie treibt ja schon hinaus! Ins offene Meer, hilflos und verlassen. Gefahr! Hilfe, ein Boot! Thomasius lief die Mole zurück, er suchte unter den anliegenden Fischerewern und Muschelkähnen, den Tjalken und Kuttern eine kleine Ruderjolle, ein Beiboot. Er würde es noch schaffen. Aber Zeit durfte nicht versäumt werden! Er fand eine kleine leichte Jolle mit zwei Riemen. Eine Persenning, ein Ölmantel lagen darin, sie gehörte zu einer holländischen Tjalk, die breit und sauber dalag. Thomasius kletterte hinunter auf das Schiff, er rief dem Schiffer zu, draußen ginge es ums Überleben. Er sprang ins Boot, warf es rasch los, ehe der Alte begriff, stieß er ab und ruderte mit höchster Kraft hinaus in die Richtung, die er sich bald mit Landmarken ausmachte. Hoher Flaggenmast auf der Mole - Windmühle im Land dahinter, beides in Linie, - so war die Richtung. Das Boot war leicht, es kam gut voran, die See spiegelblank und hier in Ufernähe noch ohne spürbare Strömung. Welch

Glück, daß kein Wind geht ! Thomasius arbeitete mit Aufbietung all seiner Kräfte. Was seine Arme hergeben konnten, mußte her. Lange hatte er nicht mehr gerudert, aber er verstand sich auf dies einfache und vernünftige Werk, er drängte all seine Willenskraft und all seine seemännische Übung in diese augenblickliche Forderung. Er kam vorwärts, er kam langsam, ach so langsam, der Stelle näher, die er erreichen mußte.

Unmut stieß in Thomasius auf und mischte sich mit seiner Unruhe. Sinnloses Schicksal, aus Versehen, aus Zufall, aus Unwissenheit zu sterben, aus Übermut oder etwa, weil ihre Uhr falsch ging? Oder weil sie überhaupt nicht an die Zeit und die Gezeiten gedacht hat? Vielleicht hatte sie Heimweh nach ihren bayerischen Seen? Gott! Vielleicht ist er, - Gott – neidisch auf sein Ebenbild? Oh, der Neid der Götter! Thomasius sah sie am Flügel: Schönes Bild edler Gesittung, unvergängliches Bild! Deutscher, unsterblicher deutscher Mensch! Nein, du wirst nicht untergehen! Du wirst gerettet, stärker als das Schicksal bin ich. Dein Bild wird leben! Wird uns überdauern für späte Geschlechter! Dunkel wäre die Welt und ohne Sinn, wenn du sie verließest! Du mußt leben Cordula! Cordula!

Draußen im Strom waren einige neuere Seezeichen, Spirentonnen, verankert, die mit ihrem lang in der Luft hinausragenden schlanken Enden seewärts, nach Norden wiesen. Ihre Lage zeigte so Stärke und Richtung des Stromes ungefähr an. Sie lagen recht schräg, bedenklich schräg! Thomasius beschloß, südlich vor der ersten Tonne den Strom zu erreichen, dann konnte er sicherer Cordula einholen. Thomasius begann, seine Ruderbewegungen zu kommandieren: Hau – ruck – hau – ruck! Eins-Zwei! Eins-Zwei, damit er nicht nachließe. Heiß wurde es ihm, unerträglich heiß. Er warf Fernglas und seinen weißen Sweater von sich ab ins Boot, und ruderte, ruderte, ruderte. „Hau – ruck! Eins – zwei! Flaggenmast – Windmühle – Flaggenmast - hau ruck!“

Gott sei Dank, - Cordula war noch da, näher sogar, sie schwamm und kämpfte, schwamm und kämpfte. Wie lange noch? Thomasius erhob sich, legte einen Riemen ins Boot, ging ans Heck und begann zu wriggen. So konnte er sein Ziel besser im Auge behalten und machte gleich die Annäherung. Jetzt konnte er ihr schon zurufen. Hallo! Hallo! Sie hörte es nicht. Ihre Bewegungen wurden matter, ja sie mußte Pausen einschalten, und trieb rascher und rascher im Strom hinaus. Jetzt hatte Thomasius den Strom erreicht. Sofort fühlte er den Sog, aber er konnte jetzt in gleicher Richtung des Stromes weiter rudern, und bald mußte er Cordula erreicht haben. Gott sei Dank! Sie hat die Richtung geändert und jetzt treibt sie auf die erste Spirentonne zu. Sie beginnt, wieder

kräftiger auszuholen, wird sie sie fassen? Oder die eigene Rettung verfehlen? Mit einer letzten Anstrengung erreicht sie die Tonne. Sie hält sich an einem Ring an ihr fest. Nun legt sie den anderen Arm um das obere schmale Ende! Gerettet!

Thomasius brachte sein Boot vorsichtig schräg durch den Strom auf die Tonne zu. Cordula hatte ihn im letzten Augenblick wahrgenommen, und das hatte ihr wieder Kraft und neuen Antrieb gegeben. Gottseidank, dachte Thomasius, nun ist alles Gut. Er ruderte gegen den Strom die Tonne an, faßte mit einem kräftigen raschen Griff einen Ring, zog das Boot heran und scherte es fest.

„Cordula! Cordula! „ rief Thomasius, „jetzt ist ja alles gut! Sie sind ja gerettet!“ „Ich kann nicht mehr,“ erwiderte sie, dabei verließen sie ihre Kräfte. Sie wurde blaß und zitterte. Thomasius mußte sie ans Boot heranziehen. So hielt er sie eine Weile, damit sie sich erhole. Er ermutigte sie und es gelang, ihre Kräfte und ihre Zuversicht wieder ein wenig zu beleben. Ins Boot hineinnehmen könne er sie nicht, das Boot würde kentern. Ob sie sich noch kurze Zeit halten könne? Wir haben ja jetzt Zeit, viele Stunden! Und Sie sind ja gerettet und ausser jeder Gefahr! Nur wenig Schläge, einige Meter, und wir sind am Rande des Priels. Dort läuft der Sand schon trocken, wir können an Land gehen. Cordula! Mut, es wird gehen!“ „Ich will's versuchen“ erwiderte sie matt. Thomasius behielt sie im Auge, er wriggte mit einem Arm. Gebückt stand er im Boot, mit der andren freien Hand Cordula am Handgelenk haltend. Sehr anstrengend und ungünstig war dies aber für die kurze Zeit und die wenigen Meter wohl noch durchzuhalten. So kam er schräg über den Strom und mit ihm abwärts auf den Rand des Priels zu. Dort war das Wasser schon seicht geworden, er konnte das Boot auf den flachen Sand auflaufen lassen. Cordula fühlte Boden unter den Füßen. „Hier ist Grund“ rief sie, schon etwas belebter. Thomasius aber befahl ihr: „Am Boot bleiben! Nicht allein durchs Wasser gehen! Der Sand ist weich und nachgiebig. Die Strömung noch lebhaft!“ Er brachte nun das Boot noch weiter hinauf aufs flache Ufer, dann half er Cordula an Land und folgte ihr mit einem frischen Sprung. „Ich kann nicht mehr!“ Damit ließ Cordula sich fallen. Sie zitterte wieder, ihre Haut war rauh und fahl, das Gesicht blaß, bläulich und spitz. Thomasius holte die Persenning aus dem Boot und schob sie ihr unter, so daß sie trocken lag, dann nahm er ihr die Badehaube ab. „So, jetzt hören Sie besser! Gleich wird alles ganz gut.“ Cordula zitterte ständig und wurde vom Frostgefühl geschüttelt. Thomasius legte seine eigenen wollenen Sachen und den Ölmantel aus dem

Boot über sie. „Die Sonne wird's schon machen, und Sie braten,“ meinte er tröstend, „nachher laufen wir ein wenig herum, das gibt bessere Wärme.“

„Ich kann nicht mehr“ hauchte Cordula, „wieso kam das alles? Wieso sind Sie hier? Wo sind wir eigentlich?“

„Das sage ich Ihnen später! Jetzt mal erst wieder Mut ! Sie haben sich ja wirklich mannhaft behauptet! Aber das Watt ist schon unheimlich. Man muss es kennen. Es ist kein Ammersee!“ erwiderte Cordula leise.

„Ach, mein lieber, sanfter Ammersee,“ erwiderte Cordula leise.

So lag sie eine Weile in der Sonne, die mittäglich ihre Wärme wirken ließ.

Cordula begann, sich wieder zu beleben und sah weniger gequält aus. Ihr Gesicht bekam wieder einen leichten Anflug der früheren Frische. Sie begann sich zu rühren. Sie lächelte zu Thomasius hin. „Wieso sind Sie hier?“

„Ach, ich ruderte so ein bißchen hier herum, so zum Zeitvertreib, wissen Sie, und da hab ich Sie hier zufällig angetroffen. So etwas kommt vor.“

„Ja, gibt's denn dös a?“ fragte Cordula zerstreut zurück.

„Doch, dös gibt's scho!“ lachte Thomasius, „es gibt überhaupt nichts, was es nicht gäbe!“

„Das ist mir zu hoch.“

„Macht nix. Übrigens sollte Ihr Kopf tiefer liegen. So! Nur ein wenig tiefer.

Das alles war ja nur ein kleiner Schwächeanfall durch den Schreck, durch das plötzliche Bewußtwerden der Gefahr und der Hilfslosigkeit und

Verlassenheit. Das gibt's am Wasser nicht selten. Solch Erlebnis ist lehrreich.

Ein etwas heftiger Vorgeschmack des Sterbens.“

„Vielleicht. Es war sehr unheimlich.“

„Aber jetzt werden Sie ja wieder, meine Gnädigste, und jetzt machen wir uns mal etwas Bewegung!“

„Gnädigste! Immer Gnädigste! Ich finde das scheußlich.“

„Also, große Cordula, wollen wirs mal versuchen? Auf! Wenn ich bitten darf!“

Thomas half ihr, sich aufzurichten und aufzustehen, es ging fast flott. Er schritt langsam neben ihr her, hin und her auf dem Sand. „Mich wundert, dass heute keine Seehunde da sind, es ist so richtiges Seehundswetter heute“

meinte Thomasius munter und ermunternd. Wärme und Farbe kehrte wieder in Cordula zurück. Ihr goldenes lose gelockte Haar, sprühte kupferne Funken im Sonnenlicht. Thomasius plauderte auf sie ein, versuchte zu scherzen. „Ich sterbe nicht! Hol sie die Gicht! Jawohl, liebe große Cordula, wir leben entschlossen weiter. Die Welt braucht uns! Es lebe das Leben!“

Er hielt ihr sein Fernglashin: „Da, schauen Sie mal durch mein Guckeweit!

Dahin! – Nein, mehr rechts, - so – und – was sehen Sie da?“

„Ach, Gott! Meine Sachen ! Und Hannibal ! Hannibal schläft. Der gute! Wenn er wüßte!“ Sie gab das Glas zurück, „Wir sind furchtbar weit fort. So weit war ich noch nie da herausen.“

„Ihr Glück! Übrigens: - Hannibal weiß alles!“

Cordula sah fragend zu Thomasius hin. Beide ergingen sich noch eine Weile plaudernd und scherzend. Dann bewerkstelligten sie die Rückfahrt.

Thomasius mußte das Boot weiter hinabschieben, in der Ebbe war das Wasser tiefer gesunken. Endlich konnte er Cordula beim Einsteigen helfen, er legte ihr den Ölmantel um und ruderte sie geruhsam über das nun fast stromlose und besänftigte Wasser. Der Badesteg war bald erreicht. Hier trennten sie sich, - beide zögernd. Cordula kam an den Deich zurück. Sie wurde von Hannibal sehr gelassen und selbstverständlich empfangen, als ob nichts geschehen wäre, ja, in seiner Gelassenheit lag fast ein stummer Vorwurf.

„Ach, Hannibal“, sagte Cordula, den Kopf des Pudels in ihren Händen, „um ein Haar wäre das ein andres Jenseits geworden – und ohne Dich!“

Als Thomas das Boot, nun allein, wieder dem holländischen Schiffer im Hafen zustellte, spuckte der Alte weithin zischend durch die Zähne und fragte: „All in Riege?“ „Jau;“ erwiderte Thomasius, „all in Riege ! Unn Dank ook ! Se leewet ! Heel best!“

Am Abend saßen Thomasius und Petersen bei Frau Meena und hatten muntere, wohlgelaunte Gespräche bis tief in die Nacht.

9. Bedanken Sie sich zuerst bei Hannibal

"Da, schaut her! Mein fröhliches Gerümpel! Und davon lebt man nun!" sagte Thomasius an Bord des Dampfers zu Petersen, zu Frau Meena und zu Edine. Und wirklich, das Malgerät, Staffelei, Papiertafeln, Holztafeln, Kästen und Skizzenbücher großen Formates und anderes in Holzkästen verschlossen und verschnürt, dazu Rahmen, Leinwände und ein Teil seines sonstigen Gepäcks mit Riemen zusammengehalten stand und lag nicht sehr ansehnlich herum an der Reeling des Schiffes.

Die drei Gefährten gaben Thomasius am Tage, welcher der Errettung folgte, das Geleit. Thomasius war voll guter Laune und strahlte dieses Wohlbehagen auf seine Begleiter aus. "Nirgends geht's lustiger zu als in der Welt", meinte Thomasius, "und mit ein paar Pinseln kann man sie aus den Angeln heben." "Worum Sie immer zu beneiden sind", antwortete Petersen. "Glauben Sie etwa, man tut das aus Übermut? Ach, Petersen, das ist Dienst, Dienst - genau wie Ihre Pegelbeobachtungen und Meenamö's Pfannkuchen."

Jeder tut, was er muß und so gut er kann." "Na, da sind aber doch wohl kleine Unterschiede" meinte Frau Meena. "Ja, diese herzigen kleinen Unterschiede", erwiderte Thomasius, "die machen die Welt froh und farbig und uns verliebt und treu." Leine platzte plötzlich hinein: "Ich besuche Sie mal! Darf ich dann baden?" "Ja, min Deern! Möchtest Du auch gerettet werden?" Edine errötete leicht und schmolle: "Och, - Sie!" "Aber! Edine!" mahnte die Mutter, "ja, ich komme aber mit!" meinte sie weiter. Oder wird Ihnen das zu viel, Professor?" "Zum Retten gewiss, liebe Meenamö, aber sonst wär's schon recht!" "Vielleicht machen wir wieder eine feine Akademie?" warf Petersen ein. "So recht in knurrigem Geschreite?" gab Thomasius zurück. So plänkelte man hin und her, als die Schiffsglocke zum letzten Mal ihre Warnung ertönen ließ.



Ungern musste man sich trennen. Thomasius küsste der Frau Meena die Hand und sagte ihr, sie sei eine gute Frau, und das sei das Beste, was man sagen könne. Edine bekam einen Kuss auf die Stirn, sie errötete und war stolz. Petersen erhielt einen kräftig geschüttelten Händedruck. "Und besucht mich in meinem Jenseits! Kommt alle drei! Edine kriegt Knüppelkuchen, Meenamö Seehunde, Petersen Doornkaater, alle drei satt!" rief Thomasius den Getreuen nach, als sie über den Steg das Schiff verließen. Sie standen noch lange am Bollwerk und winkten.

Cordula war nicht dabei, entgegen der Verabredung. Thomasius hatte, vom Augenblick erfüllt, kaum darauf geachtet. Jetzt, als das Schiff sich vom Hafen

löste, empfand er das Fehlen von Cordula und auch das ihres Pudels plötzlich als ein kleines, unbehagliches Verlassensein und als eine fast schmerzende Enttäuschung.

Cordula hatte in der Nacht nicht schlafen können. Die Schreckwirkung setzte verspätet ein und quälte sie mit Unruhe. Den folgenden Tag brauchte sie, um wieder zu ihrem inneren Gleichgewicht zu kommen. Ihr Hauswirt, der Bauer, hatte am Abend, in Meenas Gaststube den ganzen Hergang erfahren und Cordula berichtet. Es war das große Gespräch des Tages, durch das auch Meena und Edine von dem Geschehen Kenntnis erhielten. Es hatte ihre freundschaftliche Zuneigung zu dem alten, bewährten und liebenswerten Gast bedeutend vertieft.

Cordula hatte dann ihre Sachen gepackt. Beim Zusammenordnen der Noten fand sie den vergessenen Brief an ihre Freundin Eva. Sie las ihn, am Fenster stehend, noch einmal ganz durch. Dann fügte sie noch Folgendes hinzu: „Liebe Eva! Dieser Brief war liegen geblieben. Ich gehe also für länger nach Norderney. Sehr schöner Flügel. Bitte schick' mir gleich Beethovens G-Dur Konzert, dazu die Kadenzen. Steht alles rechts oben bei meinen Noten zwischen den Fenstern. Dunkelroter Einband. Bald mehr von Deiner getreuen Cordula.“

So war denn Cordula einen Tag später, als verabredet, auf der Insel erschienen. Bei ihrer Ankunft war Thomasius am Schiff. "Das ist aber sehr aufmerksam von Ihnen! Das hab ich doch kaum verdient. Ich bin doch unpünktlich und vertragsbrüchig," meinte Cordula, die zuerst etwas befangen und in ihrem Auftreten etwas unfrei war. Thomasius erwiderte: "Ganz im Gegenteil, ich finde, Sie haben schon verdient, dass man sich um Sie etwas umtut. Sie sehen vorzüglich aus. Und Hannibal? Hat er sich gefreut?" "Ach, Hannibal! Er war so sonderbar. Ein Pudel hat eben zu viel Seele. Ich versteh ihn nicht." "Nun, es hat ihn vielleicht auch etwas mitgenommen?" "Lieber Herr Professor" fuhr Cordula fort, "ich beginne hier mein zweites Leben! Das wiedergeschenkte! Ich muss es Ihnen sagen! Ich weiß jetzt alles! Wie soll ich Ihnen danken?" "Bedanken Sie sich zuerst bei Hannibal! Übrigens, kommen Sie doch erst weiter! Ihr Gepäck werde ich besorgen lassen. Gehen Sie etwas voraus, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Cordula ging langsam voran. Hannibal neben ihr bei Fuß. Als Thomasius die beiden wieder einholte, hatte er eine so überwältigende Freude an ihrer Erscheinung, ihrem ganzen Bild und Gebaren, dass er sich plötzlich beim Singen eines großen Themas Schuhmannscher Musik ertappte.

Cordula wandte sich um. Lächelnd und in die Ferne schauend sagte sie: "Ja, das ist es! Das ist es! Der bunte Erdentraum! Ach! Kunst ist ewig und groß! Und wir?" "Wir sind vergänglich und groß. Wir haben das alles doch geschaffen! Die inbrünstige Verehrung macht uns groß!"

"Ja, meinte Cordula," ich will ja arbeiten und dienen. Arbeiten und dienen! Es ist schon das Einzige und ist eben unsere Größe!" Thomasius hörte diese Worte und ließ sie in die Tiefe seiner Seele fallen und behütete das Bekenntnis dieser Frau in ritterlicher Frömmigkeit.

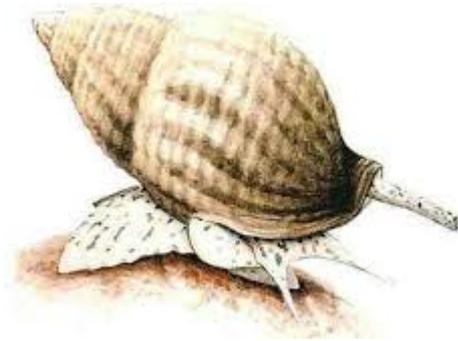
10. In der Kunst gibt es keine Kleinigkeiten

"Studieren, studieren und wieder studieren! Licht genießen! " Diese männlichen Worte ihres alten verehrten und gefürchteten Lehrers standen über Cordulas Tagen auf der Insel. Ja, sie studierte, sie arbeitete, übte und mühte sich täglich viele Stunden. Tonleitern, Übungen in Terzen, in Sexten, in Oktaven, Studien der allerschwierigsten Art bewältigte sie und ließ sie durch die Tasten donnern und prasseln. Mit Hartnäckigkeit steigerte sie ihre schon so vollendete Geläufigkeit, ein Ziel vor Augen, das ihr in den letzten Wochen immer zwingender klar und notwendig geworden war. Es durfte überhaupt keinerlei Schwierigkeiten mehr geben. Ihre Hände und das Klavier mussten zu einem einzigen Organismus zusammenwachsen, mussten in ihrem Zusammenwirken untrennbar und selbstverständlich werden, sodass kein Bewusstes mehr störend sich dazwischen schalten konnte. Werkzeug und Handwerk musste so vollkommen beherrscht werden, dass die Mühelosigkeit selbst zu einem mitklingenden Helfer wurde. Ihr Anschlag musste eine Leuchtkraft und ein Durchdringungsvermögen bekommen, dass damit die Seele ihrer Kunst ohne Rest aufgeschlossen wurde, und dass sie hiermit dem Großen dienen konnte, dem sie sich widmete. Geistige Erfassung, seelische Hingabe bis ins Letzte, Feinste, Äußerste! Nicht die kleinste Pause, nicht der kleinste Vorschlag, nicht die flüchtigste Verzierung dürfte übrig bleiben, die nicht völlig eingeordnet und nicht sinnvoll seelisch durchtränkt wäre. Niemals drüber hin spielen! In der Kunst gibt es keine Kleinigkeiten! Ungenauigkeit ist Sünde! So hatte er gesagt, der unerbittliche Lehrer. Auch das Geringste war in der Seele des Meisters, und der Meister wusste, warum er es schrieb! Und wir müssen trachten, es auch zu wissen! Meisterwerke verpflichten! Wie oft hatte

sie diese Aussprüche gehört und beherzigt! Ja, alle Mühe dieses großen Lehrers war Dienst! Ehrfuchtiger Dienst an der Kunst und alles war Hingabe und Vorbild für ein ganzes Leben. Nun verstand sie auch das Verbot: Nicht genießen! Die Kunst ist nicht Genuss! Alles Genießerische ist unwürdig und entwürdigend. Die Kunst ist Gottes Dienst, selbst in ihren rein handwerklichen Voraussetzungen und Notwendigkeiten war sie Gottes Dienst und Dienst an der Seele des Menschen, welcher alles entstammte. Wie hübsch hatte Thomasius das gesagt, damals bei der "feinen Akademie" ihrer drei in der Nacht. Und dieser Dienst war ihr Auftrag. Selig war sie in dieser Berufung des Kündens und Verkündens, selig darin, das göttliche, weltenumschlingende Menschenwerk des Mannes zu erhalten und weiter zu geben. Es hüten und hegen, die Flamme am Leuchten zu bewahren und sie nie erlöschen zu lassen. Dies war Seligkeit, es war Gnade, aber nicht Genuss. Wie tief war der Spruch am Gewandhaus in Leipzig, dieser erfahrenen Stätte der Musik. "Eine wahre Freude ist eine sehr ernste Sache."

So mühte sich Cordula täglich viele Stunden in seligem Ernst und fast priesterlicher Verantwortung. Genau waren die Tage eingeteilt und geordnet. Die Vormittage gehörten ihrer Musik, die Nachmittage gehörten Thomasius, der sie bei sonnigem Wetter draußen malte. Einmal kam sie zu ihm an einem Regentage. Thomasius saß in seinem zum Atelier gewordenen großen Hotelzimmer und malte. Auf dem Tisch stand in einem tönernen Gefäß ein großer Strauß roter Vogelbeeren mit Laub und Eichenzweigen. Um das Gefäß herum lagen hübsch angeordnet Muscheln und Muschelschalen zwischen abgefallenen Blättern. Cordula war erstaunt, dass Thomasius sich mit solchen Gegenständen befasste. "Ja ich lerne malen" warf Thomasius hin. "Ihre Witze sind wirklich verblüffend" erwiderte Cordula. "Das ist gar nicht witzig, sondern ernst. Sehen Sie, diese nahen Dinge! Dicht vor mir! Dicht vor dem Beschauer auch des Bildes. Keinerlei Atmosphäre dazwischen. Dinge, die ganz nah und eindringlich da sind. Wie lange habe ich so etwas nicht mehr betrieben! Wolken und Himmel sind ja völlig andre Welten. Luft, Wetter, Brandung sind ja keine Dinge, es sind Geister, die man beschwört und bannt. Sie erlauben eine ganz freie und willkürliche Behandlung. Aber dies hier: grünes Blätterwerk, wirkliche Dinge, das soll überzeugen, soll greifbar und glaubhaft ganz nahe da sein. Was für Sie die Schule der Geläufigkeit und Etüden, ist für mich diese Studie.

Die gleichen Worte. Aber mit dem Unterschied, dass ich immer noch Liebhaber für solche Studien finde, die einige tausend Mark dafür geben. Außerdem macht auch das rein Handwerkliche noch Freude. Thomasius nahm eine Muschel vom Tisch, ein Gebilde wie ein spitzig gedrehtes, tütenförmiges Schneckenhaus.



"Wissen Sie, wie der Ostfrieſe dieses Tier nennt? Kinkhoornjtje! Ist das nicht ein hübsches Wort? Kinkhoornjtje!" Cordula lächelte. "Euch Maler könnte man beneiden. Immer wird euch alles froh und leicht! Und was ihr schafft, das steht da und bleibt und kann immer wieder wahrgenommen werden. Aber wir? Schall und Rauch, Flucht und Verwehen. Sehen Sie, Meister, wenn ich neulich draußen im Watt umgekommen wäre - was wäre von mir geblieben? Einige flüchtige Erinnerungen von Kunstgenossen, rasch vergessen, ein paar Zeilen in den Zeitungen, vielleicht ein geschwollener Nachruf, das wär alles, aber auch alles. Ich bin doch nur Gefäß für den edlen Wein, Becher, aus dem getrunken wird. Und ist der Trunk vollbracht, ist das Gefäß wertlos." "Und doch ist es edel, Gefäß zu sein. Edler. geweihter Kelch!" "Ach, Sie wollen trösten! Das ist lieb. Aber ich bin schon getröstet. Ich habe mich hineingefunden in alles."

Solche und ähnliche Gespräche wuchsen oft zwischen den beiden empor, immer wurden Tiefen und Dunkelheiten aufgetan, von deren schmerzdem Zauber man sich nur mit einiger Mähe befreite.

Cordulas Arbeit und die Vorbereitung für ihre vielen bevorstehenden winterlichen Konzerte nahmen einen guten Verlauf und gediehen in der Nähe einer großen Natur und in der reinen Luft ihres Umganges mit Thomasius und seiner Malerei. Auch das Werk des Malers wuchs in Kraft und Fülle. Mehrere große Bildnisse von Cordula waren fertig geworden. Stets im Freien, stets in einem warmen abendlichen Sonnenschein, vor einem großen leuchtenden Himmel. Stets waren die Bilder von einer farbigen Wärme erfüllt, die wie eine trunkene und beseligende Musik einging. Und oft war der schwarze Pudel ein prächtiges Gegenspiel zu dem eigenartig, schillernden und seltsam

leuchtenden Haar seiner Herrin. Alle diese Bilder waren voll Geist und voll verführerischer Ahnung, sie hatten Nähe und Entrücktheit zugleich, sie atmeten Frieden und doch drang aus ihnen eine unbestimmbare Unruhe. Eines Tages, schon im fortgeschrittenen September, auf dem Rückwege aus den Dünen, begann Thomasius, der während des Malens nur wenig redet in einem ungewohnten Ernst und mit einer gewissen Scheu ein Gespräch über seine nächsten eigenen Angelegenheiten. Cordula fühlte, dass etwas Besonderes ihn bewegte. "Dies alles," begann er, "ist ja nicht das Eigentliche. Gewiss ist es schön, dass ich Sie malen kann und darf, ich bin glücklich mit diesen Bildern, - aber das "Eigentliche - diese Bilder sind vielleicht kaum Vorbereitung auf dieses Eigentliche. Wie soll ich Ihnen davon sprechen? Einzelheiten kann ich nicht aussagen, man soll nicht von noch Ungeschaffenem reden. Aber ich brauche ein andres Modell in andrer Weise. Ich brauche eine schaumgeborene Venus, die der Morgenröte und dem Meer entsteigt, eine Aurora, eine Menschengestalt von symbolischer Schönheit und von körperlicher Wahrheit. Und darum - es wird mir nicht leicht, - wollte ich ..." "Ich verstehe schon" unterbrach ihn Cordula, "ach, ich begreife es so gut. Aber es wird mir schwer. Sehr schwer. Aber ich dürfte es Ihnen nicht wohl abschlagen. Um ihrer Kunst willen. Ach -- lassen Sie es bis morgen Bitte, geben Sie mir noch diese Zeit!" "Gewiss - ich danke Ihnen schon jetzt! Bin Ihnen dankbar für sehr Vieles, - was Sie gar nicht wissen können." "Sprechen wir etwas anderes! Erzählen Sie mir von der Normandie, von der Bretagne, von Island! Sie waren ja überall! Und Thomasius erzählte von seinen Seereisen um Island, von den Stürmen und Schiffbrüchen und der Fischerei an den Küsten, von den Seepapageien, die dort getrocknet als Brennstoff verheizt werden, von den kleinen klugen zottigen Pferdchen, auf denen man große Reisen ins Landinnere reitet und vieles andere. Unter den ersten Sternen einer frühen Dämmerung trennten sie sich.

11. Nur die Vollendung befreit

Strahlend im warmen Glanze eines sieghaften Sommers war der September vergangen. Täglich in der Morgenröte hatte Thomasius am Meeresstrande gemalt. Cordula stand vor ihm in der Kraft und Reinheit ihrer Erscheinung. Thomasius war beseelt von der Hingabe an seine Kunst, er arbeitete in der Frömmigkeit einer großen Aufgabe und vollbrachte den Aufbau seines inneren

Gesichtes zu dem Werk, das ihm bevorstand, das drängend auf Vollendung wartete. Zahllose Skizzen und Studien hatte er so erarbeitet, Zeichnungen und farbige Entwürfe, Wiedergaben der Wirkungen des Lichtes, des Schwunges der Linien und ihres Zusammenspiels, Unwiederholbares der Haltung, die Melodien der Schatten, eine Fülle des Einmaligen und Flüchtigen in Ausdruck und Gebärde hatte er sorgfältig und andächtig festgehalten und gesammelt, bis nichts mehr fehlte an Vorarbeiten und Besitz, den er zur endlichen Gestaltung und Ausführung brauchte. Cordula war seiner Kunst, seinem Werk eine vornehme Helferin. Königlich gab sie ihm ihren Anblick, königlich stand sie vor der kühlen Einsamkeit des heraufleuchtenden Tages, königlich und erhaben kündete sie den Adel ihrer Entfaltung, die Makellosigkeit ihres Körpers, der die Offenbarung ihrer Seele war.

Am letzten Tage hatte Thomasius seine Arbeit geendet mit den Worten: "So, nun ist mein großes Bild fertig. Jetzt brauche ich es nur noch zu malen." Dann war Cordula in die nahen Dünen gegangen, wo Hannibal ihre Kleider bewachte. Als sie in ihrem blauen Gewand und mit dem Florentiner Hut zurückkehrte, sagte sie lächelnd: "Und meine Konzerte sind auch fertig. Ich brauche sie nur noch zu spielen."

Alles ergänzt sich zur Vollendung, dachte Thomasius. Er küsste Cordula die Hand: „Wie soll ich Ihnen danken, - Cordula?" "Nehmen Sie es als meinen Dank, den ich Ihnen darbrachte." "Für die kleine Ruderfahrt?" "Ja, für die kleine Ruderfahrt: Für mein Leben - das Bild." Schweigsam setzten sie den Heimweg fort. "Wo ist eigentlich Hannibal?" fragte Cordula einmal zwischendurch. "Sicher jagt er wieder wilde Kaninchen. Lassen Sie ihm diese harmlose Freude. Er ist interher so stolz."

Dann war wieder Schweigen zwischen den beiden. "Ja, es liegt etwas wie Ende und Trennung und Abschied in der Luft" begann Thomasius, "der Sommer ist unwiderruflich vorbei. Ich muss zurück, mein Bild malen. Sie müssen zu Ihren Konzerten. Beides rückt näher und wird uns trennen." Hierauf antwortete Cordula nichts. Nachdenklich und ohne Frohmut gingen Sie nebeneinander. Schließlich begleitete Thomasius sie bis vor ihre Wohnung. "Sehen wir uns noch? Ich muss heut' Abend noch spielen," fragte sie. Thomasius ging erfreut auf diesen Vorschlag ein und fügte hinzu, auch ihn verlange nach Musik, vielleicht möchte er auch ein wenig ihr vorspielen.

Dann war Thomasius, wie alltäglich in den letzten Wochen, wieder an seine Arbeit gegangen. Wieder studierte er seine Blätter, Entwürfe, wieder zeichnete er an neuen, ergänzte das Vorhandene, sein Gedächtnis prüfend und weckend, schrieb Notizen und Erinnerungen auf, grübelte über dem Ganzen und war bis zur Besessenheit erfüllt von seinem Werk, dessen Ausführung er immer ungeduldiger und unruhiger entgegenschah. Abends schrieb er Briefe und las viel, gelegentlich auch ging er um die Zeit der Dämmerung ins Konversationshaus. Dort blätterte er lang in allerlei Noten, um dann kurze Zeit

versonnen und nachdenklich etwas zu spielen. Meist ging er sehr früh zur Ruhe und war am nächsten Tage vorzeitig wach, unruhig verlangend nach seiner Arbeit.

So hatte er seine Vorbereitungen zu Ende gebracht, hatte Cordula fast nur in den kurzen Morgenstunden gesehen, und hatte so, ohne es zu spüren und ohne eigentlich sich viel darum zu kümmern, sie ihrer eigenen Arbeit überlassen, der sie sich in gleichem Ernst widmete und durch welche sie wiederum von Thomasius getrennt wurde.

Doch diese Trennung, sie war nur äußerlich. Wurden Cordulas Übungen am Flügel nicht von dem Gefühl getragen, dass sie Thomasius galten? Spielte sie nicht in Gedanken vor ihm? Musste sie nicht bestehen vor ihm? Galt nicht aller Glanz ihres Spieles ihm? Erschloss ihre Seele durch die großen Meister sich nicht für ihn? Und war es mit der Arbeit und Mühe des Malers anders? Galten sie nicht Cordula als Gegenstand, galten sie nicht ihr als Inhalt? Waren sie nicht auf die vollkommene seelische Durchdringung ihres Menschenbildes, ihrer Erscheinung, ihres Wesens gerichtet? Unterhielt ihrer beiden getrenntes Tun so nicht tiefe Verbundenheit, ohne dass es ihnen bewusst wurde? Wir wissen es nicht.

Am Abend dieses letzten Tages seiner Arbeit hatte Thomasius sich im Musikraum des alten Konversationshauses eingefunden. Nur die Flügellampe brannte in dem dämmerigen Raum. Als Cordula eintrat, saß er am Flügel und blätterte in einem Notenband, den er vor sich aufgestellt hatte. Er begrüßte Cordula: "Ich suche ein Intermezzo von Schumann. Ich finde es nicht. 'Aber ich kann es vielleicht auswendig. Früher habe ich es so oft gespielt. Ich werde es versuchen. Aber auf Ihre Gefahr" schloss er lächelnd.

Cordula saß neben ihm. Thomasius spielte. Er spielte den starken Jubelruf eines Glückes, das kein Verlangen mehr quält, das gestillt ist in der Kraft einer einzigen großen Erfüllung. Es war ein kurzes eindringliches, überzeugendes Lied. Thomasius hatte geendet. Seine Hände lagen noch in den Tasten und ließen den letzten, vollen, schönen Dur-Accord verklingen. Da hielt Cordula ihre geöffnete Hand hin und in ihr seinen Ring, den vergessenen Skarabäus.

"Behalten Sie ihn, Cordula," sagte Thomasius, "es ist schön, den Ring bei Ihnen zu wissen." Langsam erwiderte Cordula: "Eine Erinnerung. Und das ist alles?" Sie hielt inne. Dann sagte sie leise: "Wofür lebe ich mein Leben? Für wen?" Thomasius schwieg. Dann sagte er wie ins Leere hinein: „Das Werk ist das Eigentliche. Es ist alles. Dafür leben wir." Cordula erwiderte matt: "Das Eigentliche? Ach, wir leben ja am Eigentlichen vorbei? Das Eigentliche sind doch wir! Wir ganz allein. Wir selbst!" Aber Thomasius widersprach: "Das Eigentliche ist das Werk, seine Vollendung und damit unsre Vollendung. Nur die Vollendung befreit." Cordula schwieg. Sie wandte sich ab, zurück ins Dunkel des Raumes. Thomasius begann wieder zu spielen. Noch einmal spielte er das Intermezzo: Farbiger, breiter, kraftvoller, erfüllt und befreit.

Auf dem Heimweg war Cordula schweigsam und nachdenklich. Thomasius nahm es nicht wahr, er ging sonderbar glücklich, aber wie in einer Wolke eigener Erregung neben ihr; er sang die große Melodie gespielter Musik. Er brummte, piff und gestikulierte durch das herbstlich frühe Dunkel. Plötzlich dachte Cordula, mit unsichtbarem Lächeln: Wie glücklich er ist, dieser Mann, den Kopf voll Besessenheit, das Herz voll Spiel!

Heimgekehrt konnte Cordula nicht einschlafen. Es war ihr auf einmal bewusst geworden, dass sie den Ring, den vergessenen Scarbäus auf dem Flügel hatte liegen gelassen.



12. Ich sehne mich nach Deutschland

Der Herbst kam. Thomasius arbeitete. Stürme kamen und veränderten alles. Thomasius arbeitete. Er arbeitete in seinem großen Raum im Hause der Frau Meena. Zwei Fenster nach Norden, zwei Fenster nach Osten. Hier malte, schlief, aß und trank Thomasius, hier schrieb und dachte er, hier stand er vor seiner Staffelei viele Stunden, hier grübelte und sann er, schritt hin und her und führte sein Leben in einem großartigen Alleinsein, in einer biblischen Zurückgezogenheit.

Oft mußte Edine ihm die Mahlzeiten heraufbringen, oder Frau Meena sah nach ihm und versuchte, ihn nach aussen zu locken und abzulenken. Selten gelang es ihr Thomasius ins Freie oder in ihre Gaststube oder in die immer warme und anheimelnde Küche zu listen. Ihre mütterliche Schlichtheit und ihre sanfte Kraft brachten manches seltene Mal den versponnenen und

besessenen Mann zum Plaudern, zum Lächeln, zum behaglichen Essen und Trinken. Aber es konnte auch geschehen, dass er plötzlich nach der Insel fuhr, dort einen oder einige Tage fortblieb, und das er dann belebt und aufgeräumt zurückkehrte. „Es geht eben nicht ohne Musik,“ beichtete er dann, „es geht nicht ohne Klavier, es geht nicht ohne Beethoven und Schumann.“

„Wir Männer haben auch unsere Wehen und Kindsnöte, wir müssen unsre Werke austragen, und haben unsre Gelüste, gute Meenamö !“. Und Frau Meena freute sich in ihrem Friesenherzen, wenn Thomasius wieder auf seine alte scherzhafte Weise sprach, sich kundtat, und aus sich herausging. Dann meinte sie wohl, dass dem gepeinigten Manne sie selbst ja nicht helfen könne, aber die schöne Frau mit dem Pudel solle er doch kommen lassen, - vielleicht wäre es doch ein guter Vorschlag. Dann lächelte Thomasius und gab zu, den Pudel wohl nehmen zu wollen. Aber dem armen Tier könne man doch solch Künstlerleben nicht zumuten. Es würde ein Hundeleben. Genug, wenns einer führen muß und damit fertig wird.

Ja, der Herbst kam. Er machtge die Welt weit, kahl und kühl. Im Lande war die Stoppel umgepflügt, braun und schwer dehnten sich die Äcker mit ihren feuchten Schollen, zwischen den noch grünen Weiden, wo das Vieh noch graste und zufrieden wiederkäute. Noch gingen in ihren roten Wollröcken die Mägde hinaus zum Melken und kamen schweren Schrittes mit den gefüllten Eimern zurück. Bald würde auch dieses letzte Sommerliche geschwunden sein und das Vieh die warmen Ställe füllen. Die ragenden hohen Mühlen bei der Stadt drehten ihre Flügel in einem beschleunigten Schwunge und mahlten diefrüh gedroschene Ernte.

Mit den Stürmen kamen die Vögel. Unermessliche Vogelschwärme, geradezu überwältigende Heere und Massen verdunkelten wie Wolken die Luft. Zuerst waren die Enten gekommen. Der Oktober gehörte ihnen. Sie nahmen Besitz von den Watten, die ihre Ruheplätze und Erholungsgebiete waren auf der Flucht vor dem Norden und seinem vernichtenden Winter. Da waren die Spießenten, die Pfeifenten, die Krickenten und die Löffelenten mit ihrem Schnattern und Pfeiffen und Zischen. In friedfertigen Schaaren schwammen sie bei Hochwasser, das Meer verdunkelnd, Nahrung suchend, gründelnd und tauchend umher. In aufregenden Zügen, in schrägen, scharfen, reissenden Keilen schossen sie durch die Luft und fielen ins Wasser ein. Wurden sie gestört, so gingen sie gleichzeitig in schwingenden Wolken hoch. Bei Ebbe war es ein ständiges unruhiges Durcheinander von sitzen,

und laufen und watscheln und stehen und gehen, von Geschnatter und Geratter; all dies ein einziges friedfertiges gemeinschaftliches Behagen und Vertragen.

Dann waren die Gänse gekommen. Die Graugänse und die Rottgänse mit ihren harten trompetenden Rock-Rufen. Sie grasten die weiten Seegraswiesen ab. Mit donnerndem Gepolter erhoben sich diese Scharen von Gänsen gleichzeitig zu Hunderten und Tausenden, die ganze Masse wogte gemeinsam durch die Luft, dann löste sich der Schwarm ohne Ordnung wieder auf und verteilte sich im Niedergehen.

Zuletzt waren die Brachvögel gekommen, die Limosetten und Strandläufer, die Regenpfeifer und Kampfläufer, die in raschen dunklen Wolken reißend über den Watten dahinschwebten, in überraschenden Wendungen sich aufhellend, unsichtbar wurden, um dann gleich wieder in schwebender Fülle aufdunkelnd irgendwo herunterzugehen und auf den weiten glitzernden Flächen der Watten zu verschwinden. Das alles sah und hörte Thomasius mit dem empfänglichen Ohr und dem geübten Auge des Kenners, der alle diese Vögel gezeichnet, belauscht, beschlichen und geliebt hatte. Mit Lust und Freude hörte er die vertrauten Geräusche aus der Ferne bei Tag und Nacht, das Rufen, die Tuit-Schreie, das Trillern und die große, verworrene Musik der bewegten, schwingenden Schwärme. Diesmal regte der Herbst mit seinen Stürmen und Stimmen und dem Einbruch eines naturgewaltigen Lebens den Maler nicht auf. Er nahm alles zur Kenntnis, gewissermaßen duldete er diese Unruhe und das leidenschaftliche Leben in den großen Lufträumen. Streng blieb Thomasius bei seiner Arbeit. Er freute sich, wie das Watt, das im Sommer nur spärlich belebt war, und still glänzende endlos dahinlag, durch die Vogelmassen auf seinen Flächen und in den Lüften über ihm noch an Raum gewann, wie es weiter, endloser, unabsehbarer wurde durch die Fülle und Erfüllung mit diesen Scharen von Vögeln, die durch ihr Fliegen und Hasten und durch ihren ständigen weitgeschwungenen Ortswechsel den Raum erhöhten und weiteten.

So verlebte Thomasius diese Monate in den Winter hinein und durch den Winter hindurch. Weihnachten war er nach Norderney entflohen, er wollte seiner Wirtin keine Verlegenheiten für die Feiertage bereiten. Auf der Insel blühten in den kleinen windgeschützten Fischergärten die Rosen. Das verdankten sie dem Golfstrom, der einen freundlichen Ausläufer in die Nordsee entsandte. In diesen Tagen war Thomasius wieder viel im Freien

und machte in der warmen Luft Spaziergänge. Abends arbeitete er an seiner Post, die unerledigt er sich mitgebracht hatte. Mit wohlwollender Gelassenheit beantwortete er sorgfältig und sogar reichlich selbst gleichgültige Dinge. Er antwortete unbekanntem Verehrern und mühte sich, ihnen aus seinem engsten Wesen heraus, einiges besondere zu sagen. Meist kleidete er seine Erfahrungen, seine Urteile und Abneigungen in einen kleinen Scherz, auch auf die Gefahr hin, nicht richtig verstanden zu werden. „Wer mich verkennt, hat es sich selber zuzuschreiben,“ dachte er. Und wenn er das, was ihm am Herzen lag, gut, knapp und in keinem Wort austauschbar und genau gesagt hatte, war er zufrieden und froh wie ein Knabe, dem sein Spiel geglückt war. Was ihm für Augenblicke am Herzen lag, und was er andern mitteilte, war so oft nur gleichnishaft, war leicht, flüchtig und gehörte zu dem Unscheinbaren dieser Welt. Ein ziehender Wolkenschatten, ein Vogelschrei, eine blaue Lücke zwischen dem Getümmel des Gewölkes, ein schöner Vers, eine Melodie voller Süße, der plattdeutsche Witz eines Fischers, das Geplauder eines Kindes, der Schritt einer fremden Frau, die spiegelnde Nässe eines Regenschauers über alten Dächern, - die Welt war reich, aber Thomasius war reicher.

Von Cordula war ein Gruß dabei. „Wozu die Strapazen“ schrieb sie aus Stockholm, „ich sehne mich nach Deutschland.“

Unter den vielen Briefen aber waren zwei, deren er Bedeutung beilegte, denn sie zogen ihn wieder in die Welt und zu ebenbürtigen Menschen. Der eine Brief war von einem angesehenen und Mächtigen der Kunstwissenschaft und der Kunstförderung. Eine Frühjahrsausstellung in einer bedeutenden Stadt Mitteldeutschland sollte zusammengestellt werden, eine Ausstellung, die das Lebenswerk des Thomasius in einer großen und würdigen Schau zu versammeln und darzustellen hatte. Erfreut ging Thomasius auf dieses Unternehmen ein, er stellte eine große Zahl unbekannter Bilder zur Verfügung und wollte auch seinen Werdegang durch dreißig Jahren hindurch erkennen lassen. Auch sein letztes großes Bild an dem er noch arbeite, sollte dabei sein. Er kannte den Mann, der ihm deswegen geschrieben hatte, nur aus vielen Schriften und häufigen kleineren Veröffentlichungen. Es war ein beweglicher Geist, der frisch und scharf sehen konnte und mit großer Sicherheit sich auszudrücken wußte. Die Ausstellung würde in den guten und großen Räumen des Kunstvereins im städtischen Museum stattfinden. Besser, günstiger, wirksamer konnte Thomasius es sich kaum wünschen.

Der andere Brief war von seinem Freunde, dem Astronomen, dem er vor wenigen Monaten zum fünfzigsten Geburtstag geschrieben hatte. Der Brief war nur kurz, aber Thomasius las ihn mehrmals. Dieser Brief ging ihn im innersten an, und beschwingte ihn, den empfänglich liebenden, auf eine seltsame durchdringende und erregende Weise. Der Brief lautete:

Lieber Freund! Dein Brief war schön. Hab Dank! Mozart ist stets bei mir. Seine Briefe sind ein Freudenquell. Im kommenden Jahr gehe ich nach Amerika. Ich bin aufgefordert, mit den dortigen mächtigen optischen Mitteln und unter den einzigartigen günstigen atmosphärischen Verhältnissen Deutschlands Anteil an der Forschung zu vertreten. Veränderlich Sterne in den Spiralnebeln ! Vielleicht stößt man noch über die Grenzen des bisherigen Weltalls hinaus.

Unser Zusammentreffen der Ebenbürtigen, der deutschen Männer vom Morgenstern – die fünf Jahre sind ja abgelaufen – wird, wie Du vielleicht weißt, diesmal in Ostfriesland sein. Auf einem alten Gutshof. Nicolaus Agena wird Dir noch schreiben. Du kommst ja bestimmt, bist ja eigentlich schon da? Bis dahin also – machs weiter so gut wie bisher. Kannst Du mir nicht einen Kiebitz erlegen und ausstopfen? Die schön abgerundeten Schwingen ausgebreitet? Bring irgendetwas so recht Irdisches mit! Ich brauchs!
Dein Claus Respold

Thomasius erinnerte sich seines Traumes damals auf der Insel in der Morgenfrühe. Nun wäre er seinen Freunden auf diesem Zusammentreffen sein Bild nicht zeigen können, es würde ja auf der zugesagten Ausstellung sein. Es wäre ein schöner Beitrag gewesen für die kleine Unsterblichkeit innerhalb dieses Bundes so gleichgesinnter und so verschiedenartig tätiger Männer, die sich im innersten Kern verbunden und befreundet waren aus der Gleichartigkeit heraus, die ihre geistige und seelische Haltung innerhalb der Erkenntnis der Welt und der Zuwendung zur Kunst und zur Menschheit zusammenhielt. Diese Freundschaft wurde getragen von einer inneren Freiheit, die jeder einem ließ und der Einsamkeit, die jeder vor dem anderen wahrte und anerkannte. Fünf Männer waren es: ein Arzt, ein Astronom, – dieser stand Thomasius am nächsten – ein Bildhauer, ein Gutsherr, und ich, der Maler.

Wenige Tage noch verweilte Thomasius auf der Insel. An den Abenden spielte er in dem völlig verlassenen Musikraum des Conversationshauses. Nur wenige Haushüter und Wirtschaftler waren noch dort. Man lieferte einige

Male den bewährten Rotwein an Thomasius aus und ließ ihn auch gelegentlich dort spielen. Schließlich kehrte der Maler auf das Festland zurück. Für Frau Meena hatte er ein Schmuckstück, einen schön geschliffenen Rauchtropas an schmaler Kette und für Edine ein silbernes Armband als weihnachtliches Geschenk mitgebracht. Herzlich und offen war ihre Freude darüber.

Thomasius begab sich wieder an sein Werk. Himmel und Meer, Luft, Wolken, Strand und der Raum des Morgenlichtes war vollendet. Nun malt er an der menschlichen Gestalt, deren Haltung und Wirkung im Ganzen schon erkennbar waren. Die Erschaffung des Weibes, dachte Thomasius. Aber nicht aus der Rippe eines Mannes, sondern aus seiner vieltausendjährigen Seele. Aus der Seele, die der Hauch einer letzten Vollkommenheit, die verletzliche, kostbare Frucht einer letzten Reife ist, einer Reife, für die seine Geschlechter, die sich ins Dunkel der Vorzeiten verlieren, wirkten, schufen, träumten, lebten. Erschaffung des Weibes! Liebender Zauber der Gestaltung, der Anbetung des Lebendigen. Auferstehung aus dem Geiste! Opfer aus sich selbst und Erkennen aus Liebe, innerlichstes Verschmelzen und weihevolleres Einswerden mit der Schöpfung, letztes sich Hingeben ins Werk aus den geheimsten eigenen Tiefen.

Mit Andacht und Selbstvergessenheit und doch mit dem wachsten Bewußtsein des beherrschten Tuns und des sorgsamsten Könnens malte Thomasius sein großes Werk zu Ende. Mit jedem Tag wurde er durch solche Versenkung vertrauter mit Cordula, wurde gleichsam immer inniger mit ihr verbunden, ihr immer zugehöriger und auf eine nicht mehr erklärbar fortwirkende Weise mit ihr vereint. Im Geiste sprach er beim Malen mit ihr, und erlebte sie wieder aus seinen Erinnerungen heraus. Und er verwob diese Erinnerungen mit jenen, die ihm wieder neu erweckt wurden aus seiner Jünglingszeit, als er seine erste Liebe durchlebte und sie nicht bestand, weil er nicht vorbereitet und nicht gereift war. „Alles ergänzt sich zur Vollendung“ dieses sich so oft bestätigende Wort kam ihm immer wieder in den Sinn. Und er ruhte in diesen Worten, er fand in ihnen ein Verweilen, ein Ziel, einen Sinn.

Als nach einer leichten und fast zu rasch vergangenen Zeit das Bild vollkommen und beendet war, war es geschehen, dass Thomasius sich wie in einer Verzauberung befand. Er fühlte sich durch diese Vereinigung wie schwebend befreit, befreit und in ein Morgenlicht hinaus erweckt, wie er es gemalt, und wohinein er Cordula gestellt hatte. Der Anbeginn eines neuen,

niemals Erlebten, wehte ihm zu, ließ ihn in einer Glücksahnung erschauern, in einer verheissenden Hoffnung, wie vor langer Zeit, als seine Liebe zu Gesina ihn erfüllte.

So war er eins geworden mit seinem eigenen Werk, und wieder eins geworden mit sich selbst. Es war eine beglückende, dreifaltige Vereinigung seiner selbst, seines Werkes und von Cordula geschehen. Thomasius fühlte, wie dieses Erleben ihm eine Zukunft auftat, ihn fröhlich und zuversichtlich machte, und wie es alles Vergangene weiterführte und vollendete.

13. Dies Bildnis ist bezaubernd schön

Man traf sich im Kaffeebaum, in der ehrwürdigen Schänke, wo schon der Student Goethe mit Käthe Schönkopf gescherzt, wo Robert Schumann in beschwingten Zusammenkünften geschwärmt, wo Richard Wagner über seine Zukunftsmusik geduldigen Hörern bereitwillige Erklärungen abgegeben hatte. Hier trafen sich seit Menschengedenken die Musiker, welche ihre Stadt berühmt machten. Auch heute war es nicht anders. Das letzte Gewandhauskonzert der winterlichen Spielzeit hatte stattgefunden. Es war bereits Frühjahr geworden. Allerorten hatte man in der Stadt auf großen gelben Anschlägen in dicken schwarzen Buchstaben den schönen Namen Cordula Lindthaus gelesen. Dieses letzte Konzert, dem stets eine besondere Geltung und Würde beigelegt war, hatte Beethoven gegolten. Die achte Symphonie, jener einzige, erhabene Freudenrausch, beschloß es. Im Anfang stand die Coriolan-Ouvertüre, und in seiner Mitte das Klavierconcert in g-dur, von Cordula Lindthaus gespielt.

Nun standen, nach allem wohlverbrachten großen letzten und freudigen Aufwand ihrer Künste die versammelten Musiker, die aus dem regsamen Getriebe hervorragten, in kleinen Gruppen in dem uralten Gemach im Kaffeebaum und erwarteten Cordula Lindthaus. In Begleitung ihres Lehrers, des Professor Ohlmüller, sowie einer anderen Frauengestalt, betrat sie den Raum. Ihr wurde mit kleinem Beifallklatschen ein heiterer und ehrenbietiger Empfang bereitet. Es war ein besonderer Anblick: Ohlmüller, den berühmten Meister und Lehrer, der von Paraguay bis Japan, von Island bis Kapstadt die ganze Welt unterrichtet und der ganzen Welt deutsche Musik offenbart hatte, in der Mitte zwischen diesen beiden schönen Frauen zu sehen. Er selber, stolz und stattlich mit seinem dichten, ehrwürdig weißen Haar und dem trotzig

schwarzen schweren Schnurrbart, mit seiner sieghaft selbstbewußten Haltung, beherrschte sofort die Lage und den Augenblick. Ohlmüller hatte seine Lieblingsschülerin schon vor ihrem Auftreten bewacht und im Künstlerzimmer gegen Besucher, Zeitungsleute, Unterschriftenjäger geschützt, damit keinerlei Zerstreung und Unruhe ihr bevorstehendes Spiel störe. Jeden voreiligen Besucher hatte er mit Grobheit abgeschreckt. Nun aber war er übermütig und frei und schaltet gewissermaßen mit seinen Untertanen.

„Cordula, meine große Tochter ! Ich bin stolz auf Dich!“ sagte er beim Eintreten, „Du sollst an meinem Herzen wohnen!“

„Ob ich's da besser habe?“ erwiderte Cordula, „aber wollen wir uns nicht erst bekannt machen?“ Und sie führte ihre Freundin zu dem ihr aus der Studienzeit so gut Bekannten hin. „Professor Zielasny, mein Dirigent, Herr Professor Lengel, Cellist, Concertmeister Berber, 1. Violine, Herr Höhnemann, Clarinette und manche andre Spitzen des berühmten Orchesters, des Conservatoriums, der Presse, des Buchhandels und der Universität machten ihre kleinen freundlich geschmeichelten Verbeugungen und „Eva von Khuenberg, meine Freundin, Malerin“ damit beschloß sie die Runde.

Ohlmüller kam zwischen Cordula und ihrer schönen Freundin zu sitzen und präsierte der gewählten Tafelrunde als alt anerkannter Häuptling recht gut. Eugen, der seit Jahren bewährte Diener, welcher alle Eigenheiten dieser bewegten, launigen Musikergesellschaft kannte, begann seine Aufwartung mit Speisen und Getränken. An Cordulas Sessellehne hingen zwei Lorbeerkränze, um ihr Gedeck hatte man in aufmerksamer Huldigung mit Rosen umlegt.

„Werde ich nun berühmt, Meister?“ fragte sie Ohlmüller. „Man wird es nicht mehr aufhalten können“, erwiderte Ohlmüller, „es sei denn, Sie heiraten. Aber hierzu würde ich meinen Consens verweigern.“

„So wollen Sie also meinen Ruhm fördern, und mein Glück hindern?“

„Es gibt kein Glück ausserhalb der Kunst!“

„So spricht ein Mann. Aber es gibt noch Glück – trotz der Kunst!“

„Vielleicht. Aber dann wärest Du verloren! Ein Künstler muß sparsam sein mit sich selber. Er muß mit sich selber geizen. Sich verweigern. Aber Ihr Frauen wollt Euch ja immer verschwenden!“

„Wie schön! Die schenkende Tugend! Wer verschwendet, ist reich!“ Und verarmt sehr bald!“ „Meister, ich habe Sie in Verdacht, dass Sie nicht nur auf sich selbst stolz sind, sondern auch eitel auf Ihre Schüler!“

Ohlmüller lachte. Er schätzte solche Angriffe seiner Lieblinge, ja, er forderte sie geradezu heraus. Er verlangte, dass seine Schüler schlagfertig, kämpferisch und selbstbewußt sich durchsetzten und ihm standhielten. „In meinen Schülern bin ich unsterblich, „sagte Ohlmüller.

„Warum legen Sie auf Unsterblichkeit solchen Wert?“ warf Eva ein. „Ich finde Unsterblichkeit langweilig.“

„Sie sind jung und haben noch kein Verständnis zum Sterben. Warten Sie noch dreißig Jahre, dann verstehen Sie mehr!“

„Aber die Vergänglichkeit hat ihre Größe,“ erwiderte Eva von Khuenberg.

„Eine sehr schmerzhaft Größe, mit der wir niemals vertraut werden.“

„Dazu hat man ja die Romantik“ meinte Eva.

„Gerade die versagt hier am sichersten, „ schloß Ohlmüller, und fuhr fort –

„Doch, Freunde, nicht diese Töne! Sondern“

An der Tafel wurde es lebhafter, man brachte Cordulas Wohl aus, mit hübschen Trinksprüchen, Wünschen und freundlich von Herzen kommenden Dankesworten. Man brachte das Wohl des Lehrers aus, man brachte des Dirigenten Wohl aus, man begann launige Neckereien, die Stimmen gingen hin und her und durcheinander, angeregte Plauderei griff um sich. Gespräche kreisten um die Musik, wie es bei Musikern nun so der Fall ist.

Cordula flüsterte zu Eva hinüber: „Wundre Dich nicht, wenn Du Dich langweilst. Musiker sind schlechte Zechgenossen und schwerfällige Gesprächsgenossen.“ Ohlmüller aber flüsterte Eva zu: „Ich schwöre Ihnen, ich habe Ihre verehrte Freundin Cordula niemals gelangweilt.“

Cordula erwiderte: „Das stimmt freilich. Dafür haben Sie mir Schmerzen und Tränen bereitet, Sie waren ein harter Lehrer.“

„Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bett weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte“, lächelte Ohlmüller darüberhinweg.

„Ach, die himmlischen Mächte sind nicht die schlimmen,“ meinte Cordula, „aber die irdischen! Das sind die schwersten!“

„Das tut mir weh für Dich!“ warf Ohlmüller hin.

„Das war lieb, Meister!“ und Cordula nahm eine ihrer Rosen und legte sie ihm auf sein Weinglas.

Ohlmüller dankte: „Ja, ihr Maler habt die ganze Welt. Wir Musiker sind zu sehr eingesperrt in uns selber.“

„Es scheint nur so, „erwiderte Eva, „es ist ja im letzten Grunde alles Eins! Es gibt doch nur die Kunst, gleich ob Musik oder Malerei oder was sonst.“

Eugen beugte sich zwischen die Beiden: „Verzeihung, gnädige Frau, Herr

Professor, Prülleken gefällig?“

„Eugen, Du bist ein Terzentriller wert! Her damit!“

„Nach dem Eis, Herr Professor !“

„Eva, Du mußt wissen, „erklärte Cordula, „Prülleken sind sein Lieblingsgebäck aus der braunschweigischen Heimat des Meisters. So ähnlich wie in Bayern unsre Küchle, in Schmalz Gebackenes.“

„Ja, wir sind deutscher Stämme verschiedenste und doch gleiche Abkömmlinge.“ eiferte nun Ohlmüller. „Das ist herrlich! Sehen Sie, ich, der Niedersachse, Cordula, die Friesin mit kupfernem Haar, und Sie, die oberdeutsche, die Äplerin, schwarz, dunkeläugig und voller Verheissung! Eva errötete leicht. „Wir alle sind Verheißung,“ fuhr Cordula fort.

„Ach, Deutschland ist die Verheissung der Welt! Schicksal für die Welt. Je mehr ich das Ausland kenne, desto mehr liebe ich Deutschland. Früher wußte ich das nicht. Man muß auch diese Liebe lernen, Jetzt fühle ich, wie wir Deutschen Künder sind, Künder der Seele. Wir rühmen die Welt, wir loben Gott, wir dienen und rühmen!“

„Aber uns rühmt man nicht! Und uns dient dient man nicht,“ warf Ohlmüller ein, „uns nimmt man, uns raubt man, weil wir zu viel geben. Man neidet uns die Seele, die Musik, die Dichtung, man neidet uns geradezu unser innerstes Dasein. Denn unser Reich ist nicht von dieser Welt.“

An der übrigen Tafel wogte eine andere, laute Unterhaltung. Zielasny stritt sanft mit seinem Concertmeister, der ihm neue zeitgenössischer Musik nahe bringen wollte. Zielasny hatte sich auf Brahms berufen, mit dem die große Musik vorläufig zu Ende sei. „Ich werde Haydn und Mozart aufführen, ich werde Beethoven aufführen und Gluck und Händel spielen. Wir Dirigenten haben die Verpflichtungen gegen die große Vergangenheit, deren wir noch lange nicht würdig sind“ meinte Zielasny etwas herausfordernd. Berber war beleidigt, er sei für den Fortschritt. Zielasny erwiderte heftig: „Und ich hasse den Fortschritt.“

„Bravo,“ rief Ohlmüller, „es lebe der Fortschritt in die Tiefe unsrer alten Meister!“

„Diese Meister waren auch einmal Zeitgenossen, und waren verkannt und missachtet!“ rief Berber.

„Und das müssen wir noch heute wieder gut machen!“ schloß Ohlmüller, gegen den man nicht mehr zu streiten wagte.

„Mein gnädiges Fräulein, ein Wohl auf Ihre Kunst!“ damit erhob Ohlmüller sein Glas zu Eva. „Was malen Sie denn?“

„Farben, Meister, Farben!“ Die Farbe ist die letzte Kunst. Und ich verwende sie in der Landschaft.

„Das ist gut. Landschaft ist die größte Trösterin. Landschaft nimmt uns an ihren ewig mütterlichen Busen und stillt alles Leid.“

„Sie meinen die wirkliche Landschaft, aber wohl nicht die gemalte?“

„Die gemalte soll es noch viel ewiger!“

„Soll? Was soll die Kunst nicht alles soll!“

„Auch die Kunst hat Pflichten,“ meinte Ohlmüller, „fragen Sie unsre Cordula.“

„Ich finde, wir haben viel mehr Pflichten gegen die Kunst. Kunst verpflichtet, sagte mein alter Lehrer immer,“ meinte Cordula schelmisch „und er hat recht!“

Ohlmüller schmunzelte, und fuhr fort, zu Eva gewandt: „Dann sind Sie, Gnädigste, wohl nur hergekommen, um den Triumph Ihrer Freundin mit zu feiern?“

„Nicht mit zu fasten, mit zu feiern bin ich da“, erwiderte Eva lachend, „verzeihen Sie das gefälschte Zitat. Es fiel mir gerade so ein. Nein, es trifft zweierlei für mich zusammen: Erstens das Concert und zweitens die Ausstellung eines Malers, die hier in Ihrem städtischen Museum stattfindet, und die ich morgen besuchen will.“

„So, so“ erwiderte Ohlmüller zerstreut, „auch Landschaften?“

„Eigentlich Meerschaften, wenn man so sagen darf. Es ist ein ausgesprochener Maller von Meer, Wasser, Luft, Nordsee, und dergleichen.“

„Und das zieht Sie als Älplerin besonders an?“

„Vielleicht.“

„Wenn Sie nicht Malerin wären, könnten Sie meine Schülerin sein.“

„Ich würde nie Klavier spielen.“

„Warum nicht?“

„Klavier ist nicht meine eigentliche Weltanschauung. Ich würde wohl eher Geigerin sein.“

„Klavier als Weltanschauung, das ist recht gut gesagt! Ihr Wohl, verehrte Malerin!“

„Danke sehr, Meister. Übrigens, was geht da drüben wieder vor sich? Müssen die Herren immer streiten? Ich war noch nie unter so vielen Musikern.“

Man sprach immer noch und immer wieder über Musik. Man eiferte für und wider um irgendetwas, das die Gemüter erhitzte. Zielasny war der Fels in der Brandung, auf den es von allen Seiten einstürmte. Nur Professor Lengel, der Cellist, sass schmunzelnd und schweigend dabei, fast genießend.

Eugen trat auf: „Meine Herren! Prülleken!“

„Zuerst für Professor Ohlmüller und seine Damen!“ rief man ihm zu. Eugen stand bereits hinter Cordulas Platz und bediente und versorgte die Spitze der Tafel. Es gab jetzt auch den Kaffebaumkaffee! Auch dieser hatte eine Berühmtheit und gehörte zu den Musikern wie ein Instrument.

Man tauschte die Plätze, man sprach durcheinander, Zielasny suchte mit den beiden Damen in nähere Gespräche zu kommen, es bildeten sich neue kleine Gruppen, Auflockerung und Auflösung bereitete sich vor. „Und was spielen wir nächsten Jahr?“ fragte Zielasny. „Ja, nächstes Jahr,“ erwiderte Cordula, „das ist noch eine lange Zeit. Wer weiß, ob wir noch leben. Lassen Sie uns doch die schöne Gegenwart genießen. Ihrer bin ich jetzt am meisten froh.“

„Sie haben recht. Dieser Winter war schwer. Mit manchem Verdruß.“

„Und doch auf viel Freude, will ich hoffen.“

„Meine schönste Freude waren Sie!“

„Ja, es ging alles sehr flott und schön zusammen. Wir sind uns nicht einmal weggeschwommen.“

So plauderte man gegenseitig mit kleinen Schmeicheleien und kleinen Vertraulichkeiten der Berufsausübung. Leicht und geflügelt verstrich die Zeit. Schließlich ging man auseinander, nicht ohne sich ein glückhaftes Wiedersehen gewünscht zu haben, nicht ohne anerkennende Dankesworte und kleine anzügliche harmlose Neckereien. Cordula und Eva wurden von Ohlmüller und von Zielasny heimgeleitet. Die beiden Frauen hatten dann noch in einem innigen Verstehen und Aussichherausgehen eine Stunde verplaudert. Dann hatte eine jede ihren gesunden Schlaf getan bis zum späten Morgen des nächsten Tages.

In vorgerückter Stunde des Vormittags schritten die beiden Frauen die schöne Freitreppe des städtischen Museums hinab. Sie begaben sich in die Ausstellung der Werke von Thomasius. In der kühlen, halbdunklen Vorhalle umging sie die lautere Stille der Kunst, verstummend blieb der helle Lärm der Großstadtstraßen hinter ihnen zurück. Sie betraten die Säale der Ausstellung. Mit einem Male waren sie in einer veränderten, weihevoll verzauberten Welt. Wenige Menschen standen schweigend vor den Bildern, die ihre so beredten Farben ausstrahlten, und mit ihrer stillen Eindringlichkeit ihre eigene Sprache verkündeten. Da hingen große, dunkelgerahmte Bilder, deren Himmel in lauten Gesängen erklangen, deren Meere und Brandungen zu rauschen schienen, und deren Bewegtheit und Belebtheit geradezu tönnten, ohne dass das Ohr es vernahm.

Eine schmerzhaft empfindung überkam Cordula, als sie ihres fernen und fast fremd gewordenen Freundes Nähe durch seine Werke plötzlich so stark in sich spürte, seine Sprache aus den Bildern wieder zu vernehmen glaubte, sich umworben fühlte von seiner Kraft und Kunst, und wie sie die Musik seiner Farben, seiner stolzen, bewußten gemeisterten Farben durch ihre Augen in sich eindringen ließ.

In nächsten, dem größten Saale der Ausstellung stand eine Gruppe von Menschen vor einem großen Bilde, es zuerst verdeckend, welche einem Sprecher zuhörte, der in gedämpfter, ehrfürchtiger Weise Vortrag hielt. Die Freundinnen trugen näher heran, sie sahen das große Bild. Eva legte ihren Arm in den Cordulas, und ihre Hand auf Cordulas Hand und flüsterte ihr zu: „D a s ist Malerei! Herrlich“! Dann setzten sich beide wartend auf eine Bank an der Seite des Saales, wartend und horchend. Sie hörten dem Vortrag zu. Der Sprecher, eine kluge, feine Gelehrtenerscheinung, mit schmalem, ironischem, verstehendem Gesicht unter einer vornehmen, ausdrucksvollen Stirn, sprach leise, deutlich, langsam und mit guter Übung. Das Folgende hörten die Freundinnen:

„Wer Großes will, muß der Größe sich bedienen. Das Pathos dieses Bildes beginnt schon mit seinem Format. Fast möchte man den furchtsamen Zweifel äußern, ob nicht schon das Maß der Größe, die Erträglichkeit von ‚Größe‘ überschritten sei. Auch Größe unterliegt der Beschränkung durch das Gesetz der Schönen. Doch dieser Zweifel wird beschwichtigt durch das, was diese Größe ausfüllt, was das vielleicht zu laut verkündete wieder dämpft und somit rein vernehmbar macht.

Dieses Bild ist reinste Malerei. Hier gilt nichts, als das Malerische an sich, die Farbe, die Form. Die Seele und der Sinn liegt in den Dingen. Die Seele, der Gehalt, der Gedanke, das was uns im Innersten erschüttert und aufwühlt und uns mit der Fülle der Fragen und ihrer Bejahung beglückt, das liegt i m Dargestellten, liegt in der ganzen überzeugenden Unschuld und Schlichtheit des Inhaltes. Und was ist dieses Bildes Inhalt? Nichts weiter als Himmel, Wolken, Wasser, Luft, Licht und immer wieder Licht - und in all diesem der Mensch. Und all dieses im klingenden Rausch der Farbe. Die Urlandschaft, die Natur, welche in ihrer Vollkommenheit von jeder, auch der geringsten Spur des menschlichen frei ist. Die Natur der Schöpfungstage, in sich ruhend und seiend, Gott und dem Menschen entrückt, erhaben über beide. Und in ihr – ihr Gegenspiel – der Mensch. Der Mensch in seiner lautersten Gestalt, der

unberührte, unwissende, unschuldige Mensch der Schöpfungstage, der Natur zugehörend und doch ihr entwachsen, entwachsen in doppeltem Sinne: aus ihr stammend und sich selbständig aus ihr befreiend, sich von ihr lösend, in seinem eignen Menschsein als in einer eignen Welt ruhend. Schaumgeboren aber in der Seligkeit einer letzten oder einer ersten Vereinfachung ruhend, in welcher nichts ist, als die Welt – und er selbst. Doch dies alles führt zu metaphysischen Uferlosigkeiten. Es ist nicht der Sinn der Kunst, philosophische Gespinste zu entwirren oder zu knüpfen.

Und nun zur Kunst des Bildes. Zu welchem Ausdruck ist der Künstler gelangt, und welches sind seine Ausdrucksmittel? Wie hat er das Werk gestaltet? Nun, die hier dargestellte Landschaft, nämlich das Meer, das sanft auf den flachen Strand aufläuft, bietet das breithin entfaltete Band der waagerechten Linien. In diesen Waagerechten, die das ganze Bild wie ein Grundriss bestimmen, liegt schon die ungeheure Ruhe und Erhabenheit, ja Verlassenheit und Einsamkeit vorgebildet und betonte Sache der malerischen Contrapunktik, aus diesen Waagerechten, ein erfüllendes herauszuschaffen. Man sehe den Himmel, welcher die nasse, feste, vom Wasser begradigte Erde überwölbt! Er überwölbt sie wahrhaft und gibt ihr durch sein Gewölk eine bewegte Fülle von Form, ergänzend, veredelnd, überwiegend, das Auge hinauflockend in ahnungsvoll schweifende Möglichkeiten, welche Wirklichkeit geworden sind. Doch auch in dieser Fülle vollzieht sich die Vereinfachung auf große bestimmende Formen. Und unter dieser wogenden Wirklichkeit des Himmels und auf der festen Waagerechten der Erde steht die menschliche Gestalt, als Ganzes ein senkrecht, aufrecht stehendes, aufgerichtetes, aufwärts in den Himmel ragendes Bild, das, in die Höhe strebend, das Gewölk überschneidet. Ein Gegensatz zu allem andern und eine Ergänzung von allem andern. Das Bild wäre leer und trotz der Fülle doch unerfüllt, wenn diese Gestalt nicht wäre. Und diese Gestalt, nicht in der gefährlichen Mitte der Bildfläche, sondern an einem ein wenig verschobenen Schwerpunkt, dessen Höhe und Abstand im Bilde gesetzmäßigen Verhältnissen entspricht, diese Gestalt zeigt in ihrer Gliederung wieder eine Welt vollkommener Form in sich. Die senkrechte und doch leicht zurück geneigte Haltung ist umspielt von den Melodien der Gebärde, der Beseelung der Glieder, vom Ausdruck des flüchtigen Innehaltens, in welcher die Bewegung verweilt, umspielt von der fließenden Kraft des Körpers, von der morgendlichen Auferstehung und dem Anfänglichen, dem Staunen dieser Schaumgeborenen. Alle Lockung des Inslebengerufenseins sprüht uns

entgegen. Da ist der erhobene Arm mit der Hand, die sich wieder herabläßt, das Auge gegen die Lichtfülle gegen die Überraschung des Geleuchten zu schützen, da ist der gesenkt ein wenig abgespreizte Arm der andren Seite, der ein Gleichgewicht zu halten hat und eine Unschlüssigkeit ausdrückt, da ist die im Ganzen dem Beschauer abgewendete, den Wolken zugewandte leichte Drehung der Gestalt, da ist eine fast tänzerische Unschuld eines Erwachens, da ist eine vollkommene Zuordnung und Ausgeglichenheit aller Linien und alle Flächen, ein Adel des Gleichgewichtes und des Liebreizes, und eine Würde, die uns fremde Betrachter fast beschämt und verwirrt durch die Gewalt der beglückenden Anschauung. Und nun die Farben:“

Der Sprecher begann, die rein malerischen Farbwerte darzulegen, wie Strand und Wasser, das den durchschimmernden Sand überhaucht, noch in den kühlen Tönen des Morgengrauens liegt und erst allmählich nach der Höhe zu das Licht an Helligkeit, an Durchsichtigkeit und Leuchtkraft gewinnt, wie der Himmel in einem türkisfarbenen Leuchten noch kühl, mehr zögernd und verheissungsvoll alles überstrahlt, wie auch das höchste Gewölk noch nicht die Wärme der aufgehenden Sonne angenommen hat, wie alles noch Erwartung ist, die in einen letzten zögernden Augenblick sich verdichtet. „Dagegen aber die menschliche Gestalt, die schaumgeborene Venus, die Aurora, oder wie immer man sie nennen möge, wie sie von einer inneren Erwärmung geheimnisvoll durchwoben ist, wie aus der Haut, wo sie in zarten flimmernden Conturen gegen das Licht schimmert, es wie feiner Goldstaub heraus glüht, und wie aus den Schatten noch die Wärme des Lebens atmet. Das alles wird einzig durch die Farbgebung hervorgezaubert, durch die Technik der Malweise, des Auftrages, der Pinselführung, durch Lasur an bestimmten Stellen, durch die Behandlung der Schatten, die Abwägung der Valeur, kurz: Die ganze reife überlegene Meisterschaft eines sehr Begnadeten.“

Nach einer kleinen Pause beschloß der Sprecher seinen Vortrag. „So sehen wir im Kunstwerk das vollkommene Spiel: Spiel der Formen, Spiel der Gestaltung, Spiel der Farben, der mühelosen, durch ein langes Leben gewachsenen Meisterschaft, Spiel der menschlichen Seele mit sich selbst und mit der Welt, Kunst, vollkommene menschliche Kunst: Seeliges Jenseits und ein Spiel in diesem Jenseits.“

Die kleine Gruppe der Hörer gab im Fortgehen das Bild frei. Cordula stand mit ihrer Freundin noch lange davor in schweigender Betrachtung. Dann gingen sie weiter durch alle Säle und sahen lange und sinnend auch die

andren Bilder. Schließlich verließen sie das Museum. In sich gekehrt schritten die beiden an einem schönen figurenreichen sprudelnden und schäumenden Brunnen vorbei, dann über einen freien frühlingshellen Platz. Eva brach das Schweigen und begann, halb singend, halb sprechend: „Dieses Bildnis ist bezaubernd schön ...“ Cordula verwies sie: „Nicht doch Mozart ! Hierher gehört kein Mozart - jetzt!“

„Es fiel mir gerade so ein,“ erwiderte Eva „entschuldige! Freilich paßt Mozart nicht! Übrigens - gescheite Sprüche hat der feine Herr vor dem Bild gmacht! Gell?“ Zögernd antwortete Cordula: „Klug und richtig war schon manches. Spiel der Seele mit sich selbst und mit der Welt! Ach ja und auch mit mir! Und dieses Spiel trennt alles so schmerzhaft! -- Alles nur ein Spiel!“

„Aber, Cordula !“ versuchte Eva zu trösten, - Du warst doch niemals bitter! Und das darfst Du nicht sein!“

„Heimfahren möchte ich und schlafen! Schlafen und daheim sein!“

„Nun, so werden wir halt morgen heimfahren,“ schloß Eva, „dann sollst Du Dich ausschlafen. Und der Hannibal wird eine Freud' haben!“

14. Freunde, die Wirklichkeit brüllt

Windstill ging ein milder Frühlingstag zu Ende. In dem sanften, wolkenlosen Abend schritt Thomasius auf dem Deich heimwärts neben Frau Meena, mit ihr behaglich plaudernd. Die großen weißen Schafe, die tagsüber zerstreut am Deiche gegrast hatten, wurden vor ihnen heimgetrieben. Das hübsche Bild des krausen Getummels und drängenden Getrappels der wolligen gutmütigen Tiere erfreute sie beide. Einzelne frühe Sterne schimmerten in der Höhe, wo der Himmel sich verdunkelte.

„Wie oft hat man das nun schon erfahren“ sagte Thomasius, „immer wieder ist es belebend, erneuernd, Hoffnungen und Erwartungen verjüngend – dieses törichte Frühjahr. Und überall ist es gleich. In Spanien, auf Island, am Nil, in Lappland, am Limfjord und hier. Und auch bei allen Menschen alten und jungen, dummen und gescheiten. Es ist ein sehr verdächtiger und wenig vornehmer Zauber, eine große Weltbetörung.“ „Ja, Betörung ist es gewiß, aber sie tut wohl. Die Welt und der Mensch brauchen solche Überlistungen,“ erwiderte Frau Meena.

„Vielleicht haben Sie recht. Ich möchte auch nicht auf diese Listen verzichten, selbst wenn ich nicht überlistet werde.“

„Es ist aber doch schön, wenn der Kiebitz wieder da ist und gaukelt und klagt. Die Vogelrufe der Nachts, die Unruhe, dieses Wühlen und Klingen in der Natur.“

„Ja, Meenamö, das sagen Sie sehr hübsch, und es ist auch schön.“

„Mir scheint, Sie sind aber trotzdem nicht ganz froh in den letzten Wochen, lieber Professor?“

Thomasius war heute in der aufgeschlossenen Stimmung und fühlte sich dieser schlichten, klugen, gesunden, so durch und durch wohlgeratenen und gerade gewachsenen Frau zugetan. Ihre selbstverständliche, mütterliche Art, die so sorglos und gediegen war, tat ihm gut. Ihr gegenüber kannte er keinerlei mißtrauische Verslossenheit und auch keine ironische Überheblichkeit, mit welcher er Menschen abwehrte, die ihm nicht vollkommen zusagten. Und wie gut hatte Frau Meena beobachtet, - freilich war es auch wohl nicht ganz allzu schwer. Wie gut hatte sie gefühlt, dass irgendeine Störung seines gleichmäßigen Lebens seine überlegene Heiterkeit verdrängte.

„Sehen Sie, Meenamö, „fuhr Thomasius fort, „ich war freilich in den letzten Wochen einigemal unterwegs und mußte verreisen. Ich habe ein Bild verkauft – ich bereue es fast. Durch dieses Bild könnte ich ein behäbiger Bürger werden, der auf Lorbeeren und Vermögen ausruht. Dieser neue und so plötzlich gesteigert ausgebrochene Ruhm stört mich. Die Welt ist zudringlich geworden. Man will jetzt so viel von mir, gerade wo ich von der Welt eigentlich überhaupt nichts mehr will als Ruhe. Ich will mich selbst haben, ich will einkehren, rückschauen, arbeiten, ich will meine Musik, will mein eigenes Leben. Will meine Watten, das geliebte Geflügel, Wasser und Luft und will malen. Was davon abfällt, mag die Welt bekommen. Ich denke so oft: wohin könnte ich mich zurückziehen?“

„Ach, Professor, das sind Anwandlungen. Ein Mensch wie Sie gehört noch den Menschen, er muß doch wenigstens einem Menschen gehören – es ist doch der ganze letzte Sinn unsres Lebens, dass man in der Menschheit bleibt, nicht ins Alleinsein gerät. Aber ich spreche gewiß nur wie eine Frau.“

„Nur?“ Meenamö, „dieses ‚nur‘, dieses verteufelt kluge Wörtchen ‚nur, das Sie da ahnungslos Ihrer guten Frauenseele entschlüpfen ließen, enthält ja alles. Dieses ‚nur‘ zeigt den Gegensatz zwischen Mann und Frau, diesen seligen, ewig unvereinbaren Gegensatz. Ich habe gerade in letzter Zeit viel darüber nachgedacht. Die Welt der Frau ist ja so unvorstellbar anders, als die des Mannes. Wir Männer wollen wirken, schweifen, denken, schaffen und die Welt bewegen. Wir kreisen um die Schöpfung, sie zu erneuern, zu verändern, zu durchdringen, zu erkennen, zu gestalten. Wir Künstler rühmen, jubeln, trauern. Um was eigentlich? Und wozu eigentlich? Und was tut die Frau? Gerade alles das tut sie nicht.“

„Die Frau, - ja, was sagte doch unser Petersen damals? Die Frau ist zum Liebhaben da. Liebe und geliebt werden, das ist ihre Welt! Gewiß, das ist herrlich! Aber es fällt einem Mann sehr schwer, zu lieben. Unsereinem

wenigstens. Man braucht gar nicht Künstler zu sein. Sehen Sie jeden Mann hier im Land: Er fährt hinaus, er denkt und trachtet und schafft, wenn es auch nur auf der See und auf dem Acker ist, und er läßt sich von seiner Frau und den Kindern lieb haben. Das tut er nebenbei, zur Erholung, als einfaches Lebewesen, - aber unsereins“, und nach einem kleinen Schweigen, das Frau Meena nicht unterbrechen mochte, fuhr er fort : „Ja, unsereins liebt ja auch. Aber wie anders ist diese Liebe. Sie umfaßt die eigne Seele und in ihr und mit ihr die ganze Welt. Warum quälen wir uns mit unsren Künsten bis zur Opferung unsres Seins? Warum sind wir selig in diesen Opfern? Und in diesem Rausch? Doch nur aus Liebe. Aber diese Liebe ist nicht das Letzte, ist nicht das Eigentliche.“

„Ach, Professor! Es ist schön, Sie anzuhören. Ich verstehe Sie ja viel besser, als Sie wissen können. Mein verstorbener Mann – er war Lehrer und Cantor. Er war voller Musik, und ich habe so oft darunter gelitten. Wie oft empfand ich seine Musik, seinen Rausch, sein Schaffen, geradezu feindlich. Ich gestehe, ich war so oft fast eifersüchtig. Ich war jung und er hat mich oft über seiner Musik vergessen. Sein Orgelspiel, seine Chöre, seine Studien waren ihm alles und seine Seligkeit. Und es war schön, aber schmerzlich. Oft habe ich ihn um die Besessenheit beneidet.“

„Aber Sie hatten doch ihre liebe Tochter von ihm. Das erfüllte Sie doch?“

„Es erfüllte mich, weil ich es so wollte. Ich erkannte früh genug, eben nur für den Vater und für sie da zu sein.“

„Das ist die Größe der Frau. Und das bindet den Mann im kleinen menschlichen. Das war Ihre Klugheit, die Ihr Glück sicherte, und Ihr Kind gedeihen ließ.“

„Aber Sie sind doch viel klüger . Sie müssen doch viel sicherer Ihr Gedeihen erkennen! Ich denke so oft an die große blonde Frau mit dem Pudel. Sie tut mir manchmal leid.“

„Gute Meenamö ! Ich muß Ihnen gestehen, ich habe vor einigen Tagen an diese große Frau mit ihrem göttlichen Pudel geschrieben, ich habe sie gebeten, herzukommen.“

„Wie schön ! Das freut mich wirklich! Sie wird kommen Sie wird bald kommen!“

„Ich habe kein ganz gutes Gewissen dabei. Ich habe zu lange gezauert. Und dann die Verantwortung! Je mehr ich alles durchdenke und je mehr ich mein Gefühl prüfe, die Verantwortung ist schwer und ernst.“

„Das scheint Ihnen so schwer. Glauben Sie mir, es war gut, daß Sie schrieben. Diese große Pudelfrau ist doch auch nur eine Menschenfrau!“

„Eine Menschin!“ erwiderte Thomasius lächelnd.

„Ach, Professor, jetzt scherzen Sie wieder! Ich bin ja so froh!“

„Gute Meenamö! Ich bin es ja im Grunde auch. Manchmal macht mich der Gedanke glücklich, einem Menschen anzugehören. Alt genug wäre ich ja dafür.“

„Ihr Alter, wie Sie es nennen, ist richtig. Die jüngeren Männer sind so unfertig, so selbstüchtig in der Liebe. Sie kennen die Hingabe nicht trotz all ihrer Erlebnisse mit noch so vielen Frauen.“

„Diese Weisheit, Meenamö, ist auch mir schon widerfahren, doch wir sind daheim bei Ihrem wohlbestelltem Hause. Wissen Sie, mir ist heut so gut zu Mute, ich bin, durch das Sprechen mit Ihnen, so guter Dinge geworden, wir wollen heute Abend zusammenbleiben. Bei Fegfeuer und Milch der Greise. Und Petersen holen wir dazu, und Edine soll auch dabei sein. Ihr seid meine Gäste.“

„Recht so, Professor! Es ist doch nett, dass wir uns alle so gut leiden können, so verschieden sind und doch so gut zusammen passen. Also, sagen wir heute abend gegen 8 Uhr? Oder wie Sie wollen.“

„Ich muß noch einige kleine Briefe schreiben, ich möchte das vorher erledigen. Sagen wir gegen neun Uhr, da haben Sie auch mehr Zeit für alle Vorbereitungen.“

„Ist recht. Abgemacht. Heute, am Montag, kommen keine Leute, wir sind ungestört. Ich freue mich.“

Damit gingen die Beiden auseinander. Thomasius machte sich an seine Briefe, Frau Meena entfachte das Herdfeuer und gab Edine Anweisungen. „Edine, heut abend gibt es einen Schmaus! Mit Petersen. Du mußt gehen, ihm Bescheid sagen. Du und ich, wir sind vom Professor eingeladen. Mach Dich ein bißchen hübsch!“

„Moder, wat schmeckt dat Eeten nett! Dschung, dat kömmt vons Ossenfett,“ sang Edine, drehte sich wirbelnd und machte kein Hehl aus ihrer Freude.

„Aber, dass Du Dich nicht verliebst, Edine! Was wirst Du anziehen?“

„Das Kupferne, mit einem grünen Stein.“

„Schön! Dann nehme ich mein Grünes, mit dem Topas vom Professor.“

„Mutter! Daß Du Dich auch nicht verliebst! Ach, eigentlich möchte ich doch gern, daß Du Dich verliebst. Es ist so hübsch! Würde Dir sehr gut stehen!“

„Kind, was redest Du! Ein bißchen haben wir ihn doch alle lieb!“

„Dschung, dat kämmt vons Ossenfett! Von Herrn Pastoohr sein Kauh! So, jetzt gehe ich zu Petersen. Gut dass seine Frau nicht zu Haus ist, sie ist bei Verwandten. Sollte nur ruhig dort bleiben.“

Edine flatterte davon. In der Küche begann es zu brutzeln und zu schmoren. Der Torf, der so leicht und dankbar brennt, verbreitet seinen träumerischen und heimelnden Duft im Raum. Frau Meena wirkte mit ihrer erfahrenen Kunst und in ihrer wohlgesonnenen Art für ihre erwartenden Gäste. Bald kehrte Edine zurück, ja, sie war schon für den festlichen Abend umgekleidet. „Schmuck siehst Du aus, min Baas, min Deern, lobte Frau Meena ihre Tochter. „Nun mach Du weiter. Zieh Dir den Kittel an, dass Du keine Spritzer auf Dein Kleid bekommst! Jetzt will ich mich umziehen. Decke drüben auf, machs recht hübsch und adrett, vergiss nichts!“

Pünktlich erschien Thomasius, im weißen Wollswear, froh und aufgeräumt schaute er durch den Türspalt in die Küche. „Ick bün all hier! Seggt der Swinegel. Wer kommt zu mir?“ Wer bringt den Wein? Wer bringt den Braten“ Wer bringt den Petersen? Wer bringt die Meenamö? Wer bringt die Edine? Wer kümmert sich um den Professor?“

„Sofort, Professor, sofort, nicht so drängeln!“ antwortete Edine. „Mutter kommt gleich, Petersen auch, ich auch – dann kanns losgehn! Der Ochs ist schon im Fegfeuer, die Milch der Greise – ach ziehen Sie doch bitte gleich Flaschen auf, Herr Professor?“ und sie hielt ihm zwei Rotweinflaschen hin.

„Edine, wie bist Du heute schmuck! Und blank! Bist ja ein Prachtmädel, scherzte Thomasius, bist ja geradezu mit einem Menschen zu verwechseln!“ „So! Bin ich etwa kleiner?“ schmolte sie.

„Im Mittelalter schrieb man Doktorarbeiten darüber, ob Frauen auch Menschen wären!“ verteidigte sich Thomasius.

„Ja, im Mittelalter ! Im Mittelalter wär ich sogar eine Hexe!“

„Und was bist Du jetzt, in unsrer gesegneten und verfluchten Neuzeit?“

„Een mooy goden Deern bün ick. Heut abend möchte ich Ihre Tochter sein. Wie das wohl ist?“

„Sollst es gut haben, lütt Deern!“ schloß Thomasius, und nahm sie leicht in den Arm. Petersen trat ein. Er begrüßte den Maler herzlich und wohlgelaunt, klopfte Edine auf die Schulter nur mit den Worten: „Min leew!“ dann schaute er in die Küche „Goo’n Dag ook, Meenamö! Nu kan’t lösgahn!“

Bald saßen die vier an ihrem alten Tisch, jeder sein blinkendes, frisches verheissungsvolles Gedeck vor sich. Frau Meena sah heiter auf die Gäste und ließ sich von Petersen und dem Maler bewundern. Sie war nicht eitel, aber sie wußte sich zu kleiden, und ihre gefälligen Linien und ihr hübsches Frauengesicht unter dem schönen vollen welligen Blondhaar zur Geltung zu bringen. „Grün steht blonden Frauen gut,“ erläuterte Thomasius, „und wie hübsch der Topas! Ich bin geradezu stolz auf Sie, Meenamö!“ Frau Meena ließ sich diese kleine Huldigung gern gefallen, dann sorgte sie für Braten und die zugehörigen Speisen. Die beiden Männer übernahmen die Versorgung mit dem Wein. In gemeinsamer Wohlgelauntheit genoß ein jeder sein Teil und ein jeder war dem andren zur Freude und gab sein bestes.

„Na, und was war nun mit Ihnen, Professor?“ fragte Petersen, „Sie waren mehrmals verreist, in Deutschland, wie hier die Ostfriesen sagen. Sie waren in Leipzig und in Köln.“

„Woher wissen Sie denn das nun wieder?“ fragte Thomasius in leichter Verdrießlichkeit.

„Vom Bahnhofsvorstand hier, und in der Zeitung stand so etwas, von Ausstellungen und dergleichen.“

„Ja, freilich, aber das war gewissermaßen nur äußerlich. Es war in Geschäften. Aber ich war noch ganz wo anders! Und davon erzähle ich lieber. Vielleicht

wird es Sie, Petersen, interessieren. Die Damen müssen sich so lange etwas gedulden. Es ist mehr etwas für Männer!“

„Mehr für Männer ! Oh wie spannend!“ unterbrach Edine.

„Nämlich wir, meine wenigen Freunde und ich, hatten alle unser für Jahre sich wiederholendes Zusammentreffen. Und zwar hier in Ostfriesland. Auf Albringsweer. Unweit Emden. Auf einem herrlichen alten ostfriesischen Bauernplatz, wie man hier sagt. Alte Eschen und Eichen stehen ums Haus, vom Nordwest geschoren und geschrägt. Alles noch alt und von keiner Gegenwart berührt. Der Bauer dort ist ein Herr, ein Studierter. Natürlich Junggeselle, der Musik macht, Bücher liest und in seiner versponnenen Höhle alle geistigen Fortschritte der Zeit mitmacht, kennt, versteht und beobachtet und genießend erlebt. Er wohnt völlig zurückgezogen, reist zwei-oder dreimal im Jahr ins Reich, Concerte zu hören, Ausstellungen und Museen zu besuchen und die große Welt an sich vorüberziehen zu lassen. Er ist ein untersetzter, gedrungener, still vergnügter Mann, etwas schwer zugänglich, aber er verbreitet Behagen um sich und hat einen guten Keller und eine hervorragende Wirtschafterin. Er läßt sich durch gute Dinge, anregende Gesellschaft, durch Kunst und Wissenschaft gern auftauen. Und dann ist er prächtig. Bei ihm waren wir Männer von Morgenstern, wie wir uns nennen, zu Gast. Das waren, ausser ihm selbst, ein Astronom, ein Mathematiker, ein Bildhauer, ein Musiker und ich, ein Maler.“

„Ach, „ unterbrach Frau Meena, „das ist ja der Nikolaus Agena, der „latinske Buur“ – der ist ja so bekannt. Ein gelehrter und sehr tüchtiger Landwirt. Hat das beste Heerdbuchvieh, die fettreichste Milch, die höchsten Rinderpreise! Den kennt man hier so gut.“

„Um so besser! Sehen Sie, - also ist es doch auch für die Frauen „spannend“ – denn von dieser Seite kennen Sie ihn kaum. Also, dort waren wir zu Gast. Es gab eine schöne Tafel mit Rosen und Wein, mit Braten und herrlichen Speisen. Er hatte alles aufgeboden und war ein großgebender und wundermilder Wirt. Und alles so echt und humorvoll. Wir alle boten uns unsre Gedanken, und was die Welt inzwischen erdacht und errungen hatte. Es war schon sehr schön. Denken Sie, allein, dass man zu sechs Männern zusammen war! Es war eine olympische Sitzung. Ein jeder berichtete von seinen Arbeiten, Forschungen und Werken, was geworden war und noch werden sollte. Wir thronten über der Welt – Petersen, es war jedenfalls wunderbar! Sie hätten dabei sein sollen.“

„Wieso ich? Ich bin ja weder Gelehrter noch Künstler.“

„Nein, aber Sie haben das große Weltgefühl, den großen Sinn für das Ganze, das Kosmische. Vom Grashalm bis zur Milchstrasse! Erinnern Sie noch?“

„Spiralnebel!“ erwiderte Petersen lakonisch.

„Gewiss! Der Astronom erzählte wunderbar vom Weltall. Von den neuauftauchenden und aufleuchtenden Sternen in eben diesen Spiralnebeln, aus denen man in Verbindung mit andren Erkenntnissen auf die Entstehung der Welt überhaupt schließen kann. So vor sieben Tausend Millionen Jahren

entstand die Welt – vor sieben Tausend Millionen Jahren, astronomisch gesprochen war das vorgestern – und entstand aus dem Nichts. Und daraus wurde dann in einer unvorstellbaren Katastrophe.“

„Ach, Professor! Glauben Sie denn das? Das ist doch alles Unsinn! Der liebe Gott hat doch alles gemacht! Es ist doch alles so einfach, und so schön. Viel schöner als Ihre Katastrophe!“

Edine war bei diesen Worten mit beiden Händen über den Tisch gefahren auf Thomasius zu, Frau Meena hatte lachend ihre Hände dazugefügt. Beide bedrängten so den Maler: „Oh, das ist ja so unheimlich und geradezu grausam. Lassen Sie doch die arme Welt aus Gottes Vaterhand geworden sein! Pudel und Künstler kommen doch auch aus ihr! Ihr Gelehrten seid ja vor lauter Klugheit so dumm!“

„Aber Meenamö ! Aber eigentlich haben Sie recht, für sich und für all Frauen der Welt! Es ist ja gleich, was eigentlich wahr ist. Sei es schön, so ist es wahr!“

„Was hat denn der Bildhauer gesagt?“ fragte Frau Meena weiter.

„Ja, - der Bildhauer ...“ erwiderte Thomasius, „wovon sprach er eigentlich? Vom Problem der Form, der Malerei und der Zeichnung, von der menschlichen Gestalt und ihrer Erscheinung, von dem was in der Seele schlummert und was durch die plastische Kunst erweckt und erregt wird. Er bestätigte, was mir in letzter Zeit auch offenbar wurde. Man kann das nicht so einfach mit Worten sagen. Künstler sollen bilden und schaffen, aber nicht reden.“

„Aber Ihr habt geredet“ sagte Frau Meena ungeduldig.

„Gewiß haben wir geredet. Aber geschwiegen haben wir auch. Und andächtig getrunken. Übrigens wurde Nikolaus Agena mitten in der Nacht und mitten aus unsren Gesprächen und aus unsren Spiralnebeln herausgerufen in seinen Kuhstall. Die Bless sollte kalben. Er verließ uns mit den Worten: Freunde! Die Wirklichkeit brüllt! Es ging alles gut, und wir feierten das Kalb als Vermögenszuwachs für den kostbaren Bestand.“

„Die Wirklichkeit brüllt! Sehr hübsch“ warf Petersen ein. „Ich kenne den Agena auch. Er kann manchmal so sprechen, wenn er aufgelegt ist.“

„Und der Mathematiker? Was waren da für sonderbare Onkels zusammen!“ Fragte Edine herausfordernd, „wie sah er aus? Dürr? Mit Nickelbrille und abgenagten Fingernägeln?“

„Gott! Edine! Du bist ja rein losgelassen!“ tadelte die Mutter scherzend.

„Wie er aussah? Gut sah er aus, groß und breit, jung und frisch und gut angezogen. So recht was für Dich, Edine! Zum Beispiel hatte er gesagt:

„Mathematik ist das Einzige, was den Menschen rechtfertigt. Aber das verstehst Du nicht. Petersen, wir reden darüber mal im Boot, draussen. Heut müssen wir für unsre lieben Frauen da sein.“

„Oh, ich hätte doch dabei sein mögen“ versetzte Edine, „wenn Männer all so klug sind und gut aussehen, dann ist es gewiß fein und wie es sein soll. Aber bei uns im Lyceum! O ha! Die Kümmerlinge! Und sie riechen alle so muffig? – Wie riechst Du eigentlich, Vati?“

„Mein Gott! Edine!“ entsetzte sich Frau Meena, „wie darfst Du nur so reden!“
„Ja, ich darf heute alles. Ich bin heute seine Tochter. Der Professor hats selbst gesagt.“ „Ja, Edine, komm nur her. Schnuppre ein bisschen!“

Doch hier geschah für die kleine Gesellschaft eine Überraschung. Die Tür der Gaststube gegenüber öffnete sich und herein schritt der grosse schwarze Pudel. Hannibal. Ihm folgte sofort ein in Dienstuniform gekleideter Beamter der Eisenbahn. Hannibal lief unruhig durch den Raum, um sich schließlich bei Thomasius niederzulegen. Der Beamte sprach die Tischgesellschaft, zu Petersen gewandt, an. Er entschuldigte sich wegen der späten Störung und erklärte, mit dem letzten Nachtzug sei dieses „lebende Tier“ herrenlos eingetroffen. Ohne Laufzettel und Adresse. Lediglich ein Kärtchen sei ihm um den Hals gehangen, worauf stand: Nach Norddeich über Würzburg-Hannover. Nun sei dieses „lebende Tier“ da, und der Beamte erinnere sich, dass dieser Hund - „Ist ja kein Hund, - ist ja ein Pudel! Ist ja Hannibal“ – warf Edine ein – „also, daß dieser Pudel im Sommer so viel mit Herrn Professor und mit Herrn Petersen gesehen wurde.“ Er liefere ihnen daher hiermit an dieser Stelle das „lebende Tier“ nach seinem dienstlichen Ermessen und Gutdünken ab. Damit legte er einen dienstlichen Vordruck hin. Thomasius unterschrieb sofort, sichtlich erfreut und diesem kleinen Ereignis hoffnungsvoll zugewandt.

Als der Beamte sich verabschiedet hatte, trat eine kleine Stille in der Tafelrunde ein. Inzwischen hatte Hannibal sich erhoben und seine Vorderpfote auf Thomasius Schoss gelegt. Wieder kam eine suchende Unruhe über das verlassene Tier.

„Eigentlich ist mir das alles etwas unheimlich, muss ich schon sagen,“ begann Frau Meena.

„Hunger wird er haben, und Durst,“ meinte Petersen.

Edine sprang auf und brachte bald aus der Küche einen vollen Napf mit Futter herein, den sie dem Pudel anbot. Doch der nahm nichts. Unruhig war er wieder in der Gaststube umhergelaufen und versuchte, aus der Tür zu entkommen. Thomasius rief ihn zurück und bot ihm nochmals das Futter an. Jetzt gelang es. Hannibal fraß und bekam schließlich noch einen Napf mit Milch vorgesetzt, den er gierig leerte.

Die gut gelaunte Stimmung war verfliegen. Das unerklärte Erscheinen dieses gewohnten und lieb gewordenen Begleiters von Cordula aus den schönen Tagen des letzten Sommers hatte unbestimmbare Sorgen aufgerührt und blieb, so viele Vermutungen man auch erörterte und besprach und trotz aller Beschwichtigungen, doch rätselhaft und beunruhigend, so dass der Druck des Unheimlichen nicht zu bannen war. Die so heiter zusammengefundene Gesellschaft, ging von Ungewissheit beschwert, spät in der Nacht auseinander.

Am nächsten Morgen war Petersen in der Gaststube der Frau Meena gekommen. Allein saß er dort, über eine Zeitung gebeugt, in welcher er vertieft und doch zerstreut las. Als Frau Meena eintrat, bat er sie, nach einer ernstesten und etwas abwesenden Begrüßung um einen grossen Doornkaat, den er hastig austrank. Dann sagte er: „Sehen Sie dies hier, Meenamö! Da ist das Unglück! Der arme Professor.“

Frau Meena las. Tränen standen in ihren Augen, als sie das Blatt wieder auf den Tisch legte. „Und es war doch alles so schön! Oh Gott, dieses Unglück!“ Und sie wiederholte „Dieses Unglück, ach, dieses Unglück!“

Sie verweilte noch schweigend bei Petersen, dann ging sie leise in die Küche zurück. Petersen war an ein Fenster getreten und schaute eine Zeit lang ins Leere hinaus. Dann verließ er langsam die Stube.

Auf dem Tisch war die Zeitung liegen geblieben. Und darin stand es in schwarzen, groben Buchstaben: ‚**Schweres Eisenbahnunglück in Süddeutschland. Viele Tote und Verwundete.**‘ Ein Schnellzug war unweit Würzburg in einen Güterzug gefahren. Viele Namen von Verwandten und Getöteten waren genannt. Unter diesen auch Cordula Lindthaus.

15. Auch die Liebe ist dunkel

Dumpf und geschlagen verbrachte Thomasius die Zeit, eine Zeit, welche schwer, gequält, leer und matten Schrittes dahinging. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Und doch war in ihr alles gewesen, was je und je ihn gefreut und erregt, beschwingt und beglückt hatte. Das Frühjahr war rauschend und groß vorbeigezogen, die Nächte gefüllt von den Stimmen und Schreien des Vogelzuges, die Tage voller Wolken und Stürme, die Abende bedeutend und früh, ungewiss und verheissend, und beladen mit Schwermut. Trauer war über Thomasius gekommen, Trauer um Verlorenes, ein Traurigsein und eine Verlassenheit, wie er sie niemals früher erlebt hatte. Zur Malerei fand er den Weg nicht mehr, er brachte den Entschluss, den Schwung, die Leichtigkeit des Beginnens nicht mehr auf. Wie ein erloschenes Feuer lag sein Werk dahin. Auch die Musik war nicht mehr Trost und Glück und Befreiung, nicht mehr der erneuernde und reinigende Quell seiner Seele. Wohl war er mehrmals nach der Insel gefahren und hatte gespielt, aber es war ein kühles Spielen gewesen, die alten strengen Formen, die Fugen von Bach beschäftigten ihn, sie waren das einzige, was er jetzt vertrug und wonach ihn verlangte. Es war ein abseitiges, entlegenes Musizieren gewesen, als wäre er garnicht selber dabei, als wäre es nicht für ihn selber und von ihm selber gespielt.

Um sich abzulenken und irgendetwas Geistiges zu tun, was ihn nicht quälte, hatte er angefangen, wieder Schach zu spielen. Er spielte mit Petersen, der ein sehr geübter und sicherer Gegner war, viele Stunden in der Nacht, er hatte sogar Edine das Spiel gelehrt. Sie war sehr von dieser Bereicherung

eingenommen, war klug, aufmerksam und erfinderisch, sie überraschte ihn oft durch eigenartige und selbständige Kombinationen. Einmal geschah es beim Spiel, dass Thomasius abwesend ins Leere gedacht hatte und vergass, daß er am Zuge war. Da hatte Edine ihm ihre Hand hingestreckt und fragend erinnernd, zart und kindlich nur das eine Wort „Vati“ zu ihm gesagt.

Thomasius durchfuhr es wie der warme Wind einer Juninacht, dieses eine Wort von Zärtlichkeit und Teilnahme; er hatte Edines Hand genommen und geküsst. Edine war errötet und lächelte verwirrt. Thomasius tat dann einige zerstreute Züge und verlor die Partie. Er war geradezu stolz, dass Edine dieses erste Mal ein Spiel gewonnen hatte. Eine sonderbare, stille, niemals ausgesprochene und nie verratene Tröstung war dieses Mädchen für ihn. Es war ein Lebewesen, das sich ihm in kindlicher, von innen heraus erweckter Anhänglichkeit und vielleicht aus einem frühen weiblichen Gefühl heraus zuwandte, ein Mensch, dem der erfahrene und jetzt von Trauer geschlagene Mann das Ziel guten Gefühles wurde, dem das weibliche Herz in der ersten Wärme einer unbewussten und noch ganz unklaren Liebesregung entgegenschlug, dem Manne, in dem es seinen Vater sich wünschen, und vielleicht in der unberührten Reinheit ihres Hinaustretens aus der Kindheit auch sich erwerben mochte.

Thomasius hatte ihr auch den Pudel überlassen. Hannibals Erscheinung und der Umgang mit ihm war Thomasius eine ständige Verwunderung geworden, die immer wieder aufbrach und sich erneuerte. Niemals konnte Thomasius die alte Freude an Hannibal in sich wiederholen, unausweichlich überfiel ihn die Erinnerung an Cordula. Immer sah er sie und hörte ihre Stimme, wenn er Hannibal um sich tummeln ließ. In jeder schönen Haltung und in all den vielen ausdrucksvollen Bewegungen des beseelten Tieres ergänzte er die Herrin, und die Erinnerungen an Stunden erfüllter Gespräche und an die stillen Beglückungen durch ihre Gegenwart, durch ihr Dasein, durch ihre Nähe, kam so stark und schmerzhaft über Thomasius, dass er das Zusammensein mit diesem Überlebenden nicht mehr ertrug.

Edine war in ihrer herzhaften ursprünglichen Art eine so gute Kameradin, sowohl von Hannibal als auch von Thomasius, daß allen dreien auf diese weise Art geholfen war. Edine war stolz auf das Vertrauen, das ihr erwiesen wurde, sie verstand auch, dass in dieser Übertragung eine Verpflichtung und Ehrung lag.

Ihre Mutter hatte alles gütig beobachtend mit angesehen. Sie war zufrieden, daß Edine in Thomasius einen Inhalt und einen Halt in der Unruhe ihrer Entwicklungsjahre fand, daß sie in ihm gewissermassen ihr erstes keusches und vielleicht für viele Unsicherheiten ihrer Seele bewahrendes Erlebnis mit dem männlichen Wesen erhielt. So duldete die kluge Mutter nicht nur die zart verhalten und rein sich entwickelnden Neigungen, sondern war auch über die selbstverständlichen und offenen Zärtlichkeiten zwischen dem väterlichen Manne und dem ihr selbst entwachsenden Kinde beruhigt und erfreut. Ja, sie war sogar stolz, dass dieser berühmte Maler sich in den schlichten

menschlichen Verhältnissen ihres engen und weltfernen Heimes wohlfühlte, ja daß er sogar diese kleine innige Welt für seine eigene große und erschütterte Welt zu brauchen schien.

So sorgte Frau Meena für diese beiden ihr anvertrauten Menschen mütterlich und in gleichbleibender Wärme, niemals getrübt durch Launen oder Verstimmungen. In ihr lebte noch der grosse Atem der Fruchtbaren und Liebenden, die aus dem, was Schicksal und Leben ihr genommen, nicht Bitterkeit zog, sondern aus dem Versagten und aus dem Verzicht die Kraft zu einer neuen, großen, schenkenden Tugend nahm, und ihre Liebe ausstrahlte, wohin sie nur konnte. Die in das Glück anderer ihr eigenes Glück beschied und beschloss. Gewiss konnte sie ihrem eigenen Herzen, die liebevolle Freundschaft zu Thomasius nicht versagen, aber in ihrer friesischen Treue und Klugheit verstand sie es, ihr eigenes Herz und die Herzen derer, denen sie zugetan, vor Verwirrung zu bewahren. Wohl sah sie die Veränderung an Thomasius und als Frau eines künstlerischen Menschen, die sie durch bewegte und glückliche Jahre gewesen war, verstand sie vieles, wenn auch der Unterschied zwischen dem Musiker und dem Maler himmelweit war. Aber Thomasius war ja auch Musiker! Und von dieser Seite her war ihr vieles vertraut. In ihrer humorvollen Art fand sie in der Freude am guten Essen und Trinken, die bei Thomasius so verbindend und versöhnend war, besonders den Musiker. Sie glaubte ganz einfach, daß Musiker immer einen besonderen Hunger und Durst stillen müssen. Und so ganz im Unrecht war sie nicht. Darum versuchte sie öfter, Thomasius mit gutem Essen und mit fast gewagten Getränken zu laben und umzustimmen. Aber immer wieder gewahrte sie, wie tief das Traurigsein und die Verlassenheit dieses Mal den Mann ergriffen hatten.

Thomasius lebte unruhig dahin. Bei Sturm und düster ziehendem Gewölk war er draussen, wetterfest eingehüllt in Ölrock oder in seine seemännischen wollenen Jacken. Bei Sonnenschein und wenn alle sommerlichen Verlockungen in den Lüften spielten, saß er oben in seinem Zimmer, zwischen Bildern und Entwürfen und grübelte. Er grübelte stundenlang und malte nichts. Wenn sie oder Edine ihm den Tee hinaufbrachten, schreckte er auf und war verlegen, er ging in dem grossen Raume auf und ab, sagte einige freundliche Worte, denen man die Zerstreuung anmerkte, dann schwieg er wieder, sah aus dem Fenster oder blätterte in Büchern, in denen er nicht mehr las.

„Das Schicksal treibt Missbrauch mit dem Tode“ immer wieder erhob sich diese Stimme in Thomasius. Er konnte die Sinnlosigkeit dieses Todes nicht verwinden, konnte sich mit der feindlichen Gewaltigkeit nicht abfinden, er haderte mit den Mächten des menschlichen Lebens und mit sich. War sein Begehren, sein Verlangen nach dieser Frau das Unrecht, das er begangen hatte? Wie hatte er um dieses Begehren, um dieses Verlangen gekämpft, und es in sich gestaltet. Mit seinem grossen Bilde hatte er es erarbeitet, hatte um die Begnadung, einem Menschen anzugehören und sich selber einen

Menschen zu erkämpfen, gerungen! Mit wievielen Opfern seiner inneren Verfassung, ja seines bisher gelebten Lebens war diese Hingabe an Cordula gewachsen und geworden. Mit wieviel Verzicht hatte er ihr Bild errichtet und sie in seine Welt aufgenommen. Und wie er all die Opferungen seines Alleinseins, seiner Unabhängigkeit, seiner Eigenmacht, seiner ganzen Lebensführung ihr darbrachte, und wie er ihr die ganze Erfüllung ihres eigenen Lebens und ihres menschlichen Hoffens und Wollens darbot, zerstörte das Schicksal, zerbrach ein unerklärbarer bössartiger Zufall, zerbrach ein einziger ungeheurer Schreck ihrer Beiden ganze Welt, eine Welt, in der nichts geschah, das nicht aus tiefster und inbrünstiger Seele erlebt und erfahren war. Man darf nicht begehren. Man darf nichts für sein eignes Glück wollen, wenn es nicht aus den eignen inneren Notwendigkeiten oder aus eignem gnadenvollen Zufall zu uns kommt, und uns geschenkt wird. Aber Cordula war ja ein Geschenk des Schicksals! Sie war ja die Erfüllung eines ersten, frühen, unvollendet gebliebenen Schicksals. Sie war ja die Gnade, die Gabe, das Wunder einer Erfüllung an einer Lebenswende. Sie war der letzte Sinn eines bisher gelebten, und der erste Sinn seines weiteren Lebens. Unbegreiflich war ein Tod, der nicht letzte Bejahung einer langen reifenden Entfaltung war. Wider alles Geschehen, wider alle Gesetze war ein solcher Tod. Eine unerlaubte Handlung Gottes, ein Irrtum, ein Unvermögen, ein Unwissen Gottes, ein Irsinn Gottes. So haderte Thomasius, und so verband ihn ein immer enger und schmerzend sich zusammenziehendes Band mit der Toten.

Auch auf der Insel, in ihrem gemeinsamen schönen Jenseits, überall am Strande, am heftigsten am Flügel, quälte Thomasius die Erinnerung. Hier hatte sie gegessen, hier hatte sie gestanden, hier hatte sie gesprochen, ihm den Ring zurückgeboten, ihn aufs Haar geküsst, hier hatte sie gespielt, wundervoll in ihrer Kunst sich vor ihm offenbart. In den Dünen hatte er sie gemalt, und um sie geworben, überall lebte in der Luft und im Licht noch der unverwehte Hauch, der unvergängliche Schimmer ihres Wesens, ihrer Gestalt, ihrer Erscheinung, ihrer Seele. Unheilbar erschien die Entrissenheit, untröstlich eine Trauer, die die erste tiefe Verwundung im Leben Thomasius war. Noch nie hatte ein Tod ihn betroffen. Die Eltern lebten noch, fern und entrückt, Freunde und verwandten lebten noch, er konnte an sie alle denken als an Lebende, zu denen er, wenn er wollte, kommen konnte, zu denen er sprechen konnte, wenn er es wollte und von denen Antwort kam. Freundinnen und früher Geliebte lebten noch, er wusste um sie, er war mit ihnen verbunden durch eine gemeinsame Lebenszeit und ein gleichzeitiges Weiterleben auf dieser Erde.

Thomasius gedachte seiner Geliebten. Er hatte sie genommen, und genossen und auch geliebt, wie er Bilder, wie er Landschaften, wie er Musik, wie er Gedichte liebte und wie er diese als Eigentum, als Besitz bewahrte. Keiner hatte er mit der Inbrunst einer Hingabe, mit der erstmaligen Inbrunst dieses Opfergeschenkes angehört. Keine vordem hatte in diesen Reichtum, diese

Gnade, diese in die letzte Tiefe hinabgreifende Erschütterung und Beglückung erleben lassen. Sein Leben hatte nur seinem Werk, seinem Tun, seinem eignen Lebendigsein gegolten, und in diesen steten Fluss seines Schaffens und in diese Quellen, aus denen sein Leben weiterfloss, hatte er die Liebe hingegenommen, nicht anders als Landschaften, als neue und erneute Aufgaben und Proben, die er meisterte, aus denen er weiteres Können und die Erhaltung seiner Kunst und der Kunst seines Lebens schöpfte. Nun hatte eine Lebenswendung ihm mit einer schmerzhaften Erleuchtung seine Einsamkeit und sein Alleinsein offenbart. Mit dem Schmerz des erhellten Bewusstwerdens empfand er jetzt die kleinste fremde Zärtlichkeit und die geringste ihm dargebrachte Wärme, wo sie doch nur aus freundschaftlicher Zuneigung kam und nur als ein wohlwollender Anhauch gemeint war. Alles rührte ihn an und fand Wege und kleine Durchlässe in sein Inneres, das empfänglich und verwundbar aufgetan war für Regungen, über die er früher hinweggelebt hatte.

„Dunkel sind die Herzen der Menschen. Aber ihr Licht ist die Liebe“ hatte Frau Meena einmal gesagt, als sie am Deich mit Thomasius sich unterhielt.

„Auch die Liebe ist dunkel“ hatte Thomasius erwidert.

„Nur für den, der ihr Licht nicht erkennt“ sagte Frau Meena. Und sie fuhr fort: „Sehen Sie, grosser Professor, es klingt gewiss fremd und fast gemütslos, aber es ist so, gegen die Schmerzen und Tränen der Liebe hilft nur eine neue Liebe.“

„Liebe lässt sich doch nicht erneuern und wechseln, wie ihr Frauen eure Kleider wechselt!“

„Wir Frauen leiden viel tiefer in der Liebe und durch sie. Aber die Liebe ist ja unsre einzige Aufgabe und unsre grosse Kunst. Die Aufgabe des Mannes wäre eigentlich, diese Liebe zu finden.“

„Sie nicht zu verlieren, wäre besser.“

„Sie haben sie ja garnicht verloren. Sie sind jetzt ein grosser Liebender – nur: Sie sind in dieser Liebe verlassen. Und allein. Ein einsamer Ruf ohne Antwort.“

Ja, das Schicksal treibt Missbrauch mit dem Tode. Ach, wie anders, wie unerfahren, wie unberührt hatte Thomasius seine Gedanken über den Tod gedacht! Ihm war er nie anders erschienen, wie das sanfte, schweigende Hinübergeln ins Dunkle, wie das zärtliche Verlassen dieser geduldeten, kaum verstandenen, geliebten Welt, wie das lautlose verlöschen nach einem langen Leuchten, ohne Flackern und ohne Schwelen. Anders nicht war Thomasius des Todes eingedenk, als eines letzten getrosten Übertrittes aus der Fülle und dem Wohlgefallen dieser Welt hinaus in ein Unsagbares, Unausdenkliches, Unbegreifbares. Aber niemals konnte er sich mit der Qual des Zerrissenseins, der Zerstörung und Zermalmung abfinden. Sinnloser, bösartiger unwürdiger Missbrauch des Schicksals war dies alles gewesen.

Dennoch aber war es geschehen, langsam und sehr zögernd war es geschehen, daß die zum Lichte strebenden Kräfte der Aufrichtung in der

lebensbejahenden Natur des Thomasius wieder erstarkten. Langsam und sehr zögernd verzogen sich die düsteren Gewalten. Langsam und sehr zögernd blühte wieder dann und wann und anfänglich selten, ein Lächeln, ein kleines Bild, ein Wunsch, eine Wendung, ein heiteres Gespräch, ein kleiner Scherz, blühte eine kleine Plauderei und eine belebtere Gebärde zwischen dem Gestein der Trauer auf. Ja, manchmal versuchte Thomasius wieder kleine Annäherungen an Hannibal, der mit einer herausfordernden Lebhaftigkeit antwortete. Aber doch war all dies – so sehr auch Edine und Frau Meena das Ihre taten, den umsorgten und betreuten Freund zu fördern – dennoch war all dieses noch überhaucht von der durchschrittenen Trauer. Die Trauer, durch die er hindurch gegangen war, hatte sein ganzes Wesen verschönt, hatte ihm den unbestimmbaren Schleier einer Entrücktheit, eines Darüberstehens verliehen, hatte den Zauber einer leichten, gewinnenden Wehmut wie ein feines Netz von Unberührbarkeit und Abstand über sein Wesen gelegt.

Einmal hatte er Edine, die von Bekannten auf der Insel zu einem kurzen Besuch eingeladen war, begleitet. In ihrer offenen gewinnenden Art hatte sie seine Begleitung sich erbeten, und gewährend und wohlwollend hatte Thomasius zugesagt. Er hatte sich sogar über diese kleine Unternehmung und über Edines Wunsch gefreut. Auf der Insel sagte Edine eines Tages: „Vati, - ich habe eine Bitte! Darf ich?“

„Gewiss, mein Kind, Du darfst, und ich erfülle Dir, war Du bittest!“

„Vati, ich möchte die Murmelmänner hören!“

„Die Murmelmänner? Was ist das nun wieder?“

„Das ist Musik, die mein Vater manchmal spielte. Eine Erinnerung an meine Kindheit.“

„Ach – hast Du schon Erinnerungen? Wer Erinnerungen hat, hat auch Kummer.“

„Ich habe doch keinen Kummer! Es wäre schön, wenn mein Vater spielte.“

„Nun, und was sind Deine Murmelmänner?“

„Das ging so: zuerst in der linken Hand, allein, und dann weiter so, immer in der linken Hand, da waren sie nämlich, die Murmelmänner“ und sie sang eine Melodie und erklärte, so gut es ging.

Thomasius hörte nachdenklich zu. Dann fand er es.

„Richtig, Kind, das ist aus einer Sonate von Beethoven. Gern sollst Du sie hören. Wir gehen gleich hinüber ins Conversationshaus.“

Und sie fanden den Musiksaal leer. Thomasius suchte die Sonate heraus und spielte sie Edine vor. Das Spiel erwärmte ihn, die Sonate war so merkwürdig passend für Edine, in ihrer schönen fortschreitenden Melodik so schlicht, so klar, ja, er sagte zu sich, diese Sonate ist so blauäugig und so blond wie dieses Friesenmädchen. Zum ersten Male seit langer Zeit spielte er wieder einfache, übersonnene und windstille Musik. Sie erfreute ihn und tat ihm wohl, und er erfreute Edine und schenkte ihr, zärtlich und aus leichtem Herzen, sein Spiel. Später am gleichen Tage hatten beide ihr Abendessen auf einer frei gelegenen Terrasse eingenommen. Edine war stolz, befangen und geschmeichelt, Gast in

dieser unbekanntem, ungewohnten Welt des Wohllebens und der gehobenen Geselligkeit zu sein. Sie verhielt sich wie eine Dame und strahlte voller Kindlichkeit und im Glück des Augenblicks. Dann waren beide in der Dämmerung durch die Dünen gegangen und hatten sich einen hochgelegenen Platz gesucht, wo sie weite Ausschau hatten.

Die Dämmerung war in eine hohe gestirnte Nacht hinübergegangen. Ungewiss und zögernd kam der Wind vom Meer herauf, leise ging er an ihnen vorüber. Edine schaute lange in den dunklen Himmel.

„Vati, wie viele, viele Sterne stehen dort überall! So viele!“

„Es sind nur die allerwenigsten, die wir sehen. Von den überhaupt vorhandenen nur ein winziger, winziger, unendlich winziger Teil.“

„Wie schrecklich: Und wo sind all die andren?“

„Sie stehen zwischen ihnen und jenseits von den unsren.“

„Wieso von den unsren?“ frage Edine.

„Alle Sterne, die wir so mit einfachen Augen sehen, gehören zu unsrer nächsten Weltinsel, zu der auch wir gehören, zur Milchstrasse. Das sind alles – fast alles – sogenannte nahe Sterne. Sie sind nur einige tausend Lichtjahre entfernt.“

„Was ist das, Lichtjahr?“

„Lichtjahr ist eine Entfernung, und zwar diejenige, die der Lichtstrahl in e i n e m Jahr zurücklegt. Das Licht ist das schnellste, was es in der ganzen Welt überhaupt gibt. Es macht in der Sekunde, wie Du ja aus der Schule weißt, drei hundert Tausend Kilometer. Im Jahr also etwa 90 Billionen Kilometer. Das sind 10 Millionen mal eine Million Kilometer.“

„Vati, ich finde das schrecklich!“



„Gib mir Dein Patschhändchen, mein Kind! - So! Das ist lieb! Dein liebes Händchen!“

„Und was ist nun außerhalb und weiter, als die Milchstrasse? Also unsre Milchstrasse?“

„Das sind andre Milchstrassen und Weltgebäude, die jenseits und außerhalb unsrer Weltinsel sich drehen, und die als winzige Nebel aus der Tiefe der Unendlichkeit herüberschimmern.“

„Und wie sehen die aus?“

„Das sind die Spiralnebel, die Ringnebel, die Nebelnester, die Sternhaufen und dergleichen.“

„Und die sind noch viel weiter fort?“

„Ja, sie sind Millionen von Lichtjahren entfernt.“

„Ach, ich finde das alles schrecklich. Es kann einen schauern.“

„Nein, es ist groß, und es ist gut, zu wissen, wie klein und unbedeutend alles Irdische und alles Menschliche hier auf diesem Staubkorn ist.“

„Aber wenn der Mensch dies alles erkundet hat, und er begreift, und all dies in seinem Geiste erfasst, ich finde dann dieses menschliche doch recht groß und auch bedeutend.“

„Das ist ein sehr schöner Gedanke von Dir, Edine. Kleine liebe Edine.“

„Aber ich kann mit trotzdem das alles nicht vorstellen.“

„Es ist auch schwer. Denke Dir ein ganzes Lichtjahr dargestellt als die Länge von einem Meter, dann ist unsre Sonne mit allen Planeten etwa ein Millimeter, unsre Sonne und unsre Erde geht also mit ihrer Bahn in einen Stecknadelkopf. Wenn Du diese Stecknadel hier in den Sand steckst, dann sind die Spiralnebel etwa bei Jokohama oder in Australien.“

„Vati, das ist wieder schrecklich. Ach, ich bin so froh, dass ich hier bin, in den Dünen, und zu Hause am Deich, und die Kiebitze da sind und der Tütvogel, und die schönen Kühe, und Hannibal!“

„Ja, Du hast recht. Aber die Spiralnebel sind auch da.“

„Gibt es viele?“

„Manche Millionen!“

„Woher weiss man das alles?“

„Vom Licht, das alles verrät. Es ist wie die Stimme eines Menschen und seine Sprache. Aus ihnen kannst Du hören, woher er stammt und was er für ein Wesen hat.“

„Man muß sehr gescheit sein. -- Vati, mich friert.“

„Ich glaub es Dir. Komm unter meinen Mantel!“

„Nein, mich friert in der Seele. Ganz tief drinnen.“

„Ja, Edine? Unsre Verlassenheit reicht vom irdischen Grashalm bis zu den Spiralnebeln. Oft ist es schön. Oft tut es sehr weh. Aber manchmal hilft ein kleines Patschhändchen!“

„Warum tut das eigentlich weh? Ich hab das auch schon erlebt.“

„Das liegt in der Tiefe der Seele. Es muss so sein. Glück und Schmerz sind oft eins und dasselbe. Es ist ein letztes Geheimnis. Man muss es dulden und fromm sein.“

„Das ist schwer. Ich wollte, es wäre wieder Tag. Am Tage ist alles besser. Da hat man solche Gedanken nicht.“

„Möchtest Du heim, Edine?“

„Bald. Aber erst noch ein bisschen lustig sein! Bitte, Vati!“

„Gut, lass uns gehen. – Wir können noch auf der Marienhöhe einkehren, wenn Du magst.“

„Oh ja, Vati! Gerne! Und Knüppelkuchen essen! Mit einem Seehund? Ja? Bitte, bitte, Vati!“

So kehrten sie noch einmal ein, assen Knüppelkuchen und tranken Seehunde. Dann brachte Thomasius seinen kleinen, vom Erlebnis erfüllten Gast heim zu seinen Bekannten. Beim Abschied dankte Edine kindlich, wohlgezogen und mit dem Anflug der jungen Dame:

„Ich danke auch, Vati, für die Murmelmänner“ – dabei machte sie einen Knicks, - „und für die Spiralnebel“ – und sie fügte wieder einen Knicks hinzu, - „und für die Seehunde“ – was sie mit einem dritten, tieferen Knicks bekräftigte.

„Und was war das schönste?“ fragte Thomasius.

„Die Murmelmänner!“

„Nun, und ich danke Dir, kleine Edine, für Dein liebes Patschhändchen, - und daß Du bei mir warst. Und nun schlaf gut. Träume etwas Schönes! Erzähls mir morgen!“

16. Man fürchtet Gott, aber sonst nichts auf der Welt

Erfüllt von kostbaren Gütern, von unwiederbringlichen Freuden war die Zeit, durch welche Thomasius schritt. Erfüllt für einen jeden, erfüllt für Edine, die ihre Fragen stellte und ihre Jugend atmete, erfüllt für Hannibal, der sein schwarzwolliges Leben in ihr tummelte, erfüllt für Petersen, der die Küsten und ihre Gewässer gegen Meer und Stürme verteidigte, und es sich schwer werden liess, erfüllt für Frau Meena, der die Zeit fleissige Wochen aufgab und freundliche Gastereien schenkte, - an alle floß diese Zeit vorüber wie ein milder Strom, der seinen Ufern Licht, Fruchtbarkeit, Ruhe, Schönheit, Wohnung und Nahrung spendete.

Kaiser, Könige, Herzöge, Fürsten regierten ihre Völker, große Völker und kleine Völker. Und sie waren miteinander geworden, die Völker waren auf ihre Fürsten stolz und mit ihnen durch Herkommen und Geschichte verbunden, sie trugen sie, wie ein friedlicher Fluss das Schiff trägt, das ihn verschönt. Und wenn vielleicht auch Torheit und Schwäche der Großen sichtbar und weithin wahrgenommen wurde, es war doch nicht mehr, als der

silbern kräuselnder Windhauch über dem Glanz des Stromes. Der Gedanke schon ihr Seins trug und veredelte ihr Tun. Feste wurden gefeiert und Feste wurden begangen mit dem würdigen Gepränge der Wohlhabenheit und in der gemeinsamen Überzeugung ihres Sinnes. Ruhig ging ihre Zeit dahin, die aus fremden, unruhigen Zeiten hervorkam, und sie ging neuen, unbestimmten und hoffnungsvollen Zeiten entgegen, an die man mit rechtlichem Mut glaubte. Innig und überzeugt vertraute man der Sicherheit, dem Aufstieg und der nahezu erfüllten Würde der Menschheit. Künste blühten stolz und wachsam, Wissenschaften arbeiteten und ernteten den gewollten Ertrag. Alles auf Erden rührte sich in gerichteter Ordnung. Die Völker wetteiferten in friedfertigem Ehrgeiz, überall herrschte Emsigkeit, Freude am Dasein und Frohmuth über die Gegenwart, deren Besitz glücklich machte. Überall strahlte Teilnahme und Zuwendung zu dieser einzigen Gegenwart, die allen so unvergleichlich gehaltvoller, erlebnisreicher, inhaltsschwerer schien, als jede frühere Zeit, der die Erleuchtung der Erkenntnisse und Erfindungen noch fehlte. Bürgerliches Zeitalter, dem alle Sicherheit inne wohnte, die dem jungen Menschen ein Ziel, dem alten Besitz und Pflicht war, Sicherheit, die ein jedes Einzelleben umschloss, jeder Mühe, jeder Nachwache, jeder Entbehrung, jeden Opfers wert.

Wohl waren die Grenzen der Länder geschützt und überwacht, doch ein jeder konnte sie bequem und unbehelligt überschreiten mit seinem Geld und seiner kleinen Habe. Geregelt und fließend war für die Güter und alle Bedürfnisse der Völker und ihrer Länder der Austausch und das ergänzende, abgewogene, gesetzlich behütete Hin und Her. Nachrichten kreisten um die Erde und wurden einem jeden zuteil, der sie erfahren wollte. Geheimnisse schien es nicht zu geben. Das Wissen war frei, das Wort war frei, Duldung und Glauben, Zweifel und Widerstreit störten einander nicht, Raum war für alles, was Menschen schufen und erschafften, und für alles Erschaffene waren Menschen bereit. Jugend wuchs unter der Hoheit und Obrigkeit des Staates, und reifte in sein Ansehen hinein. Und die Gereiften waren geborgen in der Süße ihrer Heimat, in der Herkunft ihrer Stämme, in der Macht ihrer Völker. Geachtet war das Recht und wurde mit menschlicher Klugheit und reinem Gewissen gesprochen. Das Gesetz war heilig unversehrt und unantastbar.

Man fürchtete Gott, aber sonst nichts auf der Welt. Friede auf Erden und viel Wohlgefallen den Menschen, siehe, es war alles gut, es war alles wohl geordnet. Gott konnte einen sorglosen Schlaf tun über seinem Werk. Kostbar und voll köstlicher Freude war jene Zeit, Zeitalter eines grossartigen Hingehens bürgerlicher Gesittung und der Freiheit des Einzelnen, Zeitalter freier Künste und frei atmender Geister aller Länder.

Menschliche Unzulänglichkeit, menschlicher Hass, menschliche Niedertracht schien in Abgründen zu schlummern, über welche tausend helle Brücken hinwegführten, und deren dunkle Tiefen vergessen und nicht mehr gesehen wurden. Das Leben schwebte und schimmerte über diese Abgründe hinweg, es lief leuchtend und in prangender Schönheit dahin, es spendete

seine Genüsse freigebig und verschwenderisch, nach nichts fragend, als nach der wissenden Gegenwart, ungewisser Zukunft zuversichtlich zustrebend. Auch die Geringen nährte die Fülle der Zeit, gab ihnen Hoffnung und Geduld der Stärke. Die Erkenntnisse der Welt mehrten und häuften sich, sie nahten sich ihren inneren und äusseren Grenzen, aber diese Grenzen wichen zurück, unwissend und in verspielter Torheit.

Ja, Gott konnte hinter diesen Grenzen und über seinem Werk den ausruhenden und gewährenden Schlaf tun. Seine Menschheit achtete sich selbst in Eintracht und in ihrer geheiligten Würde.

Noch hatte der Hass die Welt nicht verdüstert. Thomasius hatte sich innerlich zu ordnen versucht. Er hatte in diesen letzten Monaten viel nachgedacht, viel zurückgeschaut auf sein Leben, und er hatte verglichen, hatte sein eigenes menschliches Leben, das er neben seiner Musik und seiner Malerei geführt hatte, aus seiner eigenwilligen Abgeschlossenheit herausgenommen und mit seinen ordnenden Gedanken untersucht. Dabei hatte eine neue Eingebung, ein neues inneres Erleben ihm mit einem zarten Erschrecken alles Betrachten und Fühlen geweitet und vertieft. Dieses Erleben war das oft schmerzhaft helle Innewerden des Ablaufes, des Dahingehens und Vergehens des eignen Lebens. Seltsames Schauen eines ungekannten und unerklärlich schmerzhaft und zugleich glücklich erlebten Befreiungsgefühls löste diese Erkenntnis aus, welche sich immer häufiger in Thomasius wiederholte und oft Tage und Wochen seine ganze seelische Haltung und sein Denken bestimmte. Mit der Gründlichkeit seiner Beobachtung, wie er sie bei seiner Arbeit, beim Zeichnen und Malen aufbrachte, verfolgte er sein inneres Leben und verglich es rückschauend mit der Gegenwart und auch wohl mit dem seiner ihn umgebenden Menschen. Immer wieder war das letzte Ergebnis seiner Mühen: Vergänglichkeit, Wandel, Unbestand, Hinschwinden und Vergessen und Vergehen. Dies war das einzig beständige im Leben des Einzelnen und im Leben der Generationen. Und mit dem Gefühl dieses Schwindens, mit dem Bewusstsein, einer unentrinnbaren Gewalt willenlos und ohnmächtig unterworfen zu sein, erwachte in Thomasius oft eine tiefe Verbundenheit mit dem grossen Gange des Geschehens, mit dem Ganzen der Weltordnung, deren Teil und Anteil er war. Und mit diesem Gefühl des Dazugehörens, der eigenen Einordnung, des Unterworfenensein unter die großen erhabenen göltigen und fraglosen Gesetze allen irdischen Geschehens – mit diesem Gefühl und dieser zu ständiger Bewusstheit gesteigerten Erkenntnis gewann Thomasius eine neue innere Freiheit, eine neue Haltung zu seinen eigenen Ich und zu seinem Leben. Und in diesem Zuwachs von Reife und Überschau prüfte Thomasius immer genauer und immer mehr Erinnerungen heraufholend sein Leben. Dessen Verwandlung, Beständigkeiten, Irrtümer, Wahrheiten, Enttäuschungen, Reue, Freuden und Schwermut.

Da war der lange, lange Weg von Gesina zu Cordula. Es waren dreißig Jahre, es war die eigentliche Zeit seines Lebens, es war die Spanne eines

Menschenalters, der Zeitraum einer Generation, - und diese Spanne reichte von seinem ersten leichtfertigen Künstlertum bis zu der schweren Reife der Meisterschaft, von dem Wagnis der dreist gemalten toten Möwe bis zu dem überlegenen Spiel von Licht und Menschengestalt in seinem letzten Bild, sie reichte vom ersten ratlosen Schreck früher Liebesverwirrung bis zu dem schwermütigen Heimweh seines letzten Erlebens. Dreißig Jahre – wie rasch waren sie vergangen und dahin geschwunden. Und was war geblieben? Welches Bleibende hatte er gerettet? Er konnte nicht der Erkenntnis ausweichen: geblieben war nichts als Einsamkeit. Trotz Ruhm und Wohlstand, trotz vieler Menschen, die ihm begegnet waren und seinen Weg eine Weile begleitet hatten, trotz mancher geliebter Frauen, trotz ihm enger verbundener Freunde, - was war geblieben – es war Einsamkeit. Ja, es war noch über der Einsamkeit, - schmerzhaft war er mehr und mehr und mehr dieser Erkenntnis inne geworden – es war Verlassenheit, Ja, es war vielleicht noch tiefer als Verlassenheit. Es war – Verlorenheit. Einsamkeit in ihrer Bewusstheit als Vereinsamung, von Verlassenheit umhüllt und in Verlorenheit befangen, - so empfand Thomasius seine Lage. Ach, was war Ruhm und Behagen und Erfolg und Anerkennung, und was war all der Fleiß, die schöpferische Kraft und Ausdauer, was war all die Freude und am Gelingen und am Können, wozu all die Mühe und Meisterschaft, - man war ein flüchtiges Nichts, man würde vergessen sein, niemand würde in betrauern, seine Werke würden ihn vielleicht noch eine oder zwei Generationen überleben, dann würden sie in den Kellern der Museen und auf den Speichern der Sammler und Kunstfreunde verstaubt sein. Und sein Name wäre kaum den Gelehrten noch bekannt. Niemand würde in liebendem Herzen sein Gedächtnis bewahren, und von niemand wäre er betrauert, niemandem entrissen, niemandem ein Verlust.

Thomasius trauerte nicht mehr bei diesen Erkenntnissen, er war erschrocken und überrascht. Wie flott und abgelenkt hatte er dahingelebt, und was half ihm dieses Gelebthaben jetzt, in diesem Augenblick eines späteren Erwachens aus diesem langen, ungefährdet gewesenen Rausch. Thomasius fühlte die Gefahr dieses Augenblicks, wenn es nicht gelingen sollte, Abwehr und Gegenwirkung aufzubringen. Mit Cordulas Tod waren diese Fraglichkeiten des Lebens, seines eignen Lebens aufgerührt worden. Und sie vermischten sich mit den Freuden neuen Erkennens, tieferen Innewerdens des großen Lebensablaufes und des unentrinnbaren Eingefügtseins in die Gesetzmässigkeit allen Vergehens. Wieder war eine unausweichliche Wendung in seinem Leben zu meistern, es war Ordnung zu schaffen, Sicherheit zu begründen für alles Weitere was noch vor ihm lag. Und diese Gestaltung war jetzt seine Pflicht gegen sich selbst, gegen seine Kunst, gleichviel, von welcher Dauer, von welcher Zukunft sie sei. Gestaltung, Ueberwindung, Herrwerden über Dunkles und Drohende das war der mannhafte und seinen Erkenntnissen in natürlicher Folge entspringende Entschluss.

Thomasius verfolgte seine jüngsten Erinnerungen: Da war die Nacht in den Dünen mit Edine. Thomasius wusste noch so genau das Gespräch. Er war hinausgeschweift in den Weltraum, stolz prüfte er den Rausch unsres Wissens, der ihm stets ein Kitzel war, einen Reiz des Unvorstellbaren und des Schweifens an den Grenzen des Erkennens bedeutete. Edine fand das schauerlich. Sie pries ihre Heimat, die kleine, enge, selige, irdische Heimat, - und pries den Tütvogel, den Kiebitz, die schönen Kühe. Wie recht hatte sie doch! Und Thomasius? Er hatte danach verlangt, ihre Hand in der seinen zu fühlen. Warum? War es eine weise Schwäche seines verborgensten Gefühles, eine Weisheit vergessener Trieb? War diese kleine Hand, die nicht mehr das Kinderhändchen und noch kaum eine Frauenhand war, - war dieses Sinnbild menschlicher Wärme, menschlicher Berührung und Zusammengehörens, ein notwendiger Trost? Und wie konnte solche Tröstung sein? War der Sinn jener seltsamen Unterhaltung zwischen den beiden, die Trennung durch weite Grenzen, war es ein gemeinsam wirkendes Geheimnis allen Lebens, was sie verband?

Inzwischen war es September geworden. Ein ganzes Jahr seit jener Errettung war vergangen. Thomasius hatte sein großes letztes Bild der frühen schaumgeborenen Venus noch einmal gemalt. Er brauchte diese Wiederholung zu einer prüfenden Abrechnung, zu einem sich selbst auf die stellen, um Klarheit und Abschliessendes zu schaffen. Er hatte es leichter und rascher zu stande gebracht. Kühlen Sinnes und kühlen Herzens hatte er es mit aller beherrschten Meisterschaft gemalt. Ja, er hatte eine gewisse technische Virtuosität hineingelegt, es war flächiger und weniger innig durchgeführt, als das erste Bild, dafür aber von verstärkter Wirkung, sinnlicher, in den Schatten geheimnisvoller, zurückhaltender, in den Lichtern feuriger, erregender, herausfordern und aufwühlend.

„Jetzt hab ichs erst richtig gekonnt“ – hatte er zu Petersen gesagt, der öfter kam, um sich an diesem Werk zu erbauen.

Einmal war Thomasius zu Petersen gekommen, ihm einen kleinen Gegenbesuch in seinen Arbeitsräumen zu machen.

„Petersen!“ so begann Thomasius, - „wir müssen mächtig auf der Hut sein! Irgendeines Morgens, wenn wir aufwachen – sind wir tot und wir haben davon nichts gewusst!“

„Na, dann geht's ja noch“ hatte Petersen lakonisch geantwortet. Dann fuhr er fort: „Aber was soll man dagegen machen? Auf der Hut sein? Wieso? Und es hilft auch nichts. Wir sind nicht Kunz von Karfunkel und haben kein Schloß Punkpunkel.“

„Auf der Hut sein, heisst: sich einrichten. Ordnung schaffen in seinem Leben“ sagte Thomasius.

„Ordnung schaffen? Die haben Sie doch. Was wollen Sie dazu tun?“

Thomasius erwiderte ernst: „Verwurzelt sein, Heimat haben! Irgendwo hingehören! Irgendwo notwendig sein! Anhänglichkeit schaffen! Liebe um sich schaffen! – Vielleicht auch geliebt werden.“

„Ach,“ erwiderte Petersen nachdenklich, „all das kommt mir vor wie eine belagerte Festung. All diese Seeligkeit und dieses Heimatglück - die drinnen sind, wollen raus, - und die draußen sind, wollen hinein. Man muß dabei noch viel mehr auf der Hut sein. Meist sind solche Festungen Trugbilde, und man rennt Tore ein, hinter denen gar nichts ist.“

„Nun gut, ich will eben hinein in diese Festung“ schloß Thomasius.

„Und wenn dies alles falsch war, - ist das ganze Leben verfehlt,“ versetzte Petersen.

„Übrigens fahre ich nach München, meine Sachen holen, meinen Flügel herholen und anderes“ fuhr Thomaius fort.

„Hierher?“ fragte Petersen „das ist ja wunderschön! Aber - in fremden Räumen? Wo wollen Sie wohnen? Sie gehören in ein grosses Haus, mit was drumherum, ... Bäume, Garten, Park und dergleichen.“

„Ja, das wäre schön, es kommt vielleicht später“ meinte Thomasius leichthin.

Am Abend erfuhr Thomasius von Frau Meena, dass Uthörn zu verkaufen sei. „Das ist der Platz von Stevens, wo die Cordula mit ihrem Pudel gewohnt hat,“ erklärte Frau Meena. „Schönes Wohnhaus, gutes Land, gut gelegen, nur zu dicht am Deich, zu dicht am Wasser, das wäre nichts für mich.“

Thomasius durchfuhr es als erster Gedanke: Dies ist geradezu ein Angebot des Schicksals. Zaudern und bedenken ist hier Sünde und Dummheit. Erde und Boden besitzen! In diesem Lande, das ihm von allen am nächsten vertraut und doch die eigentliche Heimat seiner Arbeit war. Dicht hinterm Deich, mitten in den Stürmen wohnen, die von der See herkamen! Rauschen und Brausen der alten Bäume vor den Fenstern! Herrlich!

So fasste Thomasius den Kauf des schönen Anwesens ins Auge. Entschlossen tat er sofort die nötigen Schritte, besuchte, gemeinsam mit Petersen, den Bauern Stevens, besah sich alles und jedes dort aufs genaueste, ging durch alle Räume, kletterte in Ställen und Scheunen von unten bis oben, prüfte Dach und Gemäuer, Tore, Pforten, Türen, Wände, suchte nach Rissen und feuchten Stellen an den Mauern, ging über die Felder und liess sich von Stevens die Entwässerung, die Bodenbearbeitung, Düngung, Fruchtfolge, Weidegang, Aussaat und Ernte erklären, er erkundigte sich nach den geldlichen Erträgen und Lasten, saß mit Stevens über den Büchern, den Milchabrechnungen, den Herdbuchaufzeichnungen, den Erträgen aus der Viehhaltung, er wog die Freuden und Gefahren des Betriebes gegeneinander ab, er prüfte Gunst und Ungunst der verschiedensten Umstände, er war genau berechnend, kalt, geschäftlich und fast sachkundig.

Mit Petersen besprach er dann bei Frau Meena, den Plan. Frau Meena lobte den Bauern und seinen Hof, Petersen riet zum Kauf und bestätigte zuverlässig die Gefahrlosigkeit einer solchen Unternehmung. Thomasius hatte die Forderung des Stevens sogar ein wenig überboten, aber Stevens hatte mit Friesenstolz und einem leichten Zuge von Verächtlichkeit abgelehnt. „Bruuk ick nät“ hatte er gesagt, und damit war es abgetan.

Man war einig geworden, war zum Notar in die Stadt gegangen, der Kauf wurde abgeschlossen und formgerecht gültig gemacht. Dann war man später nach der Auflassung in den Ratskeller gezogen, zum „Wienkoop“, der diesem Geschäft nach der Sitte des Landes erst die richtige Weihe gab. Aufrecht und aufgeregte wandelten dann am Abend die drei Männer nach ihren Küstenwohnungen zurück, bei Frau Meena wurde noch zum Abschluss Einkehr gehalten mit Speisen und Wein und längerer Sesshaftigkeit. Es wurde der Auszug von Stevens, der Einzug von Thomasius besprochen, es wurden Pächter für die Landwirtschaft vorgeschlagen und beurteilt und man kam zu einer guten, vollkommenen Einigkeit.

In den ersten Tagen des Novembers sollte Thomasius das hohe geräumige Wohnhaus beziehen, im folgenden Frühjahr würde die Landwirtschaft vom nachfolgenden Pächter zu übernehmen sein. Ein Verwalter würde bis dahin im Winter Stall und Vieh versorgen, die Milchwirtschaft weiter führen und das Notwendige betreiben. In den Wochen bis zu jenem Zeitpunkte sollten die Wohnräume instand gesetzt werden. Stevens würde in der nahen Stadt eine kleine Rentnerwohnung beziehen und sich alles weiter Besprochenen annehmen.

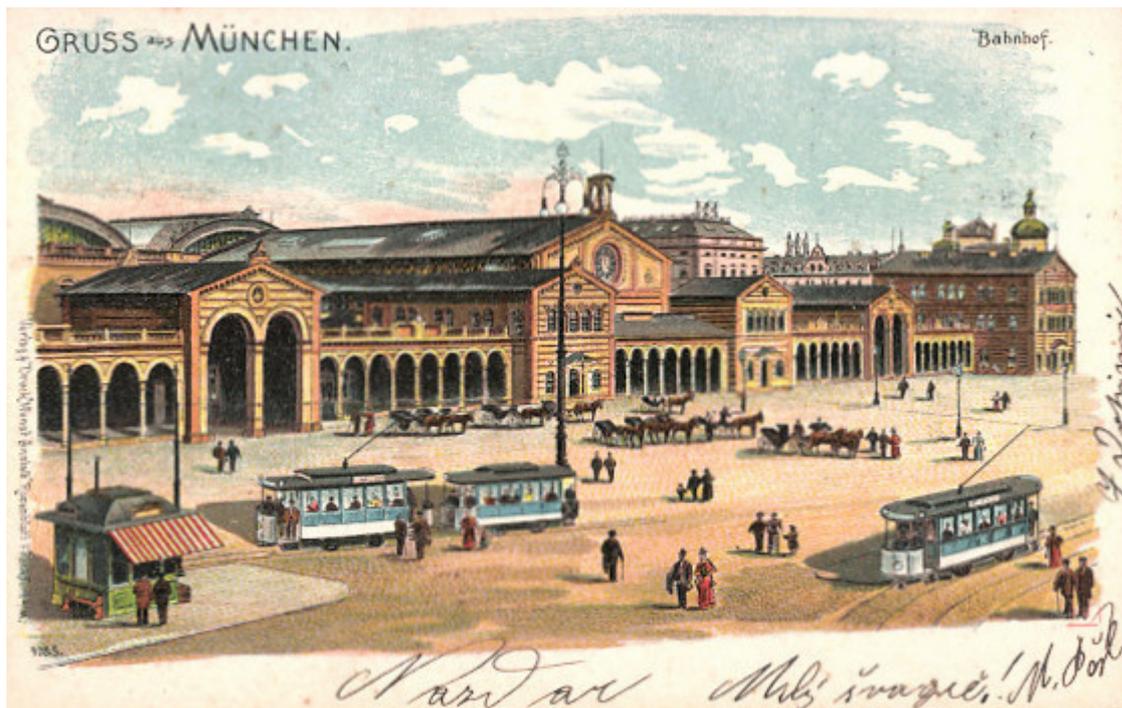
Thomasius war ob dieser neuen Wendung wieder fröhlich und zuversichtlich geworden. Ein eigener Grashalm ist doch schöner als alle Milchstrassen und Spiralnebel des ganzen Weltalls, hatte er zu Petersen gesagt. Frau Meena drückte ihre Freude aus über die neue Nachbarschaft, die eue Sesshaftigkeit und die Wahl dieser Heimat durch Thomasius. Sie wurde von ihm mit der Besichtigung der Arbeiten in der Wohnung betraut. Ihr und Edine überließ Thomasius einiges Geld zum Einkauf von Teppichen und Gardinen, auch von behaglichen Möbeln, sie erhielten Sonderbefugnisse und Verantwortungen. Auch Petersen bekam Vollmachten und Aufträge. Hannibal wurde nicht vergessen in diesen Anordnungen. Er solle gut gehalten werden und viel Bewegung haben.

So bewerkstelligte Thomasius endlich seine Abreise nach München, um seine Übersiedlung durchzuführen.

17. Keine Ferne macht dich schwierig

München, Hauptbahnhof. Unter der dämmrigen Halle bewegte sich auf einem viel zu engen Bahnsteige, der Strom der Reisenden, schiebend, schleppend, drängend und gedrängt, plaudernd oder mürrisch, den Ausgängen zu. Mit seinem Rucksack und einem schmalen Handkoffer stand Thomasius an der Lokomotive. Er betrachtete das Wesen, dem er diese rasche und kurzweilige Ortsveränderung zu danken hatte, mit Anerkennung und jovialer Ergebenheit. „Du herrliches Tier! Man müsste Dich heilig sprechen!

Warum denn nicht? Aber es gibt ja heute keine neuen Heiligen mehr. Unter den alten und weissen Elefanten bist du ja nicht.“ dachte Thomasius zu dem Koloss aus Rädern, öligen Gestängen und geheimnisvollen Eisengerät hin. „Du bist willig und gescheit! Keine Ferne macht dich schwierig! Wie geht es weiter? Kommst geflogen und gebannt! Nein, Gott sei Dank, geflogen kommst du nicht, aber gebannt und irdisch schon. Keine Ferne ...“



„Obacht! Gebns Obacht, Sie!“ drohte eine grobe Stimme und meinte Thomasius, der durch sein Stehen und seine sonderbare betrachtende Haltung bei der Lokomotive auffiel und störte. „Geb’ns doch Obacht, Sie!“ und schon spürte Thomasius einen heftigen Stoß in die Hüfte, der von einem rücksichtslosen, erzürnten Gepäckträger herstammte. Thomasius musste lachen. „Depp, du damischer, gscheerter Lackel, du rotzeter!“ rief Thomasius halblaut, mehr für sich als gegen den Angreifer und freute sich dieser wenigen herrlichen bayerischen Schimpfworte, die er, dieser Sprache so lange entwöhnt, noch gerade zusammenbrachte. Thomasius setzte sich nun auch in Bewegung, er riss sich von seiner Lokomotive los und ließ sie in ihrer ölschwitzenden Hitze stehen. „Keine Ferne macht dich schwierig“ - eigentlich ist dies doch wundervoll gesagt, dachte Thomasius weiter, seine unterbrochenden Betrachtungen wieder aufnehmend. Nun bin ich das ganze Profil von Deutschland hingefahren von der Ems bis an die Isar, von der Nordsee zu den Alpen. Welche Fülle des Wechsels, welche Landschaften, welche Stämme, welches Volk, welche Abstufungen, welche

Unterschiede und welcher Reichtum des Menschlichen zwischen Norddeich und Würzburg, zwischen Emden und München, welche Fülle! Welcher Abstand, welche Gleichheit: Deutsche Sprache, hier oberdeutsch, dort niederdeutsch, dazwischen die grüblerischen schweren Mittelgebirge, das dunkle, grüne Herz Deutschlands, Thüringer Wald, der herzynische Wall, der Schrecken der Römer, in breiten, ernsten schweren Wellen und bewaldeten Kuppen hingelagert und hier die ragenden, starren Gipfeln des Hochgebirges. Der Wall zwischen uns und dem Mittelmeer, der Riegel vor dem Süden, - vordem Altertum, aus dem all unsre Kunst und unsere Wissenschaft her stammt.

Thomasius geriet mit seinen Gedanken in eine gewisse Willkür und in eine leichte, auflösende und unbeherrschte Unordnung. Inzwischen war er auf dem Platz vor dem Bahnhof angelangt und stand den zahlreichen Fiakern gegenüber. Da! Das Schimmelgespann würde er nehmen! Er beeilte sich dorthin zu gelangen, daß ihm keiner zuvorkam. „Hams koa Bagasch net?“ Fragte ihn der Kutscher! Nein, er hatte weiter keines. „Mein schwerstes Gepäck ist der Kopf. Das trag ich schon selbst,“ fügte Thomasius hinzu.

„Was ma selbst tragt, is allwei's beschte“ erwiderte der Kutscher.

„Na überhaupt,“ versetzte Thomasius, - „also, Kurs auf Schwabing!“ und er gab seine Wohnung an.

„Is scho recht,“ erwiderte der Kutscher. Dabei rieb er an der hinteren breiten Fläche seiner Lederhose ein Schwefelhölzchen an und setzte die Kerzen der Laternen zu beiden Seiten des Wagens in Brand. „D' Lichtl auf' d Nacht,“ erklärte er.

„Aha, die Positionslichter. Backbord rot und Steuerbord grün,“ meinte Thomasius halblaut.

„Wie belieben?“ fragte der Kutscher zurück.

„Ach, ich meinte nur so. Fahren Sie Ludwigstrasse und Leopoldstrasse!“

„Durchs Siegestor? Der Herr?“

„Ja! Mindestens!“

„Is scho recht!“

Behaglich lehnte sich Thomasius in die missfarbig, verschließenen Plüschpolster zurück, behaglich trieb der Kutscher sein Pfeifchen schmauchend den Schimmel an, und behaglich trabte der Schimmel seinen Trott. ‚Licht'ln auf der Nacht‘, dachte Thomasius ins unbestimmte träumend, ‚kommst geflogen und gebannt und zuletzt, des Lichts begierig, bist du Schmetterling, verbrannt.‘ Ah! Da hatte er wenigstens diese Strophe wieder in seine Erinnerung heraufgebracht! Es kam von den beiden Wagenlichtern. Wie wenig große, zeitlose, ins Ewige und ins tiefste Menschenherz hinabreichende Gedichte gab es doch! Aber dieses Gedicht gehörte zu den wenigen ewigen. Vielleicht, sicherlich doch, eins dieser spärlichen, ach so spärlichen. Warum eigentlich? Und Thomas bemühte sich eine Weile, auch den Anfang und das

Ende dieses Gedichtes heraufzubeschwören. Aber es gelang nicht, es blieb für ihn bei der Erinnerung an die seltsam wesenlose Stimmung der ihm entschwundenen Verse.

Dann durchschritt Thomasius sein Atelier, sah die verstaubten Mappen, die Holztafeln, das vor der Abreise sorgfältig geordnete Gerät, die Farbkästen, Pinsel, Stifte, Kartons, Papiere, Bücher, Zeitschriften, Entwürfe, Skizzen auf Pappe und auf Holz, Notizen und vielerlei anderes. Nein, es behagte ihm hier nicht! Diese verlassene Leere, die Öde dieser Ausgestorbenheit des eigenen Abgeschiedenseins. Es kam ihm vor, als ob er sein eigenes Gespenst sei, als ob er hier als Fremder im eignen Heim irr und fehl am Platze sei. Es hielt ihn nicht. Thomasius nahm sein Gepäck wieder auf, er fand noch Post, die durch den Türspalt hereingeworfen war. An der tropfenden Kerze sichtete er die Papiere und nahm einige Briefe zu sich. Dann blies er das Licht aus, verließ die Wohnung, schloss sie von außen ab, versenkte die Schlüssel in seine Manteltasche, schritt die Treppen hinunter und begab sich durch die dunklen Straßen irgendwohin. Dort nahm er in einem großen, lebhaften Hotel, untertauchend unter hunderten von gleichgültigen Reisenden ein Zimmer.

Er bestellte sich ein ausgiebiges Nachtmahl, dazu mehrmals einen offenen Tiroler Wein. Nachdenklich und bedrückt verzehrte er, fast ohne Genuss, die wohlbereiteten Speisen. Er plauderte noch zerstreut mit der Kellnerin und ging dann frühzeitig zur Ruhe.

Am nächsten Morgen schien die Sonne über das vom nächtlichen Regen noch feuchte Pflaster und verbreitete schräges, grelles, scharfes Licht über dem lebhaften Straßenbild des beginnenden Tages. Thomasius saß am Fenster beim Frühstück. Er war aufgeräumt und von einer heiteren Entschlossenheit, nachdem er sich für die nächsten Tage das Notwendige klar gemacht hatte. Seine zuversichtliche Stimmung wurde getragen und erhalten von dem gestrigen Gedichte, das er jetzt wieder sicher im Besitz seines Gedächtnisses wusste und das er innerlich sich selbst vortrug, während er auf sie wartete.

Selige Sehnsucht

Sagt es niemand, nur den Weisen
Weil die Menge gleich verhöhnt:
Das Lebendige will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnt.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, da du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nichtmehr bleibst du umfangen

In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißt neues Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solange du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Doch, es war schön und von fesselnder Kraft, dieses in seiner letzten Strophe so viel angeführt und missbrauchte Gedicht. Es war von einer selbstverständlichen Meisterschaft, von einer gewissen Lässigkeit der Sprache, wohlgeraten und wohlgezogen, - es war ebenbürtig. Thomasius hatte seine Freude an diesem kleinen Meisterwerk einer benachbarten Kunst, wie nur ein Künstler sie haben kann, dem gleiches gelingt und der um Kampf und Rausch des Schaffens weiß. Er nahm mit Behagen sein Frühstück ein. Zwischendurch fragte die Kellnerin, ob sie eine Zeitung ihm bringen solle. „Nein, aber ein Adressbuch, wenn Ihr eins habt.“ Die Kellnerin schleppte einen schweren Wälzer herbei, und Thomasius fand denn auch nach kurzem Suchen die Wohnung von Cordula Lindhaus. Er wollte sehen, wo sie gewohnt und gelebt hatte; wollte versuchen, Angehörige, Freunde oder ihr Nahestehende zu sprechen, wollte ihren Flügel sehen und vielleicht spielen. Es war eine kleine andächtige, stille und würdige Pilgerfahrt, die er sich vorgenommen hatte, er glaubte sich verpflichtet, den Schmerz dieser Wallfahrt heute auf sich zu nehmen.

Er nahm sich einen Fiaker am Bahnhof und fuhr hinaus, wo er Cordulas Wohnung wusste. Er fand ein vornehmes, stilles Fremdenheim. Als er nach Fräulein Lindhaus fragte, antwortete man ihm, sie hätte freilich hier gewohnt. Aber ihre Zimmer hätte jetzt eine Freundin von ihr inne. Ob er diese Freundin sprechen könne? Nein, sie sei verreist. Wohin? Nach dem Süden, man glaube, nach Tirol oder Kärnten.

Thomasius fragte, ob er dieses Zimmer einmal sehen dürfe. Das Mädchen ging zurück und holte die Besitzerin des Heimes. Thomasius stellte sich vor und erhielt die Erlaubnis, dieses Zimmer anzuschauen. Da stand der Flügel, geöffnet. Bücher und Noten zwischen den beiden breiten Fenstern, in welchen Blumen blühten. Thomasius setzte sich an den Flügel und spielte. Er spielte nachdenklich und ein wenig zu langsam ein kurzes, matt durchsonntes und versonnenes Prelude von Chopin. Der Flügel war klar und leicht im Ton und gefügig im Anschlag. „Herr Professor sind auch Pianist?“ fragte die Wirtin.

„Nein,“ erwiderte Thomasius leise, „nur aus Pietät, sozusagen.“

„Oh, ich dachte - entschuldigen Sie.“ antwortete die Wirtin verlegen.

Thomasius sagte irgendetwas Verbindliches und fragte, ob er den Namen der Freundin erfahren dürfe.

„Gewiss. Sie heißt von Khuenberg. Eva von Khuenberg. „In wenigen Wochen kommt sie zurück. Sie ist bei Verwandten zu Besuch.“

Mit Dank und Entschuldigung ob der frühen Störung verabschiedete sich Thomasius. Er begab sich zum Bahnhof zurück. Dort schlenderte er in der grossen Halle umher. Er sah mit stummer Ehrfurcht die Tafeln an den Kopfstellen der Gleise. Mit roten Buchstaben waren auf grossen Tafeln die Fernzüge und Schnellzüge aufgemalt: Berlin – Brenner - Rom, und: Paris – Stuttgart – München – Wien – Konstantinopel, und: Salzburg – Villach – Triest, und: München – Würzburg – Hannover – Norddeich.

Ach, die Welt ist gross und sie ist klein, herrlich ist sie und fad, berauschend und ernüchternd. Die Welt bleibt eine einzige Frage, mit der einzigen Antwort: Vielleicht! – dachte Thomasius. Ein gewaltiges Fernweh ergriff ihn, der Trieb, irgendwohin in die grenzenlose Weite und Fremde zu fahren, irgend einen Zug zu besteigen und abzuwarten, schlafend abzuwarten, wohin er einen bringt. Aufzuwachen in einem nie gesehenen Gebirge, an einem verzauberten Bergsee, in einer Seestadt, deren Sprache man nicht versteht, zwischen hohen Masten mit goldenen Segeln unter einem Himmel von sattem, sattem Ultramarineblau, einem Blau von unergründlicher Tiefe. Einem solchen Blau, das ihm vor dem inneren Blick aufleuchtete, einem solchen Blau nachreisen, um es zu sehen und in seliger Wanderung zu finden.

Inzwischen war Thomasius an den Schaltern und Postämtern der Bahnhofshalle vorüber geschlendert, er stand nun vor einem Geldwechselgeschäft. In allen europäischen Sprachen kündigte sich dieser Geldwechsel an. Thomasius überlegte kurz, dann trat er ein und liess sich einige hundert Mark in österreichischen und italienischen Geldsorten umwechseln. Er steckte alles handvoll in zwei verschiedene Taschen seines Rockes. Dann wandte er sich wieder der Stadt zu. ‚Für die Heimreise, man kann nie wissen,‘ dachte er lächelnd bei sich.

Er fuhr in den englischen Garten, saß am Ufer des entenbeschwommenen Klein-Hesselohrer Sees unter einem bunten Sonnenschirm zu Mittag, er fütterte das zahme Geflügel auf der grünen Wasserfläche und rauchte zum Schluss langsam eine schwere Zigarre. Dann schrieb er eine Karte an Petersen:

Mein Lieber, ich denke Ihrer und der Meinen am Watt. Heute Nachmittag ordne ich alles mit dem Spediteur. Wenn meine Sachen kommen, packt sie aus und stellt sie auf. Ich komme dann auch, aber erst nach einem kleinen Sprung ins Blaue. Südwärts. Weiss noch nicht, wohin, wie weit, wie lange, wie hoch – oder wie tief. Bleibt gesund mitsammen. Hannibal auch! Euer Th.



„Wie schön ist die Welt heute,“ dachte Thomasius weiter, „Behagen, Eintracht, Ordnung, wohin immer man kommt.“ – In der Stadt versah er die Karte mit einer Briefmarke, aus welcher ein bärtiger König herausschaute, und warf sie in den Kasten. Dann begab er sich zu seinem Spediteur, welcher für ihn die früheren Bildertransporte und Verschickungen besorgt hatte. Mit ihm ordnete er den Umzug und die Übersiedlung bis ins Einzelne, übergab ihm die Wohnungsschlüssel und vertraute ihm seine Habe an. Dann besorgte er die Kündigung seiner Wohnung, bummelte durch die Strassen, besah sich die Auslagen der Buchläden und Kunsthändler, las in einem Kaffee irgendwo die Zeitungen und besuchte am Abend eine mäßige Vorstellung im Theater, wo er sich langweilte.

Am nächsten Morgen stand Thomasius mit Rucksack und Handkoffer im Bahnhof. Den nächstfahrenden Schnellzug könnte er ja nehmen, gleichviel, wohin, ob Italien, ob Tirol, ob Kärnten - überall würde es das Blau geben, dem er nachträumte, überall würde es Herbst sein, überall würde die Welt schön sein, die Menschen fragwürdig und er selber traurig sein – dachte er. Traurig vor Glück, traurig vor dem goldenen Überfluss der Welt, ein trüber Gast auf der dunklen Erde, allein, von niemand gekannt von niemand begehrt. Mit diesem Anflug von Traurigsein, wie er ihn öfter erlebte und genugsam kannte, überfiel ihn ein Verlangen nach Heim und Heimat, nach seinen Möwen, Regenpfeifern, Strandläufern, Kiebitzen und ihren melancholischen Rufen und ihrem geheimnisvollen Leben in der Luft, nach den erregenden Lauten, die ihren Zug in den Nächten begleiteten. Doch da traf sein Blick eine grosse blaue Lücke im Gewölk des Himmels über den fern hinauslaufenden Bahngleisen, die sich in der Weite verloren hoch jenseits der dunstigen Halle. Neues Verlangen riss Thomasius empor. Fremde Föhlung – höhere Begattung. Neues

Land wollte er sehen. Nach Kärnten würde er fahren. So besorgte er sich eine Karte nach Klagenfurt. Oh reiss mich aus den Klagenfurt, witzelte er bei sich selbst, oh reiss mich aus den Klagenfurt! Unbekanntes Land! Schöner Abschied von allen früheren, freundlich geleitenden Brücken zur Heimat.

Einen leichten, lächelnden Abschied wollte er feiern in einer schönen neuen Fremde. Fast dreißig Jahre, fast ein Menschenalter, behäbigen Arbeitslebens liegen hinter ihm, die er in den Wintern in München verbrachte, während die Sommer ihn immer am Meer und auf den Wassern sahen. Diese Jahre verdankte er seiner Unabhängigkeit und die gesicherten Lebensverhältnisse aus seiner Kunst. Abschied also und Beginn! Abschied und Heimkehr! Stirb und werde!

Thomasius hatte allein sein wollen auf dieser Fahrt. So war er in sein Abteil erster Klasse gestiegen, hatte sich dort auf einem Fensterplatz eingerichtet und sass nun abwartend, schauend, gelassen und gedankenvoll in weichen Polstern. Er kam sich selbst fast etwas hochstaplerisch vor, denn seine Bequemlichkeiten waren stets sehr bescheiden, ja eigentlich niemals vorhanden gewesen. Auf der Erde lag er beim Arbeiten, oder auf einem harten, genügsamen Schemel sass er, dessen drei fragwürdigen Beinen gefährlich zu trauen war, oder in seinem Arbeitsraum von einer Ecke in die andere. Lässige und sündige Faulheit und ihr dienende lüsterne Genüsse waren nicht seine Gewohnheit. Aber hier und jetzt, aber auf einer redlich vergönnten Reise, warum denn irgendwelchen Entsagungen fröhnen?

Thomasius liess seine Gedanken schweifen, er überließ sie einem gelösten Schweben und genoss die vollkommene Freiheit seiner Empfindung, seines Fühlens, seiner Entschliessungen, seiner Ziele. Ja, -- dieses „Stirb und werde!“ -- war das nicht ein leichtfertig dahingesagtes Dichterwort? Ist Dichtung nicht überhaupt eine geschmeidige Lüge? Und ist nicht jeder Künstler Lügner? Nein! Aber wie kann man ein Leben verherrlichen, das aus so gewaltsamen Zerrissenheiten, aus einem ständigen Sterben und Werden besteht? Ach, in Wirklichkeit stirbt man mehr und mehr, und man wird immer weniger. Oder man stirbt immer weniger und wird immer mehr? Ja, einen Wirrwarr kann ein Dichterwort entfachen! Goethes eigenes Leben? War das gemeint? Gewiss war es gemeint. Vielleicht spielte er auf die große Loslösung von Charlotte von Stein und auf das erste Erlebnis mit Christiane an? Aber darf ein Dichter sein eigenes Leben in ein Kunstwerk preisgeben? Sein eigenes tiefstes Erlebnis preisgeben? Nein, er darf es nicht! Er soll sein Erleben erst von seiner Person befreien. Entpersönlichen, sozusagen. In einem Gedicht soll das Wort „ich“ überhaupt nicht vorkommen. Aber, in diesem Gedicht kommt es ja auch nicht vor. Sogar das Gegenteil, das Wort „Du“ wird gebraucht. O geschmeidiger Lügner! Denn mit diesem „Du“ meint er doch sich selbst, der Dichter den Dichter. O Zauberer, o Rattenfänger, o Verführer! Nein, ich sterbe nicht, ich werde auch nicht, denn ich bin! Ich bin gemeinsam mit der Welt, bin gegenwärtig, der Gegenwart gewärtig, bin der Wart der Gegenwart.

Lautlos und zögernd setzte sich der Zug in Bewegung. Gleitend, weich und schmiegsam wuchs seine Geschwindigkeit, rascher und rascher in regem Wechsel rollte die Welt an Thomasius vorbei. Gedämpft klang das Stampfen und das eiserne Geräusch der Schienen in seine Träume hinein. Wiegend und schwankend änderte sich die Welt, wiegend und schwankend blieb die große Stadt mit ihren Häusern, Mauern, Wänden, Fenstern und Giebeln, Gärten und Strassen zurück. Wiegend und schwankend glitt das Land, Wälder, Wiesen, Felder, Dörfer vorüber, wiegend und schwankend wechselten die Bilder, verdunkelten sich und erhellten sich, Grünes löste sich auf in braunes, violette Äcker schwanden in blaue Wälder hinein, deren Ruhe wurden von grellen Fernen aufgerissen. Neues schob sich vor, wechselnd, schwindend, sich lösend, eilend und fliehend. Thomasius fühlte eine wohlige Ermüdung und überliess sich ihr. Die gleichmässige Melodie des Fahrens, die eintönig sich wiederholende Musik des Rollens betörten das Gehör und Thomasius verfiel dieser einschläfernden Wirkung, die ihn mit sich nahm. Was sollte er auch seine Augen und sein Augenmerk bemühen? Noch lange, lange hatte er zu fahren, bis er in den Bergen, weit hinter vielen Bergen dem unbekanntem Blau in dem unbekanntem Land begegnen würde.

Ja, unbekanntem begegnen, das ist der Reiz des Reisens. Wie lange war er nicht mehr gereist! Hatte er wirklich schon Jahresfrist und Monate an der Küste, an gleicher Stelle verbracht? Hatte er sich wirklich aller großen Abwechslungen enthalten? Ja! Er war sesshaft geworden, war Besitzer eines Bauernhofes, war Eigentümer von Boden und Feld, von Wiese und Weiden, von Acker und Garten geworden! Also doch wieder: Geworden! Und was war er gestorben? Nichts, eigentlich war er gestorben. Ihm war gestorben, eine Verheissung auf Glück war ihm gestorben. Neue Verheissungen waren geworden. Oder suchte er nach ihnen, diesen Verheissungen? Warum diese Reise? War es ein Umweg? Ein Umweg, woher! Ach, es gab so viele Umwege! Auf dem Lande, so viele Wege. Und jeder Weg ist Umweg, ist trockene Mühsal. Nur auf dem Wasser gibt es keine Wege. Dort gibt es den Kurs, den man halten muss. Den Wind gibt es, und die freie Sicht, die weite, scharfe, geschärfte Sicht. Dort gibt es die Sände und Fahrwässer, die Inseln und Ufer.

Und der Kutter schwankt und stösst und schlingert um seinen Ankerhalt. Und Petersen sitzt vorn im Kutter und hat den jungen Seehund auf dem Schoss. Und er streichelt ihn und nennt ihn „Alibi“, und ist zärtlich zu Alibi. Und Alibi, der junge, törichte Seehund, hört auf ihn und versteht alles. Alibi! Warum nicht Aliba? Nein, Alibaba. Zwei Räuber sind ja schon da, 30 fehlen noch. Waren es nicht 40 Räuber um Alibaba? – Nein, Alibi. Und Alibi meint, man müsse „Ja“ sagen. Ja sagen zu sich und zu ihm. Und jeder habe doch sein Alibi. Und auch dazu müsse man ja sagen. Und wenn man keines habe, kein Alibi, mache man sich eines. Manche malen sich ein Alibi, manche dichten sich ein Alibi. Und dann sagen sie „Du“ in ihren Gedichten und das ist ein Alibi.

Und Goethe hätte einen ganzen Irrgarten von Alibis hinterlassen. Und plötzlich war Petersen ausgewechselt, Claus Repsold saß da, auch Alibi war fort. Und dann stand Thomasius mit Repsold in seiner hohen Sternwarte unter einer gewaltigen dunklen Kuppel an einem Fernrohr. Repsold hielt ihm einen Vortrag im Finstern. Er solle nur genau hinsehen, das sei ein Doppelstern. Er habe ihn entdeckt und habe ihn Edine getauft. Und er hätte ihn mit Musik entdeckt. Man brauche nur in c-dur einige Takte zu spielen, aber die Begleitung in der linken Hand sei sehr wichtig und müsse genau gespielt werden, dann käme man ganz von selbst und mühelos zu diesem Doppelstern. Nur immer geradeaus spielen. Aber die wogenden sechszehntel in der Begleitung, das sei sehr wichtig. Durch alle Töne tönent, - flüsterte Repsold, - durch alle Töne tönent dieser eine Doppelstern. Und so träumte Thomasius über lange Strecken hinweg. Er schlief seinen tiefen gewohnten, gesunden, unbekümmerten und unstörbaren Schlaf, den wahrhaften Schlaf der Gerechten. Er schlief fest und ausgiebig, er schlief ihn in die Berge hinein, durch Täler und Tunnel hindurch, bis er, der Ruhe satt, und einer Erweckung reif, mit einem Ruck emporfuhr, wach und erschrocken. Thomasius musste sich besinnen und sah sich einer Dame gegenüber.

„Ach, so,“ entfuhr es ihm, „Verzeihung gnädige Frau!“
„Wieso?“ fragte sie zurück.

„Nun, weil ich so ungehörig geschlafen habe.“

„Es ist doch Ihr gutes Recht, zu schlafen.“

„Es gibt manches gute Recht, das dennoch etwas ungehörig sein könnte.“

Die Dame lächelte: „Aber es gibt doch den Schlaf der Gerechten. Vielleicht war es der Ihre?“

„Hoffen wir es, gnädige Frau,“ erwiderte Thomasius verbindlich und er betrachtete mit kurzem, umfassenden Blick des Malers sein Gegenüber.

Solch entrückte Schönheit des Alters war ihm nie zuvor begegnet. Entrückte, schon nicht mehr erdhafte Schönheit dieses gealterten Menschen, so musste es bezeichnet werden. Ein solches Bild war einmalig, es würde sich nie mehr wiederholen. Thomasius schloss die Augen. Er sah im Geiste ihr Bild. Unter dem schlichten braunen Kopftuch das weiße volle wellige Haar, unter der freien glatten Stirn und unter schwarzen Augenbrauen den klugen Blick hellbrauner Augen, unter der feinen geraden Nase das Lächeln eines noch blühenden Mundes, um den keine bittere Falte lag, sondern nur zarte wissende Furchen des Alters sich andeuteten. Thomasius fühlte einen Schmerz, als er sich bewusst wurde, daß eine Reisebekanntschaft vielleicht nur ein flüchtiges Erlebnis bedeuten würde.

Der Zug hielt an der Grenzstation. Österreichische Zollbeamte mit schwarzen Käppis über dunkelkrausem Haar gingen lässig und lebenswürdig durch die Abteile. „Gewiss nix zu verzollen, hob die Aehre,“ damit hefteten sie ihre Marken auf das geringe Reisegepäck. Als der Zug wieder im Fahren war,

begann Thomasius der Bewegung des ersten Anreizes folgend: „Gnädige Frau, darf ich Sie malen?“



„Mich alte Frau wollen Sie malen? Können Sie das denn, eine gänzlich Unbekannte, auch für Sie?“

Thomasius schwieg. Sein Gegenüber aber fuhr fort:

„Verzeihen Sie, aber ich hielt Sie mehr für einen Musiker.“

Thomasius schwieg. Die Dame fuhr fort: „Es war wohl nicht nett von mir. Verzeihen Sie. Darf ich fragen, wohin Sie fahren?“

Thomasius, wieder ausgesöhnt und angeregt, antwortete: „Das weiss ich selbst noch nicht. Ich suche ein Blau, ein Blau, das mit einem See und Bergen und Wald zu tun hat, ein schwebendes, ein zärtliches, ein warmes, träumendes Blau ...“

„Also doch Musiker,“ erwiderte die Dame lachend „und selbst wenn Sie Maler wären – sind Sie dennoch Musiker!“

Thomasius verhielt sich wieder in Schweigen, leicht errötend. Die Dame fuhr fort: „Dieses Blau, von dem Sie musizieren, hätte ich vielleicht für Sie. Ich nehme manchmal Gäste auf, freilich nur empfohlene und Bekannte. Sehen Sie

doch, wie hübsch“ da rauschten sie in einen Tunnel, „ja, also wenn Sie es wagen wollen, mein Gast zu sein?“

„Ein Wagnis wäre es wohl kaum, gewiss nicht für mich,“ meinte Thomasius erfreut und aufgeschlossen, „ich würde es als eine grosse Gunst, ja noch mehr als das, fast als Gnade empfinden, Ihre Gastfreundschaft anzunehmen und erfahren zu dürfen.“

„Sie brauche nicht zu übertreiben,“ lächelte die Dame. „Sie bleiben jetzt einfach bei mir, bis wir daheim sind.“

„Und wo wäre das?“

„Das werden Sie sehen. In Klagenfurt steigen wir um, und später habe ich ein Gespann an die Bahn bestellt.“

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar.“

„Dann sagen Sie mir auch, wer Sie sind. Es ist schon ordentlicher.“

„Werden Sie Ihr liebenswürdiges Angebot zurücknehmen? Ich bin wirklich Maler. Sogar Professor. Und heisse Thomasius.“

„Dann kenne ich Bilder von Ihnen. – Wasser, sehr viel Wasser. Stimmts? Aber was wollen Sie in den Bergen und gerade hier?“

„Eine notwendige Pause verleben. Und das Blau finden. Ich komme zwar aus einem Klima mit sehr viel Blau, aber es ist dort ein hartes, ein kaltes, ein etwas heroisches Blau zu Hause. Nun suche ich das andere Blau.“

„Und wenn dann doch alles ein Irrtum war?“

„Was macht das? Was macht schon ein Irrtum? In der Jugend schwärmten wir in unserem Irrtum. Später wurde man neugierig auf den nächsten. Und jetzt?“

„Und jetzt? Jetzt kann auch ein Irrtum zu Wahrheit werden.“

„Sehr hübsch gesagt. Das Umgekehrte wäre gewiss schlimm.“

„Es wird uns schon erspart bleiben. Übrigens müssen Sie ja auch wissen, wer ich bin: Sandra Cornaro. Alte österreichische Familie, mit venezianischem Einschlag, wie der Name andeutet.“

Nach einem kleinen Schweigen begann Thomasius: „Ich bin so gespannt auf Kärnten. Es muss schön und eigenartig sein.“

„Es wird Ihnen gefallen. Sie sehen Buchweizenfelder, Sonnenblumenfelder, uralte Burgen, weite sonnige Täler, Bauernadel in uralten Bauernstellen, Berge, Seen, warme, grüne, blaue, stille, einsame Seen. Grösse und Lieblichkeit in schöner Vereinigung. Man muss das fühlen. Aber geschichtlich ist es auch zu wissen.“

Thomasius war verzaubert von der schlichten Wärme dieser Frau, einer Wärme, die ein langes Leben hatte reifen lassen, und welche durch Klugheit wählerisch und geadelt war. Rasch verging den beiden die Zeit in verstehenden, schön sich entfaltenden Gesprächen.

In dunkler Späte trafen sie an ihrem Ziele ein. Rosija, das im Hause dienende slowenische Mädchen wies Thomasius mit brennender Kerze das Zimmer. Dort schlief er in der beschwingten Erwartung, am hellen kommenden Tage alles zu sehen, was die Dunkelheit bei seiner Ankunft ihm vorenthalten und vorbehalten hatte.

18. Liebe Sybille

„Rosi ja!“

„Soforrt, Frau Barronnihn!“

Dieser Ruf, der durch das morgendliche Haus erklang, weckte Thomasius. Beim Erwachen befand er sich in einer leichten Unbesinnlichkeit. Wo bin ich? -- Ach so: Sie bleiben jetzt einfach bei mir, bis wir am Ziel sind, - - - Frau Barronnihn! – Auch das noch! --- Dös a noch! Wie der Münchner sagte, als er nach einer Wagneroper aus dem Theater trat, und es draussen in Strömen regnete. Dös a no!

Barronnihn! Rosi ja! - - - und wozu das alles? Ach so, --- das Blau! Fast hätte er es vergessen über dieser unerwarteten Wendung seiner Reise. Diese ganze Reise, - - - wozu eigentlich? Wieso? Flucht? Wovor? – Wohin? Keine Ferne macht dich schwierig Gut! Es sei! Kommst geflogen und gebannt Und zuletzt des Lichts begierig, - - - ja, des Lichts begierig, bist Du, Schmetterling, verbrannt

Mit diesen Worten sprang Thomasius aus dem Bett. Er sah sich im Zimmer um. Es war holzgetäfelt, hatte ein sehr breites Fenster, einen wuchtigen grünen Kachelofen in der Ecke und keinerlei Bilder. Thomasius zog den Vorhang vor dem Fenster zur Seite. Er schaute hinaus, und stand gebannt, in einer augenblicklichen Überwältigung erstarrt und still. Unter ihm, lag in der schrägen Morgensonne ein Herbstgarten in wildem Blühen. Dahlien, Georginen, Astern, Zinnien, Akelei, .. Löwenzahn und wie sie alle heissen, die starken Blumen des Herbstes wirbelten ihr rotes, ihr purpurnes, ihr gelbes, ihr orangefarbenes, ihr lila Geleucht durcheinander empor in das staunende Anschauen des Gastes. Dahinter und nahe, der See, tiefblau, in gesättigter Bläue blaute er, ein blanker erfüllter Spiegel für alles andere Blau, das sich über ihm flutend und webend entbreitete. Und dies waren die schattigen Wälder an den nicht fernen Ufern, die im warmen, geheimnisvollem Blau schwiegen, und über denen in einer bläulich schwebenden Ferne ein blauendes Gebirge aufstieg, in dessen Schatten und Schründen helle Wölkchen dahinsegelten, beseelte und strahlende Geister eines jenseitigen, nicht mehr irdischen Glückes, einem Himmel zuschwebend, dessen reines hohes Blau das Bild rühmend und singend besiegelte und beschloss. Geflogen und gebannt! Geflogen und gebannt und zuletzt, des Lichts begierig, bist Du, Schmetterling, verbrannt. Ja, vor diesem Blick liess man sich selig und in letzter Erfüllung alles je Geträumten verbrennen, verbrennen in letzter Erfüllung!

Es klopfte an der Tür. Rosi ja trat ein: „Wasser, -- warmes, für Herrn Profässohr!“

„Danke Rosi ja, danke!“ antwortete Thomasius zerstreut und befangen. Und Rosi ja, in einer fremdartig kindlichen Berereitschaft des Dienens fragte nach weiteren Wünschen, dann verliess sie auf blossen Füßen lautlos das Zimmer.

„Auch das noch,“ dachte es in Thomasius, „Frau Barronih! Härr Professor! Bis wir am Ziele sind --- Nümms slaa sine Kinnere doot. Auf denn! Es sei!“

Und Thomasius beeilte sich, in heiterer Bewegtheit setzte er sich in Stand, ja mit einer gewissen Sorgfalt widmete er sich diesem Tun, wählte unter seinen Sachen das Kleidsame und Besondere heraus, ja, er opferte all diesem sogar einen Blick in den Spiegel, verbunden mit einigem Zögern und Zupfen.

Dann ging er die blanke, gescheuerte, schön gewendelte Holztreppe hinab und liess sich von der barfüssig bereiten Rosi ja durch die Zimmer auf die Gartenseite des Hauses geleiten. Dort fand er auf einer Terrasse die von wildem Wein überhangen und umrankt war, die Baronin.

„Guten Morgen, verehrte Baronin!“ begann Thomasius, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, die er durch Munterkeit zu überwinden und zu verheimlichen trachtete.

„Grüss Gott, Herr Professor!“ erwiderte die Baronin. Sie war in Kärntner Tracht gewandt. Auf ihrem vollen weissen Haar trug sie eine Haube, die vielfältig aus Goldfäden geflochten, den schönen Kopf umschloss. Ein dunkles seidenes Mieder gab ihr eine fast bäuerliche Erscheinung und zugleich festliches Aussehen.

„Gnädigste Barronih, um Rosi jas Sprache nachzuahmen, ich bin verzaubert – ich habe das Blau gefunden, das heisst, nicht ich habe es gefunden, sondern Sie haben mich damit beschenkt. Ich bin nun Ihr Gefangener, machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

„Angenommen, Herr Professor! Ich habe zwar keinerlei Übung im Umgang mit Gefangenen, aber ich werde mein Möglichstes tun. Zuerst darf ich Sie in die hiesige, allernächste Gegenwart einführen? Auf dieser Terrasse werden wir immer frühstücken. Schauen Sie Honig ... Buchweizenhonig ... Butter ... Kipferl ... Brot Tee ...

Nehmen Sie Rahm? Zucker? - - - bitte, wie Sie wollen!“ „Gnädigste Baronin, dabei fällt mir ein Wortspiel ein: Ein berühmter Professor war bei einer berühmten Dame eingeladen zum Tee. Sie fragte: „Rahm oder Zucker, Herr Professor? Der Professor antwortete: „Gnädige Frau, entweder: Sowohl-als auch, oder: Weder-noch! - - -

„Sehr hübsch, für einen Professor sehr hübsch,“ bestätigte die Baronin, ich wäre für sowohl-als auch. Und nun gleich weiter: etwas zu Ihrer Einführung: Dort, durch die hohe Baumgruppe schimmert ein rotes Dach. Das ist die Bootshütte und zugleich Badehütte. Boot, Hütte, Bad, alles steht zu Ihrer Verfügung. Das Wasser wird Ihnen gefallen. Das Boot auch. Alle Zeit und alles sonst gehört Ihnen, mein Gefangener! Um 12 Uhr des Mittags und des Abends um acht werden hier die Mahlzeiten eingenommen. Rosi ja wird Ihre Wünsche sonst erfüllen, verfügen Sie über alles! Und auch über mich, wenn ich bitten darf!“

Thomasius verbeugte sich, er war wirklich noch immer verlegen und fand nicht die Leichtigkeit des Gesprächs und des Dankes. Schliesslich brachte er

ein Wort der Erwiderung heraus. „Ganz Ihr dankbarer Gefangener, Baronin, ganz und gar der Ihre!“

Die Baronin lächelte. Sie nahm ein kleines blaues Buch vom Tisch, hielt es Thomasius hin und fragte: „Kennen Sie das?“ Thomasius nahm das Buch schlug es auf, blätterte.,

„Wille zur Macht? – Nein, ich kenne solche Bücher nicht. Wille zur Macht - - Habe ich nicht nötig.“

„Lesen Sie nur, was Sie nötig haben? Herr Professor?“

„Nein, - und Ja! Ich habe ein sehr feines Gefühl für Ablehnung und für ebenbürtig zusagendes.“

„Sie sind stolz und selbstsicher.“

„Man muss sich einschränken. Man darf sich nicht vergeuden. Man muss Maß halten mit sich selbst – und mit anderen.“

„Gewiss! Und dennoch, man muss auch verschwenden können.“

„Also, Wille zur Macht? Das habe ich noch nicht gehört. Ich besitze alle Macht, die ein Mensch von Rang und ein Mann von Jahren in meiner Stelle haben kann. Ich beherrsche die Welt vom Grashalm bis zur Milchstrasse mit meiner Anschauung, mit meinem Denken, mit meiner Gestaltung. Ich kenne mich und mein Leben und meine Freunde. Feinde habe ich nicht, kann sie auch leider nicht gebrauchen. Ich bin kein Kämpfer. Die Zeit ist zu kostbar. Das Leben zu kurz. Die Kunst zu groß. Die Wissenschaft, die ja auch nur Kunst ist, besitze ich durch meine Freunde. Sie berichten mir vom Grashalm wie der Milchstraße. Ja, sogar von jenseits der Milchstraße, von den Spiralnebeln. Mein Leben ist ein Spiel im Jenseits. Verzeihung, Baronin, ich ließ mich gehen, aber es ist Wahrheit. Und es ist so schön hier.“

„Ja, ein Spiel, das habe ich schon erfüllt. Im echten Manne ist ein Kind versteckt, das will spielen. Dieser Ausspruch ist auch von jenem ...“

„Versteckt? Nein! Es ist offenbar. Ich bekenne mich zum Spiel. Erst das Spiel, der volle Ernst, die volle Verantwortung, die ganze Inbrunst des Spiels adelt den Menschen, den seltenen, den ebenbürtigen Menschen.“ „Eigentlich haben Sie recht. Lesen Sie denn sonst keine Bücher?“ „Im Winter. Und selten. Eigentlich nur Gedichte. – Wozu auch?“

„Genügt Ihnen denn Ihre Kunst?“

„Ja, und nein! Ich beziehe ja mein Leben und das meiner Umwelt, in meine Kunst hinein. Gedichte, die ebenbürtig sind, lerne ich auswendig. Da brauche ich dann keine Bücher mehr. Je weniger man braucht, desto unabhängiger. Je ärmer, desto freier. Je freier, desto adliger.“

„Das lässt sich hören. Dennoch werde ich an Ihrer Bildung etwas arbeiten müssen. Nehmen Sie doch dieses Buch einmal mit ins Boot, -- lesen Sie! Ich bin sehr gespannt.“

„Weil Sie Wert darauf legen, werde ich es tun, Baronin!“

So verging das Frühstück in angeregter Plauderei voller Tiefen und Lichten. Thomasius hatte sich einer Ebenbürtigen gegenüber frei ausgesprochen, er war in bekennender Verfassung und fühlte sich geborgen und verstanden.

Und seine Gefangenschaft gab ihm das vollkommene Gefühl innerlicher Freiheit. Wie beglückend, Menschen gleichen Ranges zu begegnen, die keine Vorurteile haben und von denen man schon durch ein Schweigen, durch ein Atemholen, verstanden wird.

Und nun begann eine Reihe von Tagen, in denen für Thomasius eine Welt in sich auftrat, die ihn blendete und berauschte, die Reichtum über ihn ausgoss und mit überwältigender Fülle ihn beschämte und beschenkte. Stundenlang, ganze Tage lag er im Boot, lesend, denkend, lesend, schauend, in gleicher Verzückung und Erregung, immer wieder lesend und nachdenkend. Da gab es Stellen, die ihn geradezu betäubten, wie ein Blitzschlag, Stellen, die zündeten und unmittelbar ins Innerste seiner Seele einschlugen, Stellen, die ihn jubeln und verstummen machten, Stellen, deren Wucht und Wahrheit und deren geheimster Zauber ihn fast hätten aufschreiben machen, Stellen, die er auswendig lernte, weil ihre Sprache ihn entzückte, und ihre Wahrheit nur in dieser Sprache Geltung und Bestand hatte. Er lernte, er las, er liess sein Boot, in dem er liegend ungesehen im Sonnenbrande trieb, dahingleiten, dann brachte er es mit einigen Ruderschlägen in Fahrt, dabei sprach er die gelesenen Sätze nach, wiederholte Worte und Prägungen, ja, er hätte diese Erleuchtungen laut singen und rufen mögen.

Thomasius hatte sich auch andere Bände der gleichen Werke geben lassen. Es waren auch schwerblütige Stellen darin, die seiner Nachdenklichkeit sich öffneten, es gab düsteres und verhängnisvolles zu lesen, es gab Gedanken, die alles Gewesene, alle Lust, alles Dasein des Menschentums in Frage stellten, es gab den völligen Untergang des Menschengeschlechts, es gab den Zweifel an aller Schöpfung, es gab Traurigkeiten ohne Gleichen, es gab die Vernichtung aller Hoffnungen und die Auslöschung allen Lichtes bis in letzte Finsternis hinein. Aber dann kam wieder ein strahlendes Ja, ein erschreckender, ein aufwühlender Jubelruf, Erweckung, Erschütterung, Erwachen zu einem namenlosen, unerklärlichen Glück. Hölle und Seligkeit, Frost und schmelzende Glut warfen ihn, den Empfänglichen, durch alle Schauer und Wonnen, deren die Seele und das ihr dienende Erkennen fähig waren.

Auf der Terrasse, oft in stundenlangen Gesprächen mit der Baronin konnte Thomasius zu nächtlicher Zeit seine Gedanken fortspinnen und durch das Wort, das ihn zur Genauigkeit im Ausdruck zwang, klären und sichten. Oft trug Thomasius aus seinen Aufzeichnungen längere Stellen vor und er staunte immer wieder, wie das gedruckte Gelesene durch den sprachlichen Vortrag noch an Eindringlichkeit und Leuchtkraft gewann.

„Hören Sie, Baronin, diese herrliche und stolze Katastrophe“ begann er einmal, und las aus seinen Abschriften:

„Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr in endlosem Vertrauen ausruhen – du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren. Du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten, du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee

auf dem Haupte und Gluten in seinem Herzen trägt, - es gibt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr, es gibt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird – deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat – du wehrst dich gegen irgend einen letzten Frieden, du willst die ewige Wiederkehr von Krieg und Frieden: „Mensch der Entsagung, in alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte niemand diese Kraft!“ Und dann weiter: „Was taten wir, als wir die Erde von ihrer Sonne los ketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, vorwärts, seitwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht?“ Und dann las er weiter, nach kurzem Blättern: „Der Mensch, eine kleine überspannte Tierart, die glücklicherweise ihre Zeit hat, das Leben auf der Erde überhaupt ein Augenblick, ein Zwischenfall, eine Ausnahme ohne Folge, etwas, das für den Gesamtcharakter der Erde belanglos bleibt, - die Erde selbst, wie jedes Gestirn, ein Hiatus zwischen zwei Nichtsen, ein Ereignis ohne Plan, Vernunft, Wille, Selbstbewusstsein, die schlimmste Art des Notwendigen: die dumme Notwendigkeit.“

Er schwieg eine Weile. Dann fügte er hinzu: „Ca, c'est formidable“ und lächelte.

„Ja,“ erwiderte die Baronin, „es hat alles die Gewalt, die umwerfende Wucht einer Wahrheit, der man nicht widerspricht. Und dennoch, es gibt auch alles Düstere auch den Trost – man findet ihn.“

„Man findet ihn n i c h t,“ entgegnete Thomasius, „sondern man besitzt ihn - - in sich selbst. Nur unser eignes Ich trägt unsre Existenz, nur unser eignes Selbst, unsre Welt. Von aussen ist nicht zu hoffen. „Aber hören Sie weiter, aus einem anderen Buch: „Die ja-sagenden Affekte: - der Stolz, die Freude, die Gesundheit, die Liebe der Geschlechter, die Feindschaft und der Krieg, die Ehrfurcht, die schönen Gebärden, Manieren, der starke Wille, die Zucht der hohen Geistigkeit, der Wille zur Macht, die Dankbarkeit gegen Erde und Leben, - alles, was reich ist und abgeben will und das Leben beschenkt und vergoldet und verewigt und vergöttlicht, - die ganze Gewalt verklärender Tugenden, alles Gutheissende, Ja-sagende, Ja-tuende ...“ Ist das nicht herrlich? Wir leben weiter – so fuhr Thomasius mit eigenen Worten fort, - „wir lieben weiter, wir sagen ja, stolz, unbekümmert, nicht fragend, wir rühmen und verklären, und w i r geben der Welt ihren Sinn.“

Die Baronin schwieg. Thomasius schwieg. Ein Vogel schrie überm See, unsichtbar verklingend. Leiser Wind bewegte die dunklen Wipfel des Gartens. Doch es gab auch Tage, wo Thomasius allen Lesens sich enthielt. Elysische Tage eines reinsten Zusammenklanges von Himmel und Erde, von Wasser und Luft, von Licht und Schatten, von Bewegung und Ruhe.



Es ging in den Mittagsstunden ein leichtes Gewitter vorüber; bei blauem Himmel, der durch grosse Wetterwolken mehr erhellt als verdunkelt wurde, fielen einige Donnerschläge, ein kleiner Regenschauer prickelte über den See und kräuselte den glatten Spiegel. Da liebte es Thomasius, zu schwimmen. Stundenlang tummelt er sich im Wasser, dessen überraschende Wärme ihn umschmiegte und umschmeichelte. Er tauchte unter seinem Boot hindurch, kletterte in das Boot zurück, um vom Heck aus mit einem schnellend schrägen Kopfsprung ins Wasser zu gleiten. Er wirbelte und schlug dieses unergründlich blaue, in der Tiefe grünlich dunkelnde Wasser, er liebte es, dieses Element, dessen friedlicher Geschmeidigkeit man sich anvertraute. Thomasius nannte solches Nichtstun den Dienst der Götter. Er sprudelte und sprang, spritzte und spreitete, sprühte und spielte. Er spielte südlichen Seehund, er spielte versprengten Süswasserseehund, verscheuchte Robbe, versteckten Delphin, er spielte Aal und Forelle, auch wohl einmal einen bieder paddelnden Jagdhund bei seiner Wasserarbeit. Dann kletterte er wieder ins Boot, verschwand in dessen Grund und lag in der Sonne, lang und still. Eines Tages hatte Thomasius in seinen Büchern Abschnitte gefunden über die Gegenwart und Zukunft der Völker. Er las, im Boot sitzend und ließ sich treiben. Der Wind blies das Boot unmerklich und langsam dem gegenüber liegenden Ufer zu. Plötzlich hörte Thomasius ein helles Rufen. Er schaute auf. Viele Stimmen riefen ihm zu: „Nicht näher kommen, bitte nicht näher kommen!“ Sechs junge Mädchen badeten dort drüben in schimmernder Nacktheit. Thomasius wendete sein Boot. Dann las er weiter.

Am Abend besprach er sich wieder mit der Baronin. „Ich glaubte,“ begann Thomasius, „wir leben in einer vollkommenen Gegenwart, in einem vollkommenen Frieden der Gesittung und des Einvernehmens von ganz Europa. Ich habe unsre Zeit und die Menschen unsrer Zeit nur von ihren günstigen Seiten her erlebt und erfahren. Es war vielleicht ein Irrtum. Ich habe mich wohl nicht genügend umgetan, in dieser, von der meinen so verschiedenen Welt. Hören Sie, was ich las: Symptome einer Ausrottung der Kultur. Die Nationen trennen sich auf das Feindseligste. Die Wissenschaften zersplittern und lösen alles Gestgegläubte auf. Alles dient der kommenden Barbarei. Jetzt wird fast alles auf Erden nur noch durch die grössten und bösesten Kräfte bestimmt, durch den Egoismus der Erwerbenden und die militärischen Gwalt herrscher. Die Existenz des neuen Menschen zeigt eine unsägliche Armut und Erschöpfung, trotz der unsäglichen Buntheit, welche man früheren Kulturen abgeborgt hat. In seinem Innern herrscht graue Ohnmacht, nagender Unfriede. Kriege sind einstweilen die grössten Fantasieaufregungen, nachdem alle christlichen Entzückungen und Schrecknisse matt geworden sind. Die soziale Revolution ist vielleicht etwas noch grösseres, deshalb kommt sie. Aber ihr Erfolg wird geringer sein als man denkt. Die Menschheit kann so sehr viel weniger, als sie will. Zeichen des nächsten Jahrhunderts, Eintritt der Russen in die Kultur. Ein grandioses Ziel. Nähe der Barbarei“

Thomasius schloss lächelnd: „Ich muss gestehen, das macht mich schaudern.“

„Es ist schon wahr,“ erwiderte die Baronin, leise redend, „wir leben in einem bewaffneten Frieden. Alles rüstet. Das Gleichgewicht in Europa schwankt und zittert, der Frieden, den wir freilich noch haben, an den wir uns ahnungslos und ängstlich klammern, erscheint mir immer wie ein wunderlicher Zufall. Ich finde, wir leben im Zeitalter der Gefahr. Wenn jetzt ein Funke irgendwo zündet, explodiert die Welt. Und das bedeutet den Untergang unsres Seins – und das Heraufkommen einer unvollstellbaren Verwandlung, die wir kaum überleben werden.“

Thomasius schwieg. Das Gespräch verlief weiter ermüdet und unfroh, und endete schwer und ermattet im Ungewissen.

In der Nacht schlief Thomasius unruhig. Am nächsten Tage machte er sich auf, in Klagenfurt Malgeräte einzukaufen. „Wollen Sie den Blick auf unsren See und Garten malen?“ fragte die Baronin. „Nein, erwiderte Thomasius, Zärtlichkeit, Innigkeit verrät man nicht. Dieser Blick aus meinem Fenster wird zu meinen geheimsten Erinnerungen gehören.“

In den folgenden Tagen malte Thomasius die Baronin. Er malte sie im Schatten der Terrasse, in der grünen, kühlen, gedämpften Geborgenheit dieses heimelnden Platzes. Er malte sie mit Sorgfalt und Versenkung, er brauchte eine längere Reihe arbeitserfüllter Tage zu seinem Werk, das von der Geduld beider gefördert und getragen wurde. Thomasius malte den zeitlosen Zauber dieses verklärten Gesichtes, er malte die Schönheit dieser Erscheinung überzeugend und vordringlich, dass die Frage nach dem Alter der Gemalten aus dem Bild nicht zu beantworten war. Er nützte das unbestimmte,

wechselnde, schattige Licht unter dem gründunklen Vorhang des Weinlauben zum vollkommenen Vortrag des reinen Ausdruckes. Schönheit sei immer jung, redete Thomasius sich ein, also müsse dieses Bild alterlose Erscheinung sein. Dennoch war Thomasius nicht zufrieden. Die Baronin bemerkte ironisch:

„Künstlerisch sehr vollkommen die grüngoldne Dämmerung – darinnen die alte Frau, auch etwas vergoldet, - eine behagliche Melancholie liegt darüber, - irgend etwas überzeugt nicht. „Ja, man soll mit seiner Kunst nicht auf Reisen gaukeln. Auch Homer hat geschlafen. Die Kunst verträgt keine Intermezzi. Verschenken Sie das Bild!“ Aber für all seine Mühe, und für die Entsagung, diese Tage nicht auf dem Wasser und sehr angebunden gewesen zu sein, solle er eine Entschädigung haben, meinte die Baronin, Thomasius solle am nächsten Tage auf einen Jahrmarkt fahren, auf den Wiesenmarkt in Bleiburg. Sie wolle ihn mit ihrem Gespann zur Bahn fahren lassen. Es sei dann noch zwei Stationen. Und es sei munter, und für ihn fremdartig und reizvoll, mit Kärntner und Steirer Trachten, mit Slowenen, mit Gauklern, mit allem Volk. Am Abend wolle sie ihren Wagen wieder zur Bahn schicken, ihn zu holen. Thomasius war sofort bereit und ging auf diesen Plan freudig ein.



Die Stadt durchquerend fand er, im Strom festlich lebhafter Menschen, den Wiesenulatz mit seiner bewegten, buntfarbigen, geräuschvollen Welt von Jahrmarkt, Zelten, Buden, Vergnügungen, Marktschreierei und harmlosem Betrug. Am Eingang kaufte Thomasius sich zuerst einige Strähnen lederner Schuhbandl, es waren sehr gediegene, zähe, vierkantige lange Lederstreifen von dauerhaftester Eignung. Damit hatte Thomasius schon eine kleine Zufriedenheit gewonnen. Flüchtig dachte er an seine zukünftigen Gänge über Felder und Wiesen und an seine bevorstehenden Sehundsfahrten. Ach, er müsste doch Petersen einen Gruß und ein erklärendes Wort schicken. Petersen

hatte es nicht verdient, auch Meenamö hatte es nicht verdient, vernachlässigt zu werden.

Der Menschenstrom schob sich an Buden hin, es war, wie überall: Zauberer, Raritäten, Monstra, Liliputaner, ein Riesenweib, Kraftmenschen, Panorama aus der grossen Welt, Karussells, Buden zum Würfeln, Buden zum Schiessen, und wieder Karussells und wieder Zelte.

In einem Zelt trank er Meth, uralten germanischen Meth. Es war nicht sehr appetitlich, aber es war gegorener Honig und es gab dort schon einige berauschte Burschen. Zwischen dem Menschenstrom bewegten sich Wagen, offene, geschmückte und bekränzt, die langsam im Schritt dahinfuhren. Es waren die feineren Stadtbewohner oder Landleute aus der näheren Umgebung, die sich so von der gewöhnlichen Menge absonderten. Thomasius beobachtete diese Kaste der Gehobenen und der Edlen. Viele waren in kleidsamen Trachten.

Ein Gefährt kam vorüber, das Thomasius in seinen Bann zog. Im Rücksitz saßen zwei Gestalten unter ungeheuer breitkrepigen Hüten. Es waren zwei freundliche jüngere Frauen, die schauend und lachend plauderten. Ihnen gegenüber im schmalen Sitz hinter dem Kutscher erblickte Thomasius ein Kind, ein Mädchen, es mochte etwa zwölf Jahre alt sein, das seinen Blick nicht mehr von sich fort ließ.

Dieses Mädchen, in ein dunkelgrünes Gewand gekleidet und einem dunkelgrünen Käppchen auf dem zierlichen, blondgescheitelten Kopf, hatte in seiner Haltung und seinem Gesichtsausdruck einen so unerklärlichen Zauber, einen solchen Liebreiz der Anmut und der Reinheit, dass Thomasius sofort in ihren Bann geriet. Nichts mehr hörend und nichts andres mehr um sich herum wahrnehmend, folgte er dem Wagen. Das Kind plauderte mit den Frauen, es schaute umher, hierhin und dorthin, es grüßte im Vorüberfahren Bekannte im Volk, jedoch ohne sich weiter einzulassen. Dieses Mädchen war eine feine, zarte und innige Musik. Es war, - so überfiel es Thomasius, - wie eine Andante aus einer Klaviersonate von Mozart, das sich nun mit seiner zierlichen Wehmut in der Seele von Thomasius niederließ und sich dort mit dem Anblick des schönen Kindes verband. Welch süße Melodie für das Auge, welch zärtliche Musik für das Anschauen, welch schmerzhaft Freude dieses fremden Zaubers. Thomasius wurde von der merkwürdigen Erregung eines unbestimmten, ihm aber von früher bekannten Gefühls ergriffen. Er erinnerte sich an Edine, damals am Strand, als er seinen Ausflug in die Milchstrasse machte, als er Edine ihre Murmelmänner vorgespielt hatte. Aber jetzt war dieses Gefühl mit einer sonderbaren Schmerzempfindung gemischt, als ob Verlorenes oder Versäumtes mit leister Traurigkeit ihn anrührte.

Willenlos begleitete Thomasius den Wagen. Schließlich hielt man vor einem Hippodrom. Es war ein ansehnliches Zelt, über einem großen kreisförmigen Wiesengrund errichtet. Das Kind stieg aus, die beiden Frauen blieben im Wagen, man hatte sich wohl zu einem späteren Treffen verabredet. Der Wagen fuhr weiter. Das Mädchen, rank und in einer selbstbewussten Haltung,

verschwand in dem Zelt. Thomasius folgte. Er begab sich mit ihr auf die wenigen Bänke, welche die Arena hinter einer niedrigen, mit rotem Samt gepolsterten Rampe umgaben.

„Grüß Gott“ nickte das Mädchen.

„Grüß Gott“ erwiderte Thomasius.

Nach einer kleinen Pause wandte er sich dem Kinde zu: „Nun, wie wärs? Möchtest Du nicht auch reiten?“

„I möchte schon.“

„Nun, darf ich Dich dazu einladen?“

„Oh furchtbar gern! Vielen, vielen Dank!“

„Gleich beginnt eine neue Runde. Aber welches Pferd möchtest Du?“

„Dort, die Isabell!“ antwortete sie und wies auf einen zierlichen Apfelschimmel.

„Das wird Dir gut stehen. Aber kann auch nichts passieren?“

Das Mädchen lachte und schüttelte den Kopf: „Ich kann doch reiten. Ich bin schon viel geritten.“

„Nun, dann Gott befohlen!“

Das Mädchen widmete sich ihrer Isabell, Thomasius bezahlte dem Reitknecht drei Runden. Jedesmal, wenn Isabell mit ihrer sieghaften Reiterin vorüberkam, lächelte das Kind ihm hold zu.

„Und wenn sie leise am Zügel zog,“ erklang es in Thomasius, Ach, die Glöcklein fehlten, aber in seinem Herzen läutete und klang es.“

Ein klares Glücksgefühl durchbrach jetzt jeden anderen ungewissen Bann in ihm. In Thomasius waren starke Gedanken erwacht und drängten sich in sein Bewusstsein. Wie schön muss es sein, geliebt zu werden. Geliebt in zärtlicher, inniger, kindlicher Anhänglichkeit, wie schön muß es sein, ein solches Geschöpf zu besitzen, von dem man geliebt und verehrt wird, in innigster Verbundenheit. Ein solches Kind ins Leben rufen, ihm sein eigenes Leben leben, es ins Leben führen, und ihm alles bereiten, was seinem Glücke dient! Und dazu in engster Vereinigung die Mutter, die Frau, welcher man zugehört, deren ganze Welt man selber ist, in einer unvorstellbaren, vollkommenen Verschmelzung. Eine selige Einheit eigenen Lebens im andren Leben, das eigene Leben und alles, wofür man gelebt hat, dorthin geben, königlich und dienend, herrschend und beglückend! Nicht fremde Baroninen malend, nicht fremde Bücher lesend, nicht in der Ferne suchend, sondern im eignen Haus alles besitzen, hütend, hegend, mehrend und geliebt! Thomasius war von einer klingenden Fülle inneren Erlebens gehoben und getragen. Dieses alles, was da über ihn kam, gibt es in der Welt. Man sollte greifen, finden und fassen, und sich endlich, endlich bescheiden. Nicht mehr das freie Herz durch all seine Mühen tragen und seine ewige Unruhe erdulden sondern dem erfüllten Herzen in seinem grossen kräftigen Schlag dienen und leben. Wie schön, wie einfach – ach, wie einfach ist das alles. Und wie spät, wie spät kommt all das. Dennoch, es wird zur rechten Zeit kommen.

Alles ergänzt sich zur Vollendung. Alles wird sich vollenden. Und es wird zur rechten Zeit sein.

Er war nun nach diesem winzigen äußeren zufälligen Geschehen so voll des Erlebten, wovon das geliebte Kind ja nichts ahnt, und niemals etwas davon wird ahnen können. Er war so erfüllt, dass er in einem Nebel inneren Glückes verblieb. Jetzt brauchte er das Kind nicht mehr. Er trennte sich von dem hübschen Geschöpf, er reichte ihr die Hand und fragte sie nach ihrem Namen. Er wollte wenigstens durch einen Namen diese geheime Erinnerung festigen und ihm einen Klang sichern.

„Ich heiße Sibylle“ antwortete das Mädchen in dankbarer Bereitschaft.

„Nun, Sibylle, ich danke Dir! Es war hübsch mit Deiner Isabelle.

Lebe wohl, bleib gesund!“

Damit verabschiedete sich Thomasius von dem etwas erstaunten Mädchen. Er verließ das Zelt, sah sich noch einmal um und fing mit einem letzten Blick Sibylles lächelnden Gruss noch auf. Wie traumwandelnd trieb er sich jetzt auf der Festwiese umher. In einer Bude kaufte er sich eine Hand voll kleiner geschnittener und grob bemalter Pferdchen, kleiner hölzerner steifer Gebilde, braune, schwarze, weisse. Er steckte sie in seine Manteltasche. Er pfiff sich die Melodie jenes Andantes von Mozart - ja, darin lebte Sibylle. Aber wie bald würde Mozart nicht mehr zu ihr passen. Wie bald würde dieser Schmelz, dieser geheime Zauber dahinschwinden. Sie würde gross und erwachsen werden, würde vielleicht, vielleicht, nicht mehr verweilen - verweile doch, du bist so schön, verweile doch Sibylle! Weiter vertrieb Thomasius die Zeit. Am Nachmittag besah er sich den Festzug, der vom Burgberg herunter kam. Herrliche Gestalten sah er, sah entzückende Trachten, sah entzückende Gesichter. Alles, was er sah, war wie verzaubert, es war, als strahlte alles Verheissung und ungesagte Verkündigungen aus.

Schliesslich ging Thomasius langsam zurück durch die Stadt. Er hatte viel Zeit und besah sich mit liebender Aufmerksamkeit die Welt dieses Tages. Vor dem Schaukasten eines Photographen blieb er stehen. Hier sind die Schönheiten dieser Stadt, „dachte Thomasius, „ sie wollen gesehen, gesucht, gefunden werden.“ Und siehe da ... da hing ein Bild von Sibylle. Gerade. Wie sie heute erschienen war, - die gleiche Tracht, das gleiche Häubchen, - das gleiche, reine liebreizende Lächeln. Thomasius ging in das Haus, er fand nach einigem Forschen den Photographen, er verlangte das Bild der Sibylle, - wie gut, dass er ihren Namen wusste! - und es gelang ihm, dieses Bild zu erwerben. Am Bahnhof hatte er weiter Zeit und schrieb im Wartesaal eine Karte an Petersen:

„Lieber Petersen! Liebe Meenamö! Ich esse Buchweizenhonig, ich schwimme in einem warmen Teich. Ich lese ungewohnte Bücher. Bald komme ich zurück von meinem Sprung ins Blaue. Es war ungeheuer blau! Seid gegrüsst! Grüsst mir auch Edine! Was macht Hannibal? Euer alter Murmelmann.

Heimgekehrt, legte er der Baronin die Spielzeugpferdchen in einem krausen Haufen auf den Abendbrottisch. „Das versteckte Kind – der echte Mann,“ lächelte die Baronin. Thomasius nahm ein weißes Pferdchen aus dem Haufen heraus und hielt es der Baronin hin: „Baronin, es war unvergesslich. Sehen Sie: dies ist Isabell! Und dies ...“ dabei zog er die Photographie aus der Tasche und hielt sie vor die Baronin! Diese aber ergriff lebhaft nach dem Bild: „Oh, schau'n's!“ begann sie erfreut, „meine Enkelin, die Sibylle! Ich liebe sie sehr!“

Inzwischen war die Zeit weiter gegangen, der Herbst wurde fühlbar, die Luft kühlte sich ab, die Abende verloren ihr sommerliches Behagen, man musste mit Decken und wärmerer Kleidung auf der Terrasse sich der Abkühlung erwehren. – Thomasius fühlte seine Zeit und erkannte das Ende dieses Erlebnisses. In den letzten Tagen, sei Fertigstellung des Bildnisses, war ihm der Gedanke der Heimreise immer drängender gekommen. Freilich scheute er den Heimweg auf den Schienen, und er überlegte, welche Wendung man der Heimfahrt geben könne.

Die Baronin riet über Venedig zu fahren. Thomasius freundete sich mit einem Umwege an, vor allem trachtete er, auf kürzestem Wege ans Meer zu gelangen. So wählte er die Adria und beschloss, zuerst Triest aufzusuchen. Schliesslich war der Tag der Abreise festgesetzt. Die Baronin begleitete Thomasius bis Klagenfurt. Unterwegs war die Stimmung herabgedrückt, wohl im Nachklang der abendlichen Gespräche, und die Baronin liess diese Verzagtheit und ihre düsteren Voraussichten unverschwiegen. „Unser gutes, edles Oesterreich wird zerfallen. Mit unsrem alten Kaiser wird es dahingehen“ sagte sie schmerzlich, - „und mein geliebtes Kärnten wird zerfressen vom Hass. Ganz Europa, nein, die ganze Welt wird aufflammen in Hass und in Dummheit. Die Menschheit wird sich selbst zerreißen“. „Kommen Sie auf meinen Hof! Kommen Sie an mein Meer! Ich will Sie behüten und beschützen!“ erwiderte Thomasius.

„Es ist sehr gütig, lieber Freund,“ antwortete die Baronin, „aber glauben Sie an die Sicherheit Ihres Meeres? Es wird seine besondern Gefahren haben und wir werden zu den letzten Menschen gehören! Zu den letzten Menschen Europas!“

„Zu den letzten? Den Allerletzten? Niemals! Diese stolze Rolle wird uns versagt bleiben“ entgegnete Thomasius lächelnd.

„Gewiss die letzten in einer gesichert gewesenen Kultur,“ sagte die Baronin: „die letzten freien Menschen vor dem Ausbruch der Barbarei, die werden wir gewesen sein! Die Geschichtsbücher werden von unsrer kurios idyllischen Epoche berichten.“

Schliesslich trennte man sich in der tiefen und herzlichen Freude gegenseitiger Dankbarkeit und Zuneigung. Beiden beschwerte der Abschied das Herz.

19. Es ist gut so

Triest! Adria! In buntem Durcheinander und unter einem seidenblassen Himmel lagen die Schiffe im weiten offenen Rund des Hafens. Braune und rote, graue und weisse Segel, in stumpfen runden und in spitzen Flächen gegen den Himmel ragend, teilten sie mit den nüchternen Leibern der Dampfer ihre Plätze. Boote und Schaluppen, Barken und Gondeln, Schooner und Yachten mischten sich in das Gewirr dieses gastlichen Hafens.



Flaggen aller Herkunft der Welt, farbig und unbekannt, waren zu sehen und hingen fast reglos an ihren Masten und Stangen. Hell und kahl, in grossen flachen Steinquadern war die Hafengebucht von ihren Quais umgeben. Thomasius stand auf diesen nüchternen Flächen und empfand eine Art von Missmut. Er prägte diesen unlustigen Zustand bei sich mit dem Wortspiel: „Triest ist trist, trist, ist Trist, oh Tristan, es sieht sich trist an ...“ Melodie in i-moll“. Dieses überladene Spiel steuerte seiner Verstimmung ein wenig. Er dachte, aus Kindermärchen sich erinnern, „wenn doch was käme und mich mitnähme...! Man sollte irgendeines dieser Schiffe besteigen und sich nach Hause bringen lassen. Doch dies würde eine Fahrt von vielen Wochen bedeuten, und er würde zu winterlicher Zeit heimkehren. Nein, er musste, ja er musste schon die Bahn benutzen, um sich von dieser abenteuerlichen Reise zu lösen. So stand Thomasius ein wenig ratlos und schaute umher. Das Land hinter der Stadt, die Ufer, alles war baumlos und waldlos. Der Balkan, der Karst, hier schien er seinen Anfang zu nehmen.

Nicht weit von Thomasius, auf einem schweren eisernen Block, wie er zu Halten der Taue und Trossen zum Festmachen anlegender Schiffe diente, saß

ein jüngerer Mann, den Thomasius schon länger beobachtete. Er saß da, versunken in Schreiberei, die er auf den Knien hatte, versunken in Blätter, die er zu ordnen schien, versunken und die Welt um sich herum, nicht erachtend schrieb und blätterte dieser junge Herr. Seine Haltung, sein Anzug, seine Bewegungen, waren doch, das erkannte Thomasius nun, durchaus die eines Herrn, eines selbständigen, unabhängigen, selbstsicheren Menschen. Da fiel eines der weißen Blätter seinem Herrn aus der Hand, der Wind nahm es mit sich und liess es weiter flattern. Es flog auf Thomasius zu und etwas weiter hinweg. Thomasius eilte ihm nach und hob es auf. Inzwischen war der Herr auf ihn zugekommen.

„Ah! Je vous remercie, Monsieur! Excusez ce dérangement! Mille fois merci!“

„Pas der quoi“ erwiderte Thomasius.

„A! Vous êtes Français?“

„Non, je suis Allemande!“

„A, Madame est aussi Allemande!“

„Madame? Comment?“

„Meine Frau ist deutsch.“

„Très bien,“ antwortete Thomasius scherzend, „et quelle est votre Profession, Monsieur? S’il est permis de demander. Der fremde Herr lächelte: „Je suis poète. Et je suis Matelot. Je suis mon propre Matelot“ und erklärte bewegt und liebenswürdig, dass er mit seiner Yacht und einem Freunde hier sei. Übrigens sei er „pas exactement français mais Provençal

„Ah, le pays du mistral?“ entgegnete Thomasius, immer noch spielend und improvisierend.

„Qui, Monsieur, le pays du mistral! Mon dieu! Quel pays merveilleux!“

Thomasius wurde mehr und mehr angetan von dieser Begegnung. Die beiden gerieten in eine erfreute längere Plauderei, die teils französisch, teils deutsch und in vollen, beiderseitigen Verstehen geführt wurde. Das schöne Ergebnis war, dass der Franzose den unbekanntem Deutschen auf seine Yacht einlud und ihm anbot, ihn noch in dieser Nacht nach Venedig mitzunehmen.

Thomasius war seine Verstimmung los und war sofort bereit, diesen schönen Beginn seiner Rückfahrt als gutes Zeichen für seine Heimkehr wahrzunehmen. Und so vollzog sich die nächtliche Fahrt über die Adria bei einer schönen kräftigen gleichmässigen Brise. Das Boot segelte bei rauhem Wind und machte eine sehr flotte Fahrt. „Backstagsbrise“ dachte Thomasius bei sich. „Im Herbst haben wir vielen Hostwind“ erklärte der Franzose. An Bord war noch ein braungebrannter Schiffsjunge, ein behender Allestuer für das viele Handgreifliche, das an Raan, Taue, Segeln und sonstigem Geschirr auszuführen war. Der Freund des Franzosen war ein junger kräftiger und eleganter Bulgare, von einer österreichisch-deutschen Mutter abstammend, der fließend und vollkommen deutsch und ein sehr gewandtes, weiches französisch sprach. Da er zudem in einer norddeutschen Großstadt bulgarischer Konsul war, fühlte er sich als Deutscher. Er brachte in wendiger Vermittlung zwischen dem Franzosen und dem unbekanntem Deutschen seine

verwandten und umfassenden, immer sehr klugen Meinungen bald in dieser, bald in jener Richtung an. Der Franzose steuerte selbst seine Jacht, stundenlang würden sie unverändert und sorglos den gleichen Kurs zu halten haben, bei gleichem Wind und gleichem günstigen Seegang einer weichen mitlaufenden und breit dahintragenden Dünung. Das Schiff war eine ansehnliche Kieljacht und es bestand keine Gefahr, dass das Boot aus dem Ruder laufen würde. So war die Stimmung der drei heiter und sicher voll des Behagens erwachsener Männer, wie es nachts auf dem Meere und bei vollen Segeln sich einstellt. Roger de Rougemont, so nannte sich der gastliche Eigentümer der Jacht, begann von der Provence zu erzählen. Welch wunderbares Land, welch paradiesisches Land der Windmühlen, der Oliven, der Mimosen, des Mistral – und es sei – ohne Winter, ohne Schnee. Er sprach in einer schönen, bewegten Hingebtheit, und mit einem Humor, der überzeugte. Ihr grosser Dichter, der von dem ganzen Lande geliebt, trüge den gleichen Namen des grossen Windes, und er habe einmal gesagt:

Vau mai, á Cadouivo
Rire en manjant d'ouivo
Que mau-traire à Paris
En mahjant di perdrix.

Mit diesen Versen aus ‚Mirelle des Mistral‘ schloss Roger seinen Hymnus auf die Provence, nicht ohne den so französischen Wirklichkeitssinn. Und nun war der deutsche Gast an der Reihe, von seinem Lande zu sprechen. Und Thomasius sprach, teils deutsch, von Wassiljew, dem Bulgaren, taktvoll und treffend verdolmetscht, teils französisch, wie es ihm gerade einfiel und wie es ihm gerade gelang. Thomasius sprach lange und sehr überlegt, und er liess mehr und mehr erkennen, wie Frankreich und Deutschland eigentlich von innen her zusammen gehörten und durch ihre Gegensätze, die eigentlich keine seien, sich zu ergänzen berufen und verpflichtet sei. Er berief sich auf einen Spruch der deutschen Jugendbewegung: Was trennt, ist Irrtum! Dies sei eine Weisheit, die für die Nationen für ganz Europa gelte und von allen Völkern zu beherzigen sei. Wassiljew warf ein, dass es ja leider auf die Völker gar nicht ankäme, die Völker wären ja in ihrer Gesamtheit völlig willenlos. Es seien die Regierungen, die in ihrer Verblendung und in ihrer unvorstellbar kurzsichtigen Beschränktheit das Unheil über die Welt heraufbeschwören.

Thomasius kam dann auf die grossen zeitgenössischen Geister zu sprechen, und er berief sich auf Rodin, auf den grossen edlen, verehrungswürdigen Franzosen Rolland, ja er berief sich sogar auf Tolstoi. So wurde das nächtliche Gespräch unter den Sternen des Mittelmeeres eine Verständigung der Verständigen, man genoss die verbindende Zwangslosigkeit und Freiheit des Zufalles, der hier und jetzt ein Stück von Europa zusammengespielt hatte.

Der Schiffsjunge, man nannte ihn ‚petit-chose‘, lag im Vorschiff irgendwo zusammengerollt hinter dem Anker und schlief. Man piff ihm mit einer kleinen Melodie und befahl ihm, Wein, Brot, Käse, gebratenes Geflügel zu bringen. So setzte sich das Gespräch bei köstlichem Imbiss fort, über viele Stunden.

Endlich erschien, backbord voraus, im Morgengrauen, das Feuer von Porto Lido. Thomasius gedachte seines geliebten Leuchtturmes von Norderney und ein kräftiger Anhauch von Heimweh rührte ihn an, machte ihn schweigsam. Das Ziel war erreicht. Thomasius trennte sich. In herzlicher Verabschiedung versprach man, sich zu schreiben und wiederzusehen. Man tauschte die Adressen aus und wünschte, für die Zukunft in Verbindung zu bleiben, sich nicht zu verlieren in dieser verworrenen Zeit.

„Für die Zukunft,“ meinte Wassiljew, das sei hoffnungsvoll gesagt, denn Zukunft sei heute das Ungewissenste in der Welt.

„Warum?“ fragte Thomasius arglos und etwas zerstreut.

„Weil Europa eine völlig verspielte Partie bedeutet. Eine durch die Dummheit, die grenzenlose Dummheit aller Regierungen, ohne Ausnahme, zerfallene und in Feindschaften und feindselige sogenannte Freundschaftsbündnisse aufgespaltene Verwirrung. Es gibt ja schon heute eigentlich kein Europa mehr. Es gibt nur noch Vorbereitungen zum Kriege. Rüstungen und allgemeines Friedensgeschwätz. Lügen, die niemand mehr glaubt. Und dann den Krieg, den kein Volk gewollt haben wird, in den aber alle Völker willenlos hineingetrieben werden. Es gibt keine Rettung. Und was dann, wenn die Kriege und die Völker sich ausgetobt und ausgeblutet haben, - was dann wird, - entzieht sich jeder, auch der allerdüstersten Vorstellung.“

Thomasius erschrak über die Deutlichkeit und die Sicherheit dieser Aussage. Es überkam ihn ein unerklärlicher Schreck, ja eine Art von Angst, welcher der Glaube an Ernst Wassiljews bedingungslos beigemischt war.

Roger griff tröstend ein: „La France et l'Allemagne et l'Italie sont le coeur de l'Europe – et ce coeur est immortel! “ Et l'Allemagne, l'âme de l'Europe, Michel, devrait être le frère fidèle de Marianne; la France la soeur douce de l'Allemagne. Pourquoi pas?“

„Ah! La France et l'Alemagne“ erwiderte Roger,“ „quelles perspectives, - quelles possibilités d'une sécurité profonde et d'une culture mondiale éternelle!“

So schied Thomasius von den beiden Männern in einem letzten tröstlichen Einklang. Als er sich schon ein Stück vom Hafen entfernt hatte, rief ihm Roger mit erhobenenem Arm ihm nach: „Que la joie demeure!“ Thomasius war stehen geblieben und rief zurück: „Vive la Paix! Vive la grande joie!“

Der Morgenhimmel hatte sich grau bezogen. Ein feiner, feuchtender Regen fiel, rieselnd und kalt. Thomasius wurde von Unlust überfallen, es drängte ihn, aus diesen fremden Gewässern herauszukommen. Er sah Venedig nicht, er war zu sehr von den nächtlichen Gesprächen befangen und beschwert.

Stadt und Bauwerke und ihre Berühmtheit – alles war ihm zuwider. Nichts Fremdes nichts wollte er mehr sehen.

Hier starb Richard Wagner fiel es ihm ein. Hier starb Richard Wagner, hier starb Richard Wagner, wiederholte es sich in ihm. Nein, hier in fremder Erde, hier mochte er nicht sterben. Hier nicht, aber wo, wo möchte man überhaupt sterben? Es ist noch zu früh. So vieles war noch unvollendet. Doch, wer weiss, in noch verlasseneren Fremde man vielleicht zu sterben hatte? Auch Sterben ist eine Aufgabe. Auch dies müsste eigentlich gelernt sein. Wie aber sollte man es üben und erlernen? Und wer würde bei ihm sein? Welcher Freund? Welche Frau? Etwa Sibylle? Seine noch ungeborene Tochter? Komm mein Töchterchen und gib mir ein Pfötchen!“ so hätte Goethe vorm Sterben zu seiner Schwiegertochter sagen können. Noch scherzend im Tode! Wer würde ihm ein Pfötchen geben? Thomasius erinnerte sich flüchtig und mit einem zarten Hauche erlebten Glückes jener Nacht auf der Insel, als er mit Edine plauderte ihre hand in der seinen, ihr den Weltraum erklärte. Eine Frauenhand, eine unbekante, warme, ferne, noch ungefundene Frauenhand! Komm, mein Töchterchen und gib mir ein Pfötchen! Ach ja, man war ein unsicheres, sehr einsames Wesen geworden in diesem Weltall!

In sich gekehrt, zerstreut und eilig erreichte Thomasius den Bahnhof. Müde und verlassen war er in den Schnellzug gestiegen. Schlafend war er durch Italien gefahren. Aber in Südtirol war er erwacht und sah nun mit einer melancholischen Freude in vollem Sonnenschein das deutsche Land der Weinberge, der Rebgärten, der paradisiischen Täler, Kastanienhaine in das Land der Burgen und Ruinen und der Dolomiten hinaus. Unter ihm, stetig den Zug begleitend sieht er die Etsch, schäumend, wild sprudelnd und tosend. ‚Von der Etsch bis an den Belt‘ – es war doch ein Sinn in all dem, was zu der Melodie von Haydn gesungen wird. Deutschland, Deutschland! Wie wurde er jetzt dessen inne, was er in der Jugend stets abgewiesen hatte. Äusserungen der Vaterlandsliebe waren ihm immer wie eine verlogene Haltung, eine heuchlerische Gebärde vorgekommen. Wie der völlige Mangel von Würde und Verschwiegenheit. Es war so etwas Unkeusches im zur Schau tragen dieser Gefühle. Ja wenn die Vaterlandsliebe schon gesungen, laut und von vielen Menschen gesungen wurde, hatte er solche Äußerungen wie die Gelegenheit und Gefahren solcher Veranstaltungen gemieden. Ja sein Schamgefühl brachte es niemals über sich, vaterländische Gespräche zu führen. Was Deutschland war, ja was eigentlich deutsch war, das wusste niemand außer ihm. Wer nicht Musik treibt und wer der Kunst nicht nahe steht, darf überhaupt nichts aussagen übr Deutschland. Ach es wurde viel zu viel geredet. Aber vor den beiden Männern in der gestrigen Nacht, da konnte er einiges sagen. Wunderbar hatte der Franzose ihn verstanden.

Es hielt ihn nicht im Zuge. In Waidenbruck stieg er aus. Warum eigentlich? Eine ganz unbestimmte und bestimmbare Gewalt hielt ihn noch einmal im

Lande von Walter von der Vogelweide und von Oswald von Wolkenstein zurück. Einmal wollte er noch zaudern, sinnen und betrachten, sich seinem Heimweh, diesem süßen traurigen Wohlgefühl der nahen Erfüllung hingeben. Er wollte noch einmal die Weine dieses Landes trinken, von seinen Grüchten zehren und einmal noch in der Rast eines Abschiedes, - vielleicht eines endgültigen Abschiedes ohne Wiederkehr – unsicher war ja alles – ungewiss und düster – einmal noch wollte er in diesem letzten zögernden Alleinsein sinnen und sich lösen.

Wundervolle uralte breite Edelkastanien standen vor den Fenstern seines Zimmers im Gasthof, hinter welchem der Grödnerbach tosend, rauschend, schäumend sein Tal verliess, sich mit dem Eisack zu vereinen. Auf der Terrasse saß Thomasius, allein in diesem letzten Herbstabend, lange bis in die Sterne hinein, schweigend und sinnend, in seinen Gedanken schweifend vom einen zum andren, und trank den milden, gehaltvollen Wein des Landes. --- Ja, er wollte zu seinen Kiebitzen zurück. In Gedanken hörte er ihre vertrauten Rufe, sah sie durch die graue Luft gaukeln und wuchtel; er wollte in sein Land zurück, er wollte dieses sein Land lieben, immer noch lieben, inniger noch lieben lernen, er wollte um diese Heimat werben, sich mühen, sie erkämpfen, erarbeiten, inniger noch und heisser. Er wollte ihr seine Lebensjahre, die er noch vor sich hatte, hingeben, seine Kunst mit diesem herben Lande ganz erfüllen, mehr noch als je früher. Er würde ihre Menschen malen, ihre Häuser, ihre Gärten, ihre Gesichter, ihre Schiffe, ihre Segel. Er wollte zu all dem gehören, innerlichst mit dieser Heimat verwachsen sein, in strenger Verbundenheit. Aber was war das Heimweh andres, als Sehnsucht zurück in das Nichtmehrsein, in ein Nichts, dem selbst der Tod noch zuviel, zu laut, zu stark, zu grob, zu deutlich erscheint. Sehnsucht zurück in eine Stille, in welcher nichts mehr geschehen kann, keine Gedanken, kein Wunsch, kein Schmerz mehr sein störendes Wesen treibt.

Einfache Dinge wollte er malen. Den blanken Pflug an feuchter Stelle, ja, die Scholle des Ackers selbst, den Bauern, der sät, das Pferd, das den Pflug zieht, einfache Dinge, gross und stark, fraglos und überzeugend. So wollte er malen, so wollte er arbeiten, so wollte er werben um das, was er malte. So sann Thomasius ungestört und ließ sich von der stillen Kellnerin die Weinkrüge füllen und wieder vorsetzen.

Schließlich ging er müde auf sein Zimmer. Er entkleidete sich im Dunkeln bei geöffneten Fenstern. Aber er fand keinen Schlaf. In den beiden dunklen Bäumen vor seinen Fenstern rumorten, raschelten, knurrten und kletterten geheimnisvoll geschäftigte Tiere umher. Es waren Siebenschläfer, die er nicht sehen, nicht entdecken konnte, die aber ihr sonderbares Wesen durch die Dunkelheit bis zum ersten Morgengrauen trieben. Diese tierischen, wechselnden, verhaltenen, raschen Laute, die so undeutbar waren, dieses ruhelose Spiel hielt Thomasius ein einer gewissen Erregung wach. So sann er weiter und überliess sich diesem Sinnen, ohne Ziel und Begrenzung, bis all

dieses in Träume sich verlor und ihm einen langen Schlaf brachten bis hinein in den hohen Morgen.

Am folgenden Tage setzte Thomasius seine Reise fort. Mit wachen, alles erfassenden Augen schaute er in die vorübergleitende Welt, die er immer noch mit dem schwebenden Schmerz eines Abschiedes in sich aufnahm, sie liebend und sie verlassend, ihr verwandt und dennoch fremd. Es ist gut so, dachte es in Thomasius. Er fühlte es mit einem überzeugten Gefühl ohne den leinsten Missklang von Zweifel: Es ist gut so, ja, es wird gut bleiben.

So durchfuhr Südtirol. Vorbei an herrlichen deutschen Städten alter gesegneter Zeiten, an Klausen, an Brixen, mit seinem Kloster auf dem Felsen, an unzähligen reichen Dörfern und Orten, er sah die Kastanienhaine in Rebärten, grün in grün, sah die alten Burgen mit Türmen und Mauerquadern stehen, teils Ruinen, teils verlockende Behausungen, auf Rebhügeln, auf sonnigen Halden und waldigen Kuppen, vor lichtvoll sich ausbreitenden, leuchtenden Tälern. Sah alles mit lustvollem Schmerz: Dort wohnen Menschen in Glück und Frieden, dort blüht und atmet deutsches Land in der südlichen Sonne, gesegnet, prangend, heimelnd, und schwer von süßer Fremdheit.



In Innsbruck weilte Thomasius noch einmal einen Tag lang. Er saß im Gasthaus Brainössl, plauderte mit den Saaltöchtern, verzehrte die Speisen des Landes, trank den holden Wein von Tirol. Er schlief noch eine Nacht im

Grauen Bären und reiste dann in einer pausenlosen mühevollen Eile, entschlossen und alle Versuchungen sich versagend, seinem Norden, seinem Hof, seinen Freunden, seinen Winden und Wolken entgegen.

20. Oh Vati, die Murmelmänner

„Ich mag nicht, wenn Du so redest, Edine“

„Ach, Mutter!„

„Nein, ich mag es nicht. Gedanken sind frei – aber Worte sind es nicht.“

„Ach, Mutter, sei doch nicht so streng. Ich kann sie nun mal nicht leiden, diese dunkle Frau. Ick kann hör näät liden ...“

„Gewiss, Du kannst fühlen und denken, wie Du magst. Aber Du musst Dich beherrschen. Und Du musst Dir immer sagen: Diese Frau war Cordulas Freundin.“

„Ach, Mutter, sie wird wiederkommen, diese Freundin, sie wird uns den Professor nehmen, und ich bin dann nichts mehr. Dann ist es aus mit Murmelmännern, mit Norderney, mit Knüppelkuchen. Niemand nimmt mich mehr mit. Niemand hat mich gern ...“

„Aber Kind, wie redest Du denn? Du hast doch Deine Mutter, Du hast so viel Gutes, soviel liebe Menschen noch immer um Dich“ – dabei strich sie ihrer Tochter über das Haar und lächelte.

„Ach, Mutter, jetzt ist sie ja fort. Aber dann“

„Es wird schon alles gut und schön werden, Edine. Du bist zu ungestüm. Aber Du bist ja jung. Du wirst nichts verlieren, auch unsren Professor nicht. Vielleicht gewinnst Du noch viel mehr.“

„Ach, Mutter, das sagst Du alles so einfach. Es geht doch Dich auch an. Auch Petersen, uns alle. Ach, und Hannibal“

Frau Meena musste wieder lächeln. Sie erhob sich, machte sich von ihrer Tochter frei, ging in der Küche hin und her und beschäftigte sich dann am Herd.

„Nun bereiten wir ein schönes Frühstück für unsren Professor, Edine. Wulln dat hääl mooy maken, min Baas.“ Nach seiner langen Reise. Bald wird er ja herunterkommen.“

Sie ging auf Edine zu, nahm sie bei den Schultern und schüttelte sie mit einer heiteren Zärtlichkeit. „Min oll Baas“ sagte sie zu ihr, und dachte bei sich: So wächst sie nun in unser aller Leben hinein, hat unsren Gram, unsren Kummer, unsre Lust und unsre Freuden, wie alle Menschen. Und das Leben ist so lang für all dies.

Edine wurde wieder tätig und fröhlich. „Ja, Modder, he schall alt gaud un best as de Bäästen un de Kalwers in't Huck ...“ Nicht lange, und Thomasius erschien in der bewährten Küche. Frisch in seinem weissen wollenem Sweater begrüßte er die beiden Frauen. Edine hatte sich erhoben und war im Begriff,

auf ihn zuzustürmen, doch besann sie sich und begnügte sich mit einer unvollendeten lebhaften Gebärde.

„Ja Grüss Euch Gott, Ihr beiden Lieben!“ rief Thomasius und begrüßte Frau Meena, die ihn schon am Abend zuvor empfangen hatte, und er begrüßte Edine „Schmuck bist Du geworden, Deern! Und gewachsen! Ja, ja, Du reifst nun sichtlich zur Jungfrau heran!“

„Ach, Professor,“ begann Frau Meena mit gekünsteltem Vorwurf, - „warum haben Sie sich nicht eben angemeldet? Ein kleines Telegramm, und wir hätten Sie doch alle ganz anders empfangen, und hätten es so richtig festlich gemacht!“

„Nun, es ist doch auch so sehr hübsch“ meinte Thomasius.

„Aber wir hätten Ihre neue Wohnung festlicher hergerichtet. So haben wir noch gestern Nacht arbeiten müssen, dass alles so recht schön und behaglich würde“

„Ihr Guten, Ihr! Aber ich bin ja auch sehr gespannt auf alles!“

„Können Sie auch,“ rief Edine, „War auch ein tüchtiges Stück Arbeit!“

„Und wo ist Hannibal?“

„Den liebt ihr Pächter schon sehr! Wahrscheinlich ist er dort,“ antwortete Frau Meena.

„Ja, dann is't ja all in Riege,“ meinte Thomasius mit Behagen und liess sich das kräftige Frühstück schmecken, das ihm mit soviel Liebe dargeboten wurde.

„Ja, Professor, hier ist nun gewiss alles sehr anders, als dort im blauen Süden. Wir haben nur unsre alten Sachen, die Sie ja kennen: Korbrot, Schwarzbrot, Graubrot, Weissbrot, Zwiebäcke, Honigkuchen, Olle Wieven, Stutjes, Schafskäse, Bier, Botter, Thee oder möchten Sie vielleicht heute lieber Kakao?“ fragte Frau Meena.

Thomasius lächelte und überhörte die Frage. Dann antwortete er zerstreut mit irgendeinem schon erfüllten Wunsch.

„Eine Dame hat nach Ihnen gefragt,“ berichtete Frau Meena. Edine erhob sich und verliess die Küche.

„Eine Dame?“ fragte Thomasius, „Woher?“

„Woher? - Von weit her. Gross, dunkel, sehr schön“ erwiderte Frau Meena, geheimnissvoll lächelnd. „Jetzt ist sie auf Norderney, sie kommt in einigen Tagen wieder, wenn Sie von der Reise zurück sind“.

„Weswegen kam sie? Was wollte sie?“

„Sie hat nichts gesagt. Vielleicht wegen Bildern.“

„Sie sollen mich in Ruhe lassen, die Leute. Ich will niemand sehen!“

„Aber wir, wir dürfen doch noch kommen? Und Edine und Petersen?“ fragte Frau Meena schelmisch.

„Ihr stört nie, Ihr gehört alle miteinander zu mir.“

„Wie der Floh zu dem berühmten Pudel! Nichtwahr?“

„So ist es! Amen!“

Nach dem Frühstück wurde Thomasius von Frau Menna und Edine in seine neue, von ihnen eingerichtete Wohnung auf dem Bauernhof geleitet.

Petersen konnte nicht dabei sein, er hatte an einer dienstlichen Fahrt zur Besichtigung von Neulandgewinnung teilnehmen müssen. Es war ein milder, klarer, windstillter letzter Oktobertag, ein Tag der dem Sommer mehr angehörte, als dem Herbst. Draussen auf dem Watt war die Weite der Ebbe ausgebreitet, mit all der Unruhe des Vogellebens, wie es diese Jahreszeit mit sich bringt und mit sich nimmt.



Man plauderte vergnügt und vertraut. Väterlich und wie ihr Oberhaupt schritt Thomasius zwischen Meena und Edine, zwischen Mutter und Tochter, angeregt, aufgeschlossen und froh ob seiner neuen wohlgegründeten Heimat. Und welches Glück er mit seinem Pächter hätte, plauderte Mutter und Tochter abwechselnd, ein so ordentlicher Mann, so fleissig, so zuverlässig. Und seine Schwester Hanna sei eine so vortreffliche Hausfrau. Sie würde gut für den Professor sorgen, und die beiden Pächtersleute, nicht verheiratet und ganz für sich und für einander, seien heiter und friedfertig. Es wäre schon alles gut getroffen und wohlgeordnet. Thomasius hörte nicht ohne zufriedenen Stolz den beiden zu und liess sie erzählen und ihre Meinungen kundtun. Beim Hofe angelangt, erfuhren sie, dass Hero Wessels, so hiess der Pächter, über Land gegangen sei. Seine Schwester begrüßte die kleine Gesellschaft erfreut und voller Eifer, lud sie ins Haus, führte sie ins Obergeschoss, wo alle Räume, wohleingerichtet, für den Hausherrn bereit waren. Man betrat die Wohnung durch einen kleinen Vorraum, der zwar eng aber brauchbar und behaglich für die Kleiderablage eingerichtet war. „Mein Flügel ! Wo ist wohl mein Flügel?“ drängte Thomasius. „Alles der Reihe nach,“ antwortete Frau Meena, „er steht schon gut – und wie er klingen wird, muss ausprobiert werden.“

„Schon gut, -- also der Reihe nach. Was ist denn nun zuerst an der Reihe“, fragte Thomasius weiter.

„Zuerst hier hinein,“ befahl Edine. Und sie betraten ein geräumiges Zimmer, dessen zwei hohe Fenster hochgeschoben waren. Thomasius umfasste mit einem gründlichen Blick das Ganze. „Gut, sehr gut,“ sagte er. Dann ging er an die Fenster, von einem zum andren, und schaute hinaus.

„Westen Meenamö, Westen. Wohin führt das?“

„Ja, Professor, nach Westen führt das. Westermarsch, Polderland, Marschlaman jümmers den Diek lang“.

„Schön ist das, Meenamö! Sehen Sie, die Kiebitze gaukeln noch!“

„Dies also war das Schlafzimmer des Herrn“ bemerkte Frau Meena scherzend.

„Gut so! Westen ist mir recht. Da kommt immer und immer der Wind her.“

„Und nun: Hier ist der Flügel!“ rief Edine, die Tür zum Nebenzimmer öffnend.

Sie betraten ein noch grösseres Zimmer, das ein Fenster nach Westen und zwei Fenster nach Norden hatte, und das als Atelier eingerichtet war. Am Westfenster stand der Flügel. Thomasius äusserte nicht nur seine Zufriedenheit, sondern auch seine Überraschung und Begeisterung. „Ich hatte ganz vergessen, dass solch ein Saal in diesem Haus verborgen war. Aber das ist wirklich gut, sehr gut, ja genial gemacht, Meenamö!“

„Aber ich war auch dabei!“ rief Edine dazwischen, „ich habe die Gardinen und Teppiche ausgesucht, und überhaupt...“

„Ja, min Deern, ich freue mich ja auch! Du sollst auch belohnt werden. Pass auf! Und Thomasius setzte sich an den Flügel. Er begann jene ihr so liebgewordene Sonate von Beethoven zu spielen, die auch ihn freute und anheimelte. Edine flog ihm um den Hals: „O Vati! Die Murmelmäner! Ja, das ist schön.“

„Gut, so hol mir die Noten! Wo habt Ihr überhaupt meine Noten?“

Und Edine wies ihm zwischen den Nordfenstern die Regale, die dicht mit Noten angefüllt waren. „Gut denn! So hol mal den Band. Ein grosses rotes Buch!“ Und Edine fand den Band. Sie öffnete den Flügel ganz und stellte die Noten vor Thomasius auf. Dann spielte Thomasius die ganze Sonate Edine vor. Mit Behagen, Wohlgefallen und Schlichtheit spielte er alle Sätze, spielte die ganze klare unbeschwerte Musik für Edine, er dachte an sein damaliges Spiel auf der Insel, wo er diese Musik als blond und blauäugig bezeichnete und ein gleiches, helles ungetrübtes Wohlgefallen hatte. Edine sass in einem breiten Sessel versunken und hörte, blond und blauäugig, voller Wohlgefallen zu. So spielte Thomasius das Allegro, spielte das Scherzo, spielte das Menuett und am Ende das Presto mit den Murmelmäner. Beethoven hätte seine Freude gehabt, dachte Thomasius und hatte ein gutes Gewissen. Es gehörte ja zum Wesen des „Klassischen“, dass man dabei stets ein gutes Gewissen hat, fiel es Thomasius ein, als er sein Spiel beendete. Auch Frau Menna hatte von Anfang an reglos zugehört, wie es schien, nicht ohne innere Bewegung, waren doch auch für sie diese Klänge voller Erinnerungen.

„Schön war das, Vati!“ brach Edine das Schweigen, „und der Flügel ist so schön!“

„Er muss aber doch gestimmt werden. Wer kann das machen?“ fragte Thomasius.

„Wir werden jemand aus der Stadt besorgen“ antwortete Frau Menna, „und nun, Professor, sehen Sie weiter!“ Thomasius prüfte den Raum, besah die Regale, die Staffeleien, Schränke, Tische und die Beleuchtung. Hier wäre doch noch einiges zu ändern und einzurichten, bemerkte er kurz, aber das sei seine höchst eigene Sache, seine Gewohnheiten und Notwendigkeiten, die nur er selbst kenne und ordnen müsse.

Dann ging man in ein weiteres geräumiges Zimmer, das mit zwei gleichen Schiebefenstern nach Osten lag. „Dies zum Essen, zum Plaudern, zum Schreiben,“ erklärte Frau Meena, „Und hier sehen Sie Ihren geliebten Leuchtturm. Und nebenan ist noch ein kleineres Zimmer, für Gäste. Vielleicht aber nehmen Sie dies lieber als Schlafzimmer, Morgensonne!“

Thomasius besichtigte alles und war voll auf zufrieden. Er bedankte sich für alle liebevolle Mühe herzlich, lobend und in aufrichtiger Freude.

„Und was hat Petersen nun bei alledem gewirkt und getan?“ fragte er.

„Er hat alles Geschäftliche betrieben, hat die männliche Beratung, Aufsicht, Stellung der Möbel, Ordnung der Sachen ausgeübt. Das war sehr wichtig. Ohne ihn wäre es nicht so schnell und friedlich gegangen. Die Handwerker, Maler, Tapezierer, hat er in Schwung gebracht,“ erklärte Frau Meena.

Immer mehr überzeugte Thomasius sich davon, wie gut alles bedacht und ausgeführt war. Die Schränke standen richtig und waren gefüllt, die Regale geordnet, Tische und Stühle handlich, bequem, wohnlich und richtig im Licht, Tapeten waren sorgfältig und mit gutem Geschmack gewählt, die Gardienen zart, hell, luftig, nichts war schwer und düster, die Teppiche waren groß und gediegen, von dauerhafter Eignung und bester Herkunft.

Frau Meena lud noch zu einem Imbiss ein und zeigte, wie sie auch an diese kleinen angenehm ergänzenden Genüsse des Alltags gedacht hatte.

Knüppelkuchen aus der ersten Conditorei der Stadt, Seehunde, weiblich und männlich, holte sie aus unvermuteten Wandschränken überraschend heraus, Gläser, Teller und was sonst dazu gehört, war vorhanden und ergänzte das allgemeine Behagen. So feierten die Drei ihr Wiedersehen und die neue Wendung im Leben des Freundes. Man plauderte dieses und jenes, man scherzte und lachte, Thomasius musste erzählen von seiner langen weiten Reise, von Landschaften Ländern und Sitten und von seinen Abenteuern. Plötzlich wurde er ernst und sprang auf: „Und Hannibal, haben wir drei alle vergessen! Soweit ist es schon mit uns gekommen! Meenamö! Edine, Wo ist Hannibal?“

Frau Meenamö beauftragte Edine, nach ihm zu sehen und zu suchen. Bald hörte man ihr helles Rufen nach ihm, und es dauerte nicht lange, so erschien der Pächter mit dem Pudel, und Edine hinter beiden. Es erfolgte eine Begrüßung zwischen den Männern, die kurz und ohne abschweifende Fragen,

aber herzlich und offen war, ohne gezwungene oder verlegene Redensarten. Dagegen war das Wiedersehen mit Hannibal nahezu sonderbar, indem Hannibal nur eine matte Freude und kaum weitere Gemütsbewegungen erkennen lies. Thomasius war hierüber enttäuscht, jedoch der Pächter beruhigte ihn, solche Launen habe der Hund, und auch bei der früheren Herrin sei das gelegentlich vorgekommen. Thomasius sprach dem Pudel zu und bemühte sich um dessen Gunst. Es gelang denn auch, ein wohlwollendes Schwanzwedeln und teilnahmsvolles Schnuppern zu erzielen.

„So wird man noch bei Lebzeiten vergessen“ bemerkte Thomasius.

„Man darf seine Freunde nicht verlassen. Reisen ist Untreue“ versetzte Frau Meena mit gespielter Vorwurf.

„Ich muss um Hannibal von neuem werben. Da!“ Thomasius warf ihm ein grosses Stück Knüppelkuchen zu. „Schade, dass man ihm keinen Likör anbieten kann. Dieses Mittel ist doch sonst so wirksam,“ beschloss Thomasius diese Fragen. Aber Edine bemerkte noch: „Und wenn Sie erst anfangen, Klavier zu spielen, dann wird er ganz verzweifelt, der Hannibal.“ „Oder die Erinnerung wird ihn versöhnlich stimmen“ meinte Frau Meena. Der Pächter, der auch bewirtet wurde, und am Zusammensein teilnahm, war schweigsam, denn, die hochdeutsche Sprache nicht gewohnt, scheute er das Wort.

Seiner Schwester Hanna dagegen, die auch später sich dazugesellt hatte, machte das Sprechen eine unbekümmerte Freude. Sie war mit hochdeutsch und abwechselnd mit plattdeutscher Beteiligung nicht sparsam und bewies eine warmherzige Heiterkeit und einen treffsicheren Humor. So ging das wechselseitige Erzählen und Fragen eine gute Weile hin und her, bis die heranrückende mittägliche Stunde die Frauen abberief und die Gäste sich entfernten. Schliesslich blieb Thomasius mit Hannibal allein in seiner neuen Wohnung zurück.

„Du wirst Dich an mich gewöhnen müssen, von neuem und auf Dauer, mein Hannibal! Ich bin gar nicht so zuwider, wenn man mich kennt,“ sprach Thomasius zu seinem Pudel, „Ich bin Dein Herr! Wisse dieses und bewege es in Deinem Herzen! In Deinem roten Pudelh Herzen, o Hannibal!“ Dann klopfte, streichelte und liebte er ihn, und Hannibal wurde sichtlich hierbei zufrieden, schweigsam und anerkennend.

Thomasius ging noch durch alle seine schönen Räume, vielmals ging er hin und her. Auf dem Flügel standen noch die Noten aufgeschlagen. Er spielte noch einmal das liebenswürdige, sanfte Menuett der Sonate. Hannibal hatte sich dabei nach einem kurzen Jaulen und anfänglicher Unruhe unter den Flügel gelegt.

Thomasius blätterte noch in den Noten, unschlüssig und zerstreut. Dann erhob er sich und wanderte wieder durch die Räume, wobei er vom Pudel bei Fuss gefolgt wurde. „Man müsste irgend etwas tun,“ dachte Thomasius, „irgend etwas tun, irgendwohin, irgend etwas, irgendwem“

Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch im östlichen Zimmer. Angesicht des fernen Leuchtturmes begann er, einen Brief zu schreiben. Er überlegte und

entschloss sich, es auf Französisch zu versuchen, denn es war ihm eingefallen, die Verbindung zu seinem französischen Freunde von der Adria, dem „pète et matelot“, zu pflegen. Thomasius schrieb, was ihm einfiel und so gut er es konnte. So schrieb er denn:

Mon cher ami!

De retour je me souviens de notre voyage nocturne et de nos bonnes conversations! Je vous remercie! Et je vous invite de de nouveau me visiter ici. Des gens, qui me sont chers, m'ont installés mes chambres, mes meubles toutes mes petites et grandes choses, et avec tant d'amour! Venez! Je vous montrerai mes tableaux très allemands, je vous jouerai notre Musique la plus allemande. Je vous donnerai notre nourriture: beaucoup de sortes du pain, du fromage, je vous montrerai mon pays, étendu sous des nuages incroyables, sous un vent plein d'extases! Vous verrez les hommes, les femmes, les enfants les plus allemands. Et puis nous partirons pour votre pays, la Provence! N'est ce pas un pays aussi des Moulins à vent? Nous chanterons des chants héroïques accompagnés par le mistral! Venez! Vous serez reçu comme un roi par moi et Hannibal, mon caniche noir.

Que Dieu nous donne le bonheur parfait de l'Europe: les États-Unis, France, Allemagne! Mille bonnes pensées pour vous! Votre

Thomasius

Er ließ das Blatt liegen, wanderte wieder in seiner Wohnung umher, setzte sich an den Flügel, zu kurzem, rasch wieder abgebrochenes Spiel. Dann stand er am Fenster und schaute nach Westen.

„Sesshaft geworden“ sagte er zu sich selbst, „den grossen Schritt aus dem Jenseits getan. Ins Diesseits—dem man nicht entflieht—und dennoch nicht angehört.“

21. Hannibal hat bereits entschieden

Tagelang hatte Thomasius seine Behausung nicht verlassen. Er wollte sich mit allem, mit jedem einzelnen Ding vertraut machen, wollte alles, jede Ecke, jede Nische, jede Wand, jedes Fenster, jeden Ausblick genau und zu den verschiedensten Zeiten kennen lernen und erkennen. Gewissermassen wollte er die Seele der Wohnung erforschen und sich aneignen, die Atmosphäre des Hauses, das Klima, das innere Klima seines Hofes, seiner Räume, der Gänge, Ställe, Scheunen, der Gemächer und Mauern jetzt, wo alles neu bewohnt war, sich zu eigen machen, es verstehen und lieben lernen. So war er denn, teils allein, teils von Hanna begleitet, überall umhergewandert. Die Kuhställe waren noch leer, der Pferdestall jedoch schon belegt. Scharrend, stampften,

fressend und unruhig standen die schweren braunen Pferde in ihrem Gefach. Die Scheunen waren angefüllt bis hoch unter die staubigen Dachsparren, in Nebenräumen gelassen grunzten und schmatzten Schweine, die ihr Ziel bald erreicht hatten - überall musste Thomasius gewesen sein, und sozusagen Fühlung nehmen, Witterung nehmen, Eindrücke in sich bewahren und mit ihnen heimisch werden.

Heimisch werden, das war es, was er wollte, und worum er sich gelassen, gemächlich und aufgeschlossen bemühte. In seiner Wohnung beklopfte er die Wände und betastete die Fenster, ihre Rahmen und Sprossen. Er freute sich über den frischen festen weißen Anstrich mit bester Farbe, er schob die Fenster auf und ließ sie wieder gleitend sich schließen, er schaute nach allen Richtungen hinaus, nach Westen durch die sich entblätternden Linden nach Norden über den Deich aufs Watt, nach Osten über das grüne Land, über die schilfumstandenen Gräben, über fette Wiesen mit zerstreut grasendem schwarzbuntem Vieh, über rote Dächer bis in die weiteste sich verlierende Bläue und bis zum Leuchtturm der jenseitigen Insel. Dann wandte er seinen Blick in die Stuben zurück. Er hatte den Flügel oft gespielt unter verschiedensten Veränderungen der Zimmer. Einmal hatte er die Fenster geöffnet, einmal die Gardinen vorgezogen, einmal die Teppiche aufgerollt, um die Klangwirkung im Raume zu prüfen und zu vergleichen. Er hatte einige Möbel umgestellt und ihre verschiedenen Anordnungen versucht. Schliesslich war er doch zu dem zurückgekehrt, wie er es vorgefunden. So hatte er einige Tage verbracht. In den Nächten hatte er am Flügel gespielt, gelesen, geschrieben, gezeichnet und Studien herausgesucht, Skizzenbücher durchgeblättert und am Ende ein wenig geschlafen, viel gedacht und doch eigentlich nichts geschaffen.

Eines Vormittags – draußen war es windig und grau – saß er in seinem Atelier, kritzeln, zeichnend, tupfend und wischend vor einer grossen grundierten weißen Tafel. Er beschäftigte sich mit einer figürlichen Anlage großen Formates. Aber bald sah er ein, dass er nicht genügend Studien und Vorarbeiten zur Verfügung hatte. Er gab die Arbeit auf. Dann rief er durch die Tür seiner Wohnung nach Hannibal. Aber es rührte sich nichts. Er rief durch das nördliche Fenster, dann durch das östliche nach seinem Hund. Wieder rührte sich nichts. Thomasius war nicht zufrieden. Er würde seinem Pächter verbieten müssen, den Hund mit sich über Feld laufen zu lassen.

Wenig später, Thomasius saß im Ostzimmer an seinem Schreibtisch überlas und adressierte seinen französischen Brief, kratzte es an der Tür und siehe da, Hannibal kehrte heim, ob auf den Ruf seines Herrn, ob aus anderer selbständiger Regung, das blieb Geheimnis des Pudels.

„Hannibal! Sei mir gegrüsst, mein edler Zeitgenosse und Lebensgefährte! Es ist schön, dass du dich meiner erinnerst! Willkommen auf Uthörn! Hannibal Platz! Bitte, nimm Platz! Setz dich!“ Hannibal setzte sich vor seinem Herrn am Schreibtisch und nahm eine abwartende und aufmerksame Haltung ein. „Ich habe mit dir zu reden, Hannibal! Ich habe über Einiges

nachgedacht. Hör gut zu! Es gibt nur eine einzige wahrhaft anständige Art des Eigentumserwerbes. Und das ist die Erbschaft. Ich habe darüber nachgedacht. Kaufen ist schmutzig, ist plebejisch. Und ich habe gekauft. Dies alles hier ist gekauft. Sonderbarer Mechanismus: Ich habe mir das alles mit Lust erworben, für meine Lust des Malens und für die Freude und den Genuss der Liebhaber, die wiederum Käufer meiner Bilder waren. Die haben eigentlich meinen Hof bezahlt. Ist das etwa schön? Hannibal? Nein, das ist weder schön, noch anständig und gerecht. Und das muss wieder gut gemacht werden. Aber wie? Nur dadurch, dass ich diesen schönen Hof wieder vererbe. An wen, Hannibal? Ich sage dir ins Ohr: an Sibylle! Ich werde selbst für Erben sorgen, für eigenes Blut, eigene Verwandtschaft, für Fortdauer und Fortsetzung meines eigenen Ich! Dafür werde ich sorgen, Hannibal!

So, das musste einmal klar gestellt werden. Dies ist eine Aufgabe! Dies ist eine ganz große und ganz ernste Sache, Hannibal! Res severa verum! Nicht wahr, Hannibal, Du verstehst Latein? Die Sprache deines großen Feindes? Wunderbare Weltsprache! Man sollte sie heute wieder einführen. Man sollte an den Papst schreiben, an den Kaiser von China, von Russland, von Amerika, von Deutschland, von Japan, an alle Kaisers der Welt, sie sollten Latein als Weltsprache einführen. Auf Latein verstehen sich die Völker viel besser. Verum Gaudium! Que la joie demeure! Vive la joie! So Hannibal, das wars, was ich zu sagen hatte. Und jetzt bringen wir den Brief an meinen prächtigen Roger zur Post! Auf!“

Draußen ging eine lebhafte Brise unter dichtem, grauen Gewölk. Über dem Watt stand Wasser, das vom Winde erregt, an die Böschungen, Landungen und Bühnen des Deiches klatschte und spritzte und in langen Wellen am Ufer schräge dahin lief. Hannibal mit seinem Herrn schritten neben einander auf dem Deich ostwärts, den Wind im Rücken. Sie gingen gemächlich und ungestört, weder eilig noch müßig. Thomasius wollte, nachdem er den Brief aufgegeben hätte, noch Petersen einen kleinen Besuch machen, etwas mit ihm in seinen hübschen Amtsräumen mit der weiten Sicht zu verweilen und mit ihm über die Zeiten, die Wasserstände, über Seehunde und Fischfang und über die sonst noch etwa vorhandene Welt zu plaudern. Vielleicht ließe sich noch eine Segelfahrt verabreden. Verlockend wäre es doch, draußen zu sein bei diesem rauhen Wetter und seinem rauhen Seegang.

Hannibal trottete unhörbar im weichen Gras neben Thomasius daher, der sich gleichfalls des festen, weichen Bodens freute, auf dem man lautlos, sicher und vollkommen frei einherging, die herbstliche Brise im Rücken, die mit sanfter, gleichmäßiger Kraft den beiden vorwärts half, zur Linken das weite Wasser, spielend in tausend erfüllten luftigen Farben, zur rechten das Land, schwer, ernst, klar bis in die mühlenbewegte Ferne, bis zum Bilde der alten Stadt mit ragenden Türmen und Giebeln, zwischen denen die uralten hohen Windmühlen jede ihre vier Flügel kräftig drehten.

Plötzlich stand Hannibal stumm. Er stand in gespannter Haltung und vollkommen von Aufmerksamkeit und Erwartung gebannt. Auch Thomasius

war stehen geblieben. In einiger Entfernung kam eine Gestalt gleichfalls auf dem Deiche gegen den Wind ihnen entgegen.



Es war zu sehen, wie sie gegen den Luftstrom anschreitend sich mühen musste. In guter Rufweite blieb auch sie stehen. Thomasius betrachtete das Bild in ruhiger Erwartung. Er sah eine grosse, schön gewachsene

Frauengestalt, breitschultrig und mit dunkel wehenden Locken um den freien Kopf. Eine kurze Stille entstand, von der Dauer einiger Atemzüge. Da hörte man von der andren Seite mit warmer, dunkeltönender Stimme den Ruf: „Hannibal!“ Der Name war langsam und mit gleichmässiger Betonung ausgesprochen und überwand halb gerufen, halb gesungen, in schöner Klarheit den Strom des Windes.

In diesem Augenblick sprang Hannibal, mit einem kurzen Gebell und von einem Stoß plötzlicher Freude befeuert, der Frau entgegen. Er umsprang und umtollte sie. Die Frau bückte sich, streichelte und beruhigte ihn und sprach mit ihrer klangvoll tiefen Stimme auf ihn ein. Dann setzte sie durch die Sprünge und Wendungen des Pudels hindurch ihren Weg fort. Als sie Thomasius erreicht hatte, sprach sie ihn grüßend an: „Herr Professor Thomasius, Sie sehen, Hannibal hat bereits entschieden!“

Thomasius war von ihrem Anblick so erfüllt, dass alles andre Denken von diesem Eindruck verdrängt wurde. Thomasius sah in dieses Frauenantlitz von Lieblichkeit und Anmut, Offenheit und Reinheit, und er sah dieses schöne dunkeläugige Gesicht umwallt, umwogt, umweht von einer dichten Fülle dunkellockigen Haares. Thomasius betrachtete ihre breiten Schultern auf der hochgewachsenen Gestalt. Thomasius war fast ohne Besinning, in ihm drehte sich nur ein Gedanke und seine ständige Wiederholung: Diese Frau gehört mir, diese Frau bleibt mein, sie bleibt mein, - sie gehört mir!

„Herr Professor?“ mahnte die Frau in fragendem Tone ihr schweigendes Gegenüber.

Thomasius antwortete: „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, aber diesen Brief muß ich eben noch zu Post bringen. Je verra les femmes les plus allemandes.“

„Wie bitte? Ich verstand Sie nicht?“ fragte sie zurück.

„Ich bitte Sie, mich zu begleiten. Wir können uns ja auf dem Wege unterhalten.“ Und Thomasius dachte wieder mit zwangsmässiger Wiederholung: Diese Frau bleibt mein. Sie gehört zu mir.

„Ich bin Eva von Kuehnberg, die Freundin von Cordula“.

„Ich weiss es, ich verfehlte Sie in München, und Sie verfehlten mich vor kurzem hier in meinem Hause.“

„So ist es“ erwiderte Eva kurz.

„Ja, wir hatten uns verfehlt. Und nun?“

„Ich wollte einiges, wie soll ich sagen? Von Cordula her - ich wollte mir Hannibal holen.“

„Hannibal bleibt hier!“ erwiderte Thomasius schroff.

„Und ich hätte gern einige Bilder von Cordula gesehen – und ich hätte gern das Handwerk begrüßt.“

„Malen Sie denn?“

„Ich habe allerlei gemalt, früher.“

„Und jetzt?“

„Jetzt? Ich bin durch Cordulas Tod sehr vereinsamt.“

„Dann malt man doch erst recht!“ erwiderte Thomasius, wiederum schroff.

„Vielleicht ! Aber ich bin ja nur eine Frau.“

„Nur?“

Jetzt hatte Thomasius seine geistige Sammlung und Sicherheit wieder erlangt.

„Gut,“ fuhr er fort, „ich erkläre Ihnen: Hannibal bleibt hier, und Sie bleiben auch hier. Ich habe ein hübsches Fremdenzimmer.“

„Ich wollte heute Abend noch mit dem Nachtschnellzug nach München zurück.“

„Das geschieht nicht! Sie bleiben!“

Eva lächelte. „Sie sprechen mit einer Bestimmtheit, als könnten Sie über mich verfügen.“

„Verstehen Sie doch! Verstehen Sie doch, Frau Eva! Verfügen Sie über mich!“

Es lag in diesen Worten und in dem Ausdruck des Gesprochenen eine so bezwingende Empörung, daß Eva sich fügte und sich dem Entschluss von Thomasius überliess. Schließlich war sie ja dennoch frei, sie verlor nichts, weder an Zeit noch an Freiheit. Eine erinnernde dunkle Verbundenheit mit Cordula, ein seltsames Gefühl von Trauer und Geborgenheit, eine sonderbar geheime, schmerzende und doch wohlige Lust von Verpflichtung und Nachfolge bewegten ihr Herz und liessen sie in einer unklaren Eingebung sich fügen. Ein Gefühl der Nähe von Cordula, eine Wiederbelebung ihres Wesens ahnte ihr Gemüt und machte sie willig. So gingen die beiden, - der beruhigte Hannibal voraus und sich oft umschauend, - auf dem Deiche weiter. Mit einem kleinen Bedauern, ja trotz all dieses mit einem ganz kleinen Bedauern, stellte Thomasius bei sich fest, dass aus dem Besuch bei Petersen und aus der Segelfahrt nun nichts mehr würde. Schade drum! Aber wenn er an die Heimkehr dachte, an eine Heimkehr gemeinsam mit dieser Frau, die jetzt neben im ging, so klang eine große innere Musik in ihm auf und füllte sein Herz.

Der Brief war aufgegeben. Die beiden waren in Thomasius Haus und Hof zurückgekehrt. Thomasius hatte nach Hanna gerufen, - er hatte ihr mitgeteilt dass er einen Gast habe, daß man entsprechend alles, auch die Mahlzeiten einrichten möge, und den Tee, ja den Tee möge man bereiten. Thomasius hatte sich den Kult des Thees, der in Ostfriesland so hoch entwickelt war, zu Eigen gemacht. Hanna, die tüchtige und wohlorgende Schwester des Pächters, welchem das ganze Hauswesen oblag, würde alles versorgen und verrichten. In vollkommener Treue und Umsicht und mit einer gewissen gewährenden Strenge und doch fraulichen Behaglichkeit erfüllte sie das Ihre. Eva saß im Atelier, Hannibal lag zu ihren Füßen. Thomasius zeigte ihr die Bilder, die er in den letzten beiden Jahren gemalt hatte. Zumeist waren es Bilder von Cordula. Da waren die durchsonnten Studien auf der Düne, am Strand, am Wasser, in der warmen Beleuchtung des Sommerabends, da waren Skizzen und fertig ausgeführte, gerahmte Bilder von den Ausstellungen und Bilder, die Thomasius ganz für sich behalten hatte, und welche er sonst niemandes Anblick preis gab. Da waren Pastelle auf Papptafeln und auf

beklebten Holzplatten gemalt, da waren Aquarelle, Zeichnungen und Oelbilder in wechselnder Vielfalt. Eva kannte manches Bild wieder, welches sie in der Ausstellung gesehen hatte, damals nach Cordulas grossem Concert.

Eva saß sehr schweigsam und betrachtete, was ihr vorgehalten wurde. Auch Thomasius sagte wenig, waren doch auch in ihm bedrängende Erinnerungen geweckt worden, die er schon verschollen geglaubt hatte. Das letzte Bild hielt Thomasius noch vor Eva in einer etwas grösseren Entfernung. Es war eines, welches auf der Ausstellung schon damals einen besonders starken Eindruck auf Eva gemacht hatte, zumeist wohl vom rein Malerischen her, doch auch, weil dieses Bild einen eigenartigen Reiz, eine seltene und vornehme Gebärde und Haltung von Cordula festhielt, einen zu der Eva so vertraut war und der in ihr zarteste und zutiefst verwurzelte Erinnerungen aufrief. Lange schaute Eva das Bild an. Thomasius sah verloren und verträumt auf Eva. Sie fühlte seinen Blick und sie fühlte Gegenwart der abgeschiedenen Cordula. Eine Verwirrung überkam sie, von deren verstörender Wucht sie überwältigt wurde. Eva schlug die Hände vor ihr Gesicht, ein heftiges Weinen schüttelte sie, das stärker war als Wille und Haltung. So überliess sie sich ihren Tränen.

„Weinen Sie, Frau Eva“ sprach Thomasius mit Wärme, „Weinen Sie Eva, es befreit und reinigt. Glückliche, wer noch den Reichtum der Tränen besitzt. Ich verstehe Sie so innig! Weinen Sie!“ Hannibal richtete sich auf, legte seine Pfoten auf Evas Schoß und drängte sich an sie.



Der Thee wurde gebracht und füllte das Zimmer mit seinem Duft. Eva stand am Fenster und sah unverwandt hinaus. Während Hanna Wessels das Theegeschirr aufstellte, erklärte sie:

„Kluntjes, Rahm, Kaukjes, all dr'bi', Herr Professor.“

„Schön, Fräulein Wessels, all dr'bi! Ich danke Ihnen“ erwiderte Thomasius höflich und freundlich, „es kann also losgehen. Entweder sowohl als auch oder weder noch!“

„Das verstehe ich nicht! Da bin ich wohl noch zu dumm zu,“ versetzte Hanna lustig und verschwand lachend aus der Thür.

Thomasius trat zu Eva und sagte zu ihr leise und aus bemessenem Abstand: „Trösten, Frau Eva, ist Unsinn. Es gibt keinen Trost durch Andre, niemals und nirgends. Aber etwas Nettes tun und sagen – das darf ich doch vielleicht. Hören Sie! Ich gebe Ihnen den Hannibal! Er soll Ihr eigen sein. Aber, er bleibt hier! Das wäre m e i n Wunsch, sozusagen.“

„Sie sind streng und berechnend,“ erwiderte Eva, mit mattem Lächeln, „ Das heisst doch nichts andres, als dass ich dann auch bleiben soll und müsste.“

„Das habe ich Ihnen doch von Anfang an zu verstehen gegeben.“

„Und wenn es nicht geht?“

„Dann trennen wir uns.“

„Das heißt, Sie werfen mich dann einfach hinaus?“

„So einfach wird das nicht sein.“

„Sie sind grausam und kalt!“

„Wie gut, dass Sie sich so in mir irren!“

„Mit Tränen und Irrtum soll ich hier meinen Einzug halten?“

„Es wäre fast ein gutes Vorzeichen. Hier ist so viel, was Sie erwartet und Sie herbei wünscht!“

Eva schwieg. Thomasius schritt im Raum auf und ab. Schliesslich setzte er sich an seinen Flügel. Er sah still auf die Tasten. Dann blätterte er in den Noten auf dem Pult – sah wieder ernst und versonnen auf die klanglos ruhenden Tasten. Es verging eine kleine Weile. Eva trat an den Flügel heran. Nach einem geringen Zögern sagte sie:

„Ich werde es versuchen. Für Hannibal.“

„Für Cordula! „ fügte Thomasius leise hinzu.

22. Wohlan, noch einmal!

„War dies das Leben? Wohlan, noch einmal!“

Seit Tagen wurde Thomasius diesen Ausruf nicht los. Es war der Einbruch, gewissermaßen der Rückfall einer Erinnerung. Hatte er diesen Satz nicht gelesen damals in Kärnten? Damals bei der schönen alten Baronin, deren Gast er war? Damals im Kahn auf dem warmen See? – Ja, es war damals gewesen. Aber zu jener Zeit war es die Prägung, der knappe Ausdruck, die eindringliche kurze Melodie dieses ungeheuren Ausrufes, die ihn angerührt hatte. Heute, nach so langer Zeit war Thomasius von dem Sinn betroffen. Betroffen und im tiefsten gequält von der salzigen Ironie dieses Wortes, im tiefsten gequält von dem Schmerz dieses vergeblichen Schreies gegen das

Schicksal, der sich in die Seele einbohrte wie ein böses feundliches Wesen.

War dies das Leben: Wohlan, noch einmal?

Wie spät doch enthüllt sich er ganze Gehalt großer Aussagen! Man trägt sie in sich, arglosen, unversehrten Gemütes, und plötzlich, nach unbestimmter langer Zeit, explodieren sie, zerreißen die innere Ruhe, den inneren Frieden, in dem man gläubig atmete, und der so schwach war.

Wohlan! Noch einmal! Es war ein besonderer Schmerz, dieser Schmerz der Unwiederholbarkeit, der Einmaligkeit unseres Lebens. Thomasius dachte darüber nach mit der Genauigkeit, die er bei all seinen geistigen Handlungen beobachtete, er verglich und forschte, so gut er konnte, den verschlungenen Umtrieben des Seelendunkels nach. Dieser Schmerz, den das erinnerte Wort neben der Lust der vollendeten Form auslöste, war unvergleichbar. Es war nicht der Schmerz etwa um Verlorenes, auch nicht der Schmerz um Unerreichbares, Begehrtes. Er saß innerlich irgendwo in einer nie berührten Tiefe. Vielleicht war es der Schmerz der Ohnmacht, der Schmerz der Willenlosigkeit, oder vielleicht gerade des Willens, an welchem man scheitert? Oder war es ein Schmerz, den Einklang mit einem unverstandenen Schicksal nicht zu finden? Er war nicht zu ergründen, er war nicht zu lichten, nicht zu läutern, er blieb unverstörbar und unwandelbar, je tiefer man der Einmaligkeit dieses Lebens inne wurde. Thomasius war zu gut geschult in der Erkenntnis und im Wissen um die Natur dieser Welt, der irdischen Welt und der außerirdischen, als dass er sich dem bequemen und kindischen Ausweg eines Glaubens an irgendwelches Fortleben oder an irgendeine Auferstehung überließ. Seine innere Redlichkeit verwehrte ihm diese Schwäche. Aber, dennoch, war es nicht ein zweites Leben, das er jetzt führte? Alles was er vorher gelebt hatte, war sein erstes, sein einfaches, sein selbstverständliches Leben gewesen. Aber, was er jetzt lebte, es war, es war ein anderes höheres, ein neues, ein zweites Leben. Nicht eine Wiederholung, nicht ein ‚Noch einmal‘, sondern ein vollkommen neues, nie vorher gewesenes und dennoch in allen früheren vorbereitetes und bedingtes Leben!

Denn dieses nun war sein Leben, sein neues Leben: Eva war geblieben. Groß und königlich lebte sie in seinem Hause. Wehend bewegt von Kraft und Glück, wie der Wind von der See, lebte sie in seinem Hause, lebte mit Thomasius und für ihn in seinem Hause, lebte ihr strahlendes Leben, das spannend sich ausbreitete, wärmend und stärkend, herrschend und dienend. Den Herrn, sein Haus und allen Raum um sich mit ihrer Anmut, ihrem Wesen und mit den sanft bezwingenden Gewalten des Weibes erfüllend, die, wie das Licht des Tages und wie der Atem der Nacht, Widerspruch nicht kannten. Widerspruch? Oder gar Widerstand? Nein! Selbst, wenn irgendwo er sich im Haus, bei Mensch oder Tier geregt hätte, er wäre lautlos erstorben, seiner selbst sich schämend. Breitschultrig und mit schmalen Hüften, strahlend, singend, wehend, hoch und gütigend, wie die Dünung des Meeres, ging sie einher, und wo sie, Eva, gewesen war, war es lichter und wärmer geworden, schöner und ruhiger. Was sie anrührte, gestaltete sich zur Ordnung und zur

Freude, was sie lies belebte, erneuerte, erhob sich. Der Raum, den sie durchschritt, füllte sich mit der hellen Luft ihres Glückes und mit ihrem Hauche von Ruhe und Grösse. – Auch Hannibal war vollkommen seiner neuen Herrin, in ihr die alte Freundin anerkennend, ergeben und untertan. Sein Herr musste sich mit vornehmer Duldung bescheiden, doch fügte sich Hannibal der Gemeinschaft von Eva und Thomasius. Hannibal hatte seine Erfahrungen.

Eines Tages im Mai – das Vieh war gerade auf die Weiden ausgetrieben, gingen Thomasius und Eva über Land. „Warum malst Du eigentlich nicht mehr, Eva?“

„Es gehört nicht mehr zu meinem Glück.“

„Nicht mehr? Was gehört denn dazu?“

„Du, D e i n Leben! D e i n e Welt, D e i n Glück!“

„Mein Glück bist ja Du selbst, Eva!“

„Das habe ich ja auch gewollt! Und das muss doch so sein, und soll auch so bleiben, mein Grosser Du!“

„Aber lässt sich das nicht doch mit der Kunst vereinbaren? Du konntest doch so viel?“

„Neben Dir? Neben Deinen Bildern? Was soll da noch mein geringes Pinseln?“

„Aber man hat Pflichten gegen seine Begabung!“

„Meine Pflichten sind doch die der Frau! Und nicht die des Mannes. Die Kunst ist eine rein männliche Angelegenheit. Immer mehr sehe ich das ein, lerne ich einsehen durch Dich! Und diene ich nicht der Kunst, wenn ich Dir diene?“

„Das ist geschicktes Geplänkel! Wer es kann, hat die Pflicht, zu rühmen, seinen Lobgesang anzustimmen, klein oder gross, jede Stimme füllt den Chor. Jede Stimme erhöht das Glück der Welt! Du! Da, sieh doch, wie die Kuh dort liegt! Im Gras! Fett, satt, göttlich, erhaben im Tierischen, das Vieh mit den Augen der Göttin. Diese junonische Kuh. Zeichne sie! Stelle sie dem Schöpfer hin! Viel kuhiger, als die Kuh, zeichne den Ruhm, den Lobpreis der Kuh! Zeig ihm das Ebenbild Gottes und seiner Göttinnen, die Kuh, das Gras, den Stern, die Milchstrasse!“

„Ach Thomasius, Du bist heute wieder besessen und gross! So lieb ich Dich! Komm, lass Dich küssen von Herzen, Du grosser Mann Du!“ „Wohlan! Noch einmal!“ rief Thomasius aus, „Noch einmal!“ Und umschlungen erstickten sie sich in Küssen.

„Es gibt kein ‚Noch einmal, Thom!‘ Es gibt nur dieses Eine, Einzige wunderbar eine, einzige Mal! Unwiederholbar! Weißt Du das?“

„Ob ich das weiss! Es zerreißt mich!“

„Herrlich ist es, dass alles dieses niemals wiederholt wird, dass alles dieses niemals und nirgends seines Gleichen hat! Unwiederholbar ist! Wir sind hineingeworfen, unwissend, unwillend, sinnlos und müssen alles durchleben, bis dieses große einzige, einzige Mal für uns vorbei ist.“

„Es zerreißt mich,“ wiederholte Thomasius matt. „Wir werden durch die Welt, durch dieses Dasein hindurchgeschickt. Vor uns war nichts, nach uns ist

nichts, aber wir sind. Wir sind. Sind im Dasein, mittendrin im vollsten Dasein!
Und es ist ungeheuer, dieses Sein! Eine einzige, ungeheure Aufgabe!“

„Es zerreißt mich, dieses: Einmal und nie wieder!“

„Es lehrt Ehrfurcht. Es lehrt Inbrunst! All diese unbegreifliche Gnade! Die
Gnade unsrer Lust! Unsres Glückes!“

„Wie leicht Dir alles wird!“

„Du machst es Dir schwer, Thom! Du denkst und grbelst zu viel! Lebe doch!
Lebe doch, Thom!“

„Das ist ja viel schwerer als alles Denken!“

„Ja, wir Frauen sind vom Schicksal bevorzugt. Das Leben meint uns mit all
seiner Lust, es meint uns im Innersten, unmittelbar, mit all dem Ungeheuren
und Unfasslichen. Ach, Thom, kein Kuss, keine Umarmung ist wiederholbar.
Was verging ist ewig vorbei. Und jede Umarmung ist neu und wird wieder
verloren und vergeht bis wir selbst vergehen. Es ist unsagbar, es ist
unbegreifbar und darum müssen wir es sehr ernst nehmen - alles!“

„Tun wir das denn nicht, Eva?“

„Doch ! Wir helfen uns ja. Ich Dir, Du mir. Es ist so schön, so schön! So gro!“

„Eva! Und dennoch: es zerreisst mich!“

„Noch einmal, sagst Du, Thom. Aber Du lebst und Du schaffst ja alles noch
einmal! Was Du bildest und malst, ist ja alles ein ‚Noch einmal!‘ Es ist neue
Schöpfung aus der alten. Was durch Zufall wurde, schaffst Du noch einmal,
als Mensch, als Künstler, als Walter Thomasius, aus Deiner wissenden Seele
heraus. Ist das nicht etwas ganz großes und herrliches?“

„Daran hatte ich noch gar nicht so deutlich gedacht. Vielleicht ist das ein
Trost, Eva, wenn Du recht hast aus wissender Seele! Ach, die Seele weißt viel
zu viel.“

„Leben, Thom, Leben! Dem grossen Geschehen untertan und hingeeben sein!
Es ist doch so einfach! Ohne all das viele Wissen, so einfach!“

„Nichts ist einfach, Eva! Alles, alles müssen wir uns erringen, erkämpfen,
durchdenken, durchdringen mit unsrer Seele, sonst bleibt es nichts, bleibt leer
und tot. Erst was wir berühren, wird Leben, was wir anfassen wird Welt, was
wir denken und begreifen, wird Wirklichkeit.“

„Ach, Thom, wir geraten ins Uferlose! Komm, lass uns umkehren, es wird
Zeit. Heimkehr! Einkehr! Denk doch, die Küche! Was möchtest Du essen?“

„Die Küche? Herrlich, meine grosse Eva. Wir essen heute getrffeltes Fasan.
Vorher Weinsuppe mit Sago und Eierschnee.“

„Fasan im Mai? Ich habe eine Idee: Du wirst Dir ein Gewehr kaufen. Du sollst
auf Jagd gehen. Ein Mann wie Du kann doch schießen! Die jagdgerechtere
gehört zum Hof. Das weiss ich schon.“

„Hannibal ist nicht zu brauchen auf Jagd. Hier gibt es nur Hhner und Hasen.
Dafür taugt er nichts. Und einen Jagdhund neben Hannibal? Das geht nicht.“

„Ach, wie sachlich Du nun bist. Aber Du hast recht. Aber ein Mann müsste
jagen und der Squaw die Beute in den Wigwam bringen. Mein Vorfahr

Hiawatha und mein Urahn Potowatomi haben das so gemacht. Du solltest es auch.“

„Gut! Ich werde es in wohlwollende Erwägung ziehen. Wie wäre es mit einem Seehund?“

„Nein! Der Seehund ist ein heiliges Tier! Du darfst ihn nicht schießen. Die Götter des Meeres würden ihn rächen.“

„Die Götter des Meeres sind meine Freunde.“

„Deine Götter können zufrieden sein. Du warst Ihnen ein guter Prophet.“

„Ich bin es noch! Aber die Götter sind jetzt mehr geworden. Früher war es nur Aegir, Poseidon, Neptun, Tritonen und Nereiden, und wie sie alle heißen, die nassen Herrschaften, Odin und Genossen, aber jetzt kommen noch Ceres und Pomona, ganz sanfte Damen dazu. Und vielleicht noch andere.“

„Vergiss Juno nicht mit ihrer Kuh!“

„Vielleicht weißt Du noch mehr Eva?“

„Ja, Thom, ich weiss noch eine besondere Göttin, um die ich Dich bitte. Rate einmal!“

„Vielleicht Venus und Aphrodite?“

„Die brauch ich mir nicht zu wünschen!“

„Nun, so hilf mir, ich rate schlecht.“

„Flora, Thom! Flora! Ganz einfach. Ich wünsche mir einen Garten, einen richtigen altmodischen Garten!“

„Aber wir haben ihn doch! Die schönen alten Bäume darin.“

„Linden und die Rotbuche auf dem Grasplatz, und Himbeer- und Johannisbeersträucher. Sehr schön, aber das ist noch kein Garten, Thom. Ich wünsche mir Blumen! Blumen! Bunte, feurige, flammende, farbige Blumen, lodernes Geblüh! Dahlien, Astern, Cinnien, Sonnenblumen, Georginen, Löwenmaul und Phlox! Phlox! Mein Thom. Mit p und h geschrieben, und x am Ende. Phlox, rosa und lila und weißen Phlox. Und Malwen, die lila Meerstrandastern in dicken hohen Büschen mit Rittersporn und Akelei. Verstehst Du?“

„Ich verstehe.“

„Nein, ich muss Dir noch erklären. Sieh einmal, jetzt, wo ich nicht mehr male möchte ich einen Farbenrausch in meinen Blumenbeeten.“

„Ja, Du hast die Malerei gegen einen Maler eingetauscht.“

„Der Tausch war vollkommen und gerecht. Von allen unsren Göttern. Sag einmal, Thom, würdest Du Deine Malerei hergeben - etwa für die Musik?“

„Vielleicht“

„Und Deine Musik, würdest Du die ...“

„Nein, niemals und für niemand!“

„Auch nicht für mich?“

„Nein! Meine Musik würde ich nie hergeben. Wohl würde ich mich selbst opfern, für Dich, Eva, aber meine Musik - es ist ja nicht die meine - niemals! Bist Du nun traurig oder gekränkt, Eva?“

„Nein! Ich bin froh, dass Du nicht lügst, Thom. Und ich bin stolz, dass Du so männlich bist.“

Am Abend dieses Tages suchte Thomasius Eva in ihrem Zimmer auf. Behutsam öffnete er die Tür. Da stand Eva schimmernd in vollkommener Nacktheit und glitzernd vor Nässe und wusch sich.

„Komm herein, Thom,“ rief sie ihm entgegen, „komm herein und schau mich an. Bin ich schön? Für Dich, Thom, ganz allein in aller Welt für Dich!“

„Eva! Raube mir nicht die Besinnung!“ antwortete Thomasius mit ernstem Lächeln.

„Sag mir, Thom, wenn Du mich schön findest, warum malst Du mich eigentlich nicht?“



„Es gehört noch nicht zu meinem Glück!“

„Was gehört denn zu Deinem Glück?“

„Du! Eva! D e i n Leben, D e i n Glück!“

„Oh Du Herrlicher! Du Scheusal, Du geliebtes! Komm, küsse mich! Hier und hier ... und hier! Du! Überall!“

„Nein, Eva! Nicht jetzt!“

„Warum nicht? Hast Du Angst, weil ich nass bin?“

„Nicht jetzt, Eva! Keine Laune! Keine Entweihung!“

„Ach, Du Herrlicher! Du Heiliger! Thom! Dann werde ich..“ und sie umhalste ihn und überfiel ihn mit Liebkosungen. „So, Thom! Nun sag mir, warum malst Du mich nicht?“

„Später, Eva! Ich male Dich gewiss, aber es muss in mir reifen, das Bild. Laß mir Zeit!“

„Ach, Thom, die Zeit! Immer die Zeit! Haben wir denn soviel Zeit? Und dann bin ich verblüht. Thom, bin ich denn noch nicht schön genug?“

„Eva, Du bist überwältigend schön. Du bist herrlich!“ und er küsste sie zart auf die Arme und auf die Brust – dann verloren sich beide in einem innigen Kuss. „Thom, nun bist Du auch ganz nass geworden! Der schöne, schöne Schlips! Das war für die Entweihung! Weißt Du, Thom, das Leben ist ja so kurz, es geht in so rasender Eile davon, man kann sich gar nicht genug liebhaben! Immer wieder sich Zärtlichkeit und Liebe beweisen, immer wieder, immer wieder. Eine Frau denkt so.“

„Denkt?“

„Empfindet so, fühlt so!“

„Und hat recht!“

„So Thom, nun mach ich mich noch ganz schön. Weißt Du so recht äußerlich, für die Welt! Machen wir heut abend wieder eine Akademie? Du auf dem Flügel und ich auf Flügeln des Gesanges?“

„Eva!“ erwiderte Thomasius in einem spielenden Gemisch von Bewunderung und berauschem Vortrag, „Eva! Wunderbare, süße, herrliche, große, kühne zauberische Eva! Mutige, offene, klare, prachtvolle Eva! Du, Du laute lautere, wahrhafte Eva! Meine, meine Eva!“

„Genug, Thom!“ unterbrach Eva, „Das ist zuviel, viel zu viel! Du großer, Du großer, Du großer Mann Du! Ach Gott, wie kann man Dich lieb haben! Aber jetzt geh! Studiere die Begleitungen! Man kann das nicht so einfach vom Blatt improvisieren! Thom! Geb Dir Mühe!“

„Kommst Du auch bald, Eva?“

„In zwölf und einer halben Minute. Genau! Die halbe Minute ist für die Bernsteinkette.“

Und folgsam verließ Thomasius das Zimmer. Nach wenigen Schritten aber wurde er von Eva zurückgerufen. „Thom! Der Abschiedskuss! Wie konnten wir den vergessen! Und lass die Türen auf, damit ich Dich höre!“

Und dann begann Thomasius wirklich die Begleitungen der Lieder durchzuspielen, die Eva ihm auf den Flügel gelegt hatte.

Evas Stimme war geschult, aber nicht ausgebildet. Das war ein eigentümlicher Reiz. Ihre Einsätze waren genau, sicher und zuverlässig, ihr Gedächtnis war ausserordentlich, sie kannte alle ihre Lieder auswendig. Aber, was Thomasius immer wieder von Neuem beglückte und ergriff, das war die innige Beseeltheit dieser vollen, reifen Altstimme, es war die Tiefe und Dunkelheit, die mütterliche Unergründlichkeit und Wärme, die tragende Kraft dieser Stimme. Dazu kam der schlichte und ernste Vortrag, der sich niemals ins Spielerische oder Äußerliche verlor. Schlichtheit und Größe waren sich ebenbürtig, und immer, immer wieder von neuem verlangte es Thomasius nach diesem Gesang und der vollkommenen Stillung und Befriedung, die er ihm brachte.

So gelangen Eva am besten die einfachen und menschlich nahen Lieder, Wiegenlieder, Abendlieder, Volkslieder, besonders die von Brahms. Aber auch an große und tiefsinnige Lieder wagte sie sich mit Glück heran, so die Sapphische Ode, die Thomasius besonders liebte, oder wie Weylas Gesang und andre Lieder von Hugo Wolf, und schließlich, zu den einfachen und volkstümlichen Schöpfungen noch gehörend, waren es manche Balladen von Löwe, die ihr gut gelangen.

Auch an diesem Abend also sang Eva.

„Thom, Du wunderst Dich gewiss, dass ich nicht schmettere! Ich könnte es gut, aber ich finde es meist dumm. Denk doch einmal: Könige, die Deine Wärter sind. Das kann man doch eigentlich nur schamhaft herausbringen! So etwas schreit man doch nicht! Und: Grüss Dich, Deutschland, aus Herzensgrund - so etwas sagt man errötend, und wie soll ich es ausdrücken, man schlägt die Augen nieder. Es ist doch Innigkeit, Allerletztes, was da gesagt wird. Meinst Du nicht auch?“

„Ja, Eva, das weiß ich. Und ich habe es auch immer so gefühlt.

Verschwiegenheit, Scheu gegen sich selbst und gegen unser letztes innerstes, geheimstes: Das Wort, die Sprache, es sind immer Gefahren.“ Thomasius saß am Flügel und blätterte in den Noten. Eva beugte sich herab und küsste ihn aufs Haar: „Mein Thom, wie ist alles so schön!“

Dann wurde wieder gesungen. Thomasius hatte sich noch einige Lieder von Brahms gewünscht.

„Für die Zeit, da du geliebt mich hast, dank ich dir schön, und ich wünsch, daß es dir anderswo besser mag gehen.“ Damit beendete sie diesmal ihre abendliche Akademie.

„Thom, weißt Du, im alten Testament erkennt ein alter Prophet seinen Gott im leisen Wehen des Windes. Das fand ich sehr schön.“ Dann schloßen sie den Flügel und legten die Noten fort.

Solcher Art waren Tage und Abende. Thomasius arbeitete, es war ihm wie ein selbstverständlich geregelter Dienst, zu arbeiten, vom frühen Tage an. Er malte in grossen Formaten und auf großen Flächen einfache Dinge.

Seine Bilder, die ihm, einmal vollendet, fast zu fremden Werken seiner Kunst geworden waren, verschwanden in der Welt. Sie gingen auf zahlreiche

Ausstellungen und in den Kunsthandel und wurden verkauft. Besucher und Liebhaber hielt er sich fern und schreckte sie in den meisten Fällen durch unverbindliches Wesen, durch hohe Preisforderungen und durch Unnahbarkeit ab. Aber die Kritik war mit ihm und verkündete laut und lauter seinen Ruhm, förderte damit seine Geltung. Ja, sie sprach schon in ihrer naseweisen und überheblichen Art von seinem Altersstil. Thomasius sah alles lächelnd an. Er machte sich überhaupt nichts aus dem unwissenden Geschreibsel und Geschwätz, sondern er verachtete es. Besucher, die ihn nur neugierig befragen und seine Arbeiten sehen wollten, um darüber zu schreiben, verstand er fern zu halten, indem er es außerordentlich bedauerte, daß sein Bruder leider auf einer grossen Seereise wäre und vor drei Monaten kaum zurück zu erwarten sei. Wenn Thomasius auf seinem Atelier in der Frühe und an den Vormittagen arbeitete, war Hannibal irgendwo in seiner Nähe. Oft saß er auf seinem Fensterplatz und schaute hinaus. Einmal plauderte er mit seinem Pudel, als Eva, die gelegentlich kam, um etwas zu bringen oder zu suchen, ihn hierbei überraschte.

„Ich hielt ein kleines Colleg ab über ästhetische Dinge“ erklärte Thomasius der fragend hereinschauenden Eva.

„Weißt Du, Eva, solch ein Bild muss überwältigen, es muss überrumpeln, es muss erreichen, dass die Betrachter zuerst einmal sich ganz klein und dumm vorkommen. Und später, je länger er das Bild anschaut, desto klüger wird er dann. Das Bild hebt ihn empor, es bringt ihm wieder Menschenwürde und eine gehörige Erschütterung bei. Er muss an dem Gesehenen und Erlebten gewissermassen einen Klimmzug machen, dass er wieder zu sich und in die Höhe kommt.“

„O Thom, das ist wieder einmal echt mein Thom! Du hast natürlich recht. Aber ob Hannibal das begriffen hat?“

„Wenn Du es begreifst, bin ich schon zufrieden. Weißt Du, Eva, darum auch die Einfachheit, die grosse Vereinfachung, um die ich immer noch strebend mich bemühe. Du hast recht: Wohlan, noch einmal! Noch einmal die ganze Welt! Schöner! Edler! Einfacher! Viel viel einfacher! Gewaltiger, vertiefter, die ganze Welt! Die ganze Welt noch einmal! Zuerst aus Gottes Hand, dann aus der meinen!“

„O Thom, fürchtest Du nicht den Neid der Götter?“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Immerhin, Überraschungen sind nicht ausgeschlossen. Man kann ja nur auf den Menschen neidig sein, und dann nur auf seine Kunst. Kunst ist vulkanischer Boden, heisser Boden.“

„Siehst Du, Thom, Du möchtest doch nicht, dass ich mir darauf die Füße verbrenne?“

„Nein, Evalein, Deine unbescholtenen Füsse! Wie heisst es doch bei Brahms? Feinsliebchen du sollst mir nicht barfuss gehen...“

Solchen Plaudereien schloss sich oft ein kleines Frühstück an, das Eva leicht und gefällig herbeizubaubern verstand. Dann überliess sie den Freund wieder seiner Arbeit.



Sie selbst war stets beschäftigt und es war ihr Werk und ihr Wirken, dass Haus und Hof, Garten wie Blumengarten angelegt waren und begannen zu gedeihen, dass Zimmer und Gerät, Zeug, Wäsche und Einrichtung, alles, was sein und was gemeinsam das ihre war, sich steter Ordnung, Überwachung und Pflege erfreute. Dankbar empfand Thomasius sehr wohl diese fraulich wichtigen Verdienste. Er besaß Sinn und Wahrnehmungen für ihr tun und er sah die Rosen, die sie ins Leben flechtete.

Solchem Tag, reif an der Erfüllung getanen Werkes, durchlebten Gefühles, empfundener Gedanken, folgte die Krönung der Nacht, folgte die liebende Einswerdung der beiden Menschen in Inbrunst und Hingabe. Mit dem letzten Schrei der Lust entschlief in innigster Umarmung ihr Menschentun und oft, wenn des Schlafes Gunst ihnen hold war, erwachten sie in gleicher inniger Umschließung zu neuem Morgen, fromm und rein in der Kraft ihrer Unschuld. So war ihrer Beider Leben und Trachten ein hoher Lobgesang auf das Dasein des Menschen.

23. Sicher sind es Kormorane

Tage und Wochen vergingen und das Glück blieb. Monate und Jahreszeiten vergingen und das Glück blieb. Die Gezeiten hoben das Meer und senkten es wieder und das Glück blieb. Stürme wechselten mit Stille, Regen mit

Sonnenschein, Wolken imt Himmelblau und das Glück blieb. Der Kiebitz kam im frühen Jahr, das Vieh wurde auf die Weiden ausgetrieben und im November wieder in den Ställen versammelt und das Glück blieb, die Arbeit blieb, Wohlbehagen, Friede, Freude und Heiterkeit blieben.

Man hatte Thomasius zum Ehrenbürger der Stadt des Kreises gemacht, eine deutsche Universität hatte ihm den Doctorentitel honoris causa verliehen, er war mit Orden und Medaillen bedacht worden, Thomasius war Mitglied von deutschen und ausländischen Gesellschaften der Künste und Wissenschaften und der Naturforschung geworden, und besaß Ehrungen und Anerkennungen. Aber wenn Freunde davon sprachen oder schrieben, hatte er nur die Antwort: Ja, - ol Dag kümmt!

Im Winter fuhren Thomasius und Eva oft nach den Städten Norden, Emden oder Bremen und besuchten auserlesene Concerte, ja Thomasius war einmal für mehrere Monate in Hamburg. „Hörst Du nicht, dass mein Anschlag hart und trocken wird, Eva?“ hatte er gefragt. Aber Eva hatte nichts davon wahrgenommen. „Ich muss einmal meine Technik aufbessern, ich werde mich unterrichten und bilden lassen“, hatte Thomasius erwidert. Dann fuhr er nach Hamburg zu einem namhaften Lehrer, der Hermanns hieß, und lernte von ihm die Technik des Anschlages, die Technik, ein kristallenes, rundes fortissimo zu spielen, die richtige Haltung und die richtige Kraftgebung auf die Tasten zu übertragen. Hermanns war ein schwerer, ruhiger und humorvoller Mann, die beiden verstanden sich sofort. „Technik ist Sache der Persönlichkeit und der Freiheit“ hatte Hermanns gesagt und damit verlangte er von Thomasius das auswendig spielen.“ „Vom Blatt spielen ist schäbig,“ sagte Hermanns. Und Thomasius lernte seine Musik, die er zu üben und zu spielen hatte, auswendig. „Übrigens brauchen Sie von mir gar nichts zu lernen,“ sagte Hermanns beim Abschied, „spielen Sie auswendig, dann haben Sie die bessere Inspiration, und das ist alles“. So kam Thomasius mit Stolz heim und spielte Eva stundenlang vor. Eva lächelte nur und erkannte die Wandlung an. Im Stillen aber dachte sie nur, der Flügel müsse erneuert werden.

Eines Frühjahrs abends wurde wieder eine „Akademie“ veranstaltet, und Frau Meena, Edine und Petersen eingeladen. Es gab ein schönes heiteres Zusammensein. Thomasius hatte die kleine Gesellschaft in seiner gewinnenden Art bewogen, das vertrautere „Du“ unter einander einzuführen. Edine war begeistert, sie hatte schon lange sich innerlich mit Eva ausgesöhnt, ja, sie liebte diese unwiderstehliche Frau, seit sie zum ersten Mal ihren Gesang gehört hatte. Edine flog auf Thomasius zu. „Jetzt muss ich das gleich ausprobieren,“ rief sie. „Vati! Du Vati, Oh das geht so schön! Das hätten wir schon früher haben sollen, Du! Meinst Du nicht auch?“ Dann gab sie Eva die Hand: „Darf ich denn Eva sagen? – Mutti passt doch nicht!“ Eva strich ihr übers Haar: „Liebes Kind, Du! Sag nur, wie Du möchtest, es ist schon alles recht, was Du tust.“

Petersen war verlegen: „Ja, Meenamö, nu segg Du man Jaohm to mi-un Du ook, min Deern Edine! –all uns näät stuur werden! Un Du, Thomasius, nu will ick Du man glieks wat vertelln“- und Petersen, ernster werdend, fuhr fort: „Also mein verehrter Professor, ich muss Dir eine Mitteilung machen. Hol Di fast, - sett Di man glieks dahl, - pass up: in Emden, im Falderndelft liegt ein Segelkutter zu verkaufen, früheres Fährboot, gediegen, prächtig seetüchtiges Schiff, ich kenns von Baltrum her, drei Meter breit, zwölf Meter Quadratmeter Segel, braune Segel, Fock und Grosseegel, Gaffeltakelung und Kajüte, stehhoch! Sollst Du kaufen!“ Thomasius sprang auf: „Und das sagst Du erst jetzt! Petersen! Morgen fahren wir los und holen uns dat Orlogskipp!“ Und sie holten dat Orlogskipp, und ihr Leben wurde reicher, bewegter und satt an beschwingter Freude.

„Schön wird das, Thom, wenn das Schiff so recht schaukelt!“

„Eva, Du musst sprechen lernen! Ein Schiff schaukelt niemals! Ein Schiff kann dümpeln, es kann schlingern, es kann rollen und stampfen, aber nicht schaukeln, das kann es nicht! Merk es Dir, Eva!“ Und dann erklärte Thomasius umständlich und liebevoll diese besonderen Bewegungsarten der Schiffe. Eva erwies sich als gelehrig und verständig. Sie lernte die Seemannssprache, lernte die Handreichungen und Verrichtungen des Bootsmannes, sie war rasch, geschickt und kraftvoll an Bord wie ein geschmeidiger Panther. Und sie war seefest, nahm rauhes Wetter, Böen und Sturzseen mit heller Freude entgegen. Wenn Thomasius anerkennend lobte, war sie stolz und erklärte, sie habe doch auf dem Ammersee auch gesegelt. „Ich weiss ja, Thom, dass Du das verachtest, aber es war oft bewegt und stürmisch.“ Thomasius wollte sie nicht kränken und behielt seine Verachtung allen andren Wassers bei sich. Er ließ ihr ihren Stolz und antwortete höchstens einmal mit einem still gebrumnten: „Hm, hm!“

Alles hatte seine Ordnung. Die amtlichen Eintragungen für das Boot wurden erledigt, Thomasius machte seine Prüfung für Küstenfahrt als Sportsegler. Er musste seine Kenntnisse der Gezeiten, der Segelkunde und der Segelmanöver, seine Kenntnisse der Gewässer, der Seezeichen, der Leuchtbojen und der Leuchttürme, ihre Kennung und Lage, er musste seine Kenntnis, Seekarten zu lesen und Kurse zu steuern beweisen und noch manches dazu. Ein alter weißbärtiger Lootse nahm die Prüfung umständlich ab und entließ ihn mit dem Wunsch: Rum Har - Kloar Kimming. Thomasius schenkte ihm ein Pastell mit großem Himmel und fliegenden Austernfischern. „Mooy“ hatte der Lotse gesagt. Sie trennten sich in herzlichem Wohlwollen.



So wurden denn im Sommer und bis in die beissenden Unwetter der Herbst hinein lange Segelfahrten, die schon kleine Seereisen waren, gemacht. Man war in das benachbarte Holland gefahren, hatte das liebliche Dänemark besucht, war auf Helgoland und auf allen friesischen Inseln gewesen und überall war Eva dabei, standhaft, wetterfest, strahlend, freudig und offenen Sinnes. Eva hatte die seemännische Sprache erlernt, sie hatte gelernt, den Wind und Seegang zu beurteilen, sie erkannte Strömung und Versetzung, verstand Landmarken und Seezeichen, sie unterschied Getier der Luft und des Wassers, kannte die Lachmöwe, die Seeschwalbe, die Mantelmöwe, die Sturmmöwe, Silbermöwe, die Strandläufer und Regenpfeifer, den Rotschenkel, die Austernfischer, Enten und Graugänse, Rotgänse und Brandgänse, und wenn ein Seehund sichtbar wurde, rief sie froh erregt, wie die Schiffer riefen: "Ein Hund!" Thomasius hatte eine tiefe innere Freude an ihr, die Freude am vollkommenen Gefährten, der teilnahm an seinem Größten und am Kleinsten des Lebens und dessen gleichgestimmtes Echo unversieglich war.

Eines Tages sollte die letzte Sommerfahrt gemacht werden. Eva sollte steuern und gewissermassen eine Probe ablegen. Es ging nach Norderney. Das Fahrwasser dorthin war einfach und ihr genau bekannt. Der Wind war west-südwestlich und freundlich. Es ging flott und glatt aus dem Hafen hinaus durch das breite übersichtliche Fahrwasser und in der Gunst der Tide. Doch weiter draussen, im Busetief, als das Boot in die breit schwingende Dünung geriet, musste Eva das Ruder an Thomasius abgeben.

„Thom, mir wird nicht gut. Thom. ist das etwa die Seekrankheit? Mir wird übel und elend. – Verzeih mir, Thom.“

Thomasius nahm das Ruder und tröstete Eva. „Es geht vorüber, Eva, Wir gehen ja bald an Land. Dann wird Dir sofort wieder gut! Kleine arme Eva! Hattest Dich so gefreut auf Dein Segeln und Dein Steuern!“

Eva sah blass und gequält aus. Sie schämte sich dazu. Thomasius tröstete sie. „Passiert jedem Seemann einmal, hat nichts zu bedeuten. Gleich ist Dir wieder ganz gut. Und Du kannst den Dampfer benutzen für die Rückfahrt.“ „Ich laß Dich nicht allein, Thom, und ich mag auch nicht allein zurückfahren unter den fremden Menschen. Ich mag das nicht.“

Auf der Insel war ihre Übelkeit sofort verschwunden. Das Boot lag im Hafen vertäut. Eva und Thomasius gingen durch die Straßen der Inselstadt und betrachteten die kostbaren Auslagen der Geschäfte. Sie kehrten zur Erfrischung ein und genossen den Augenblick, wo sie ihre Sache auf nichts gestellt hatten.

Acht Tage später gingen Eva und Thomasius, von Hannibal begleitet, am Deich in der spärlichen Abendsonne eines Novembertages. Eva sprach: „Thom, wenn wir einmal ein Kind bekommen, hast Du schon über die Namen nachgedacht?“

„Edzard oder Sibylle“ antwortete Thomasius zerstreut. „Übrigens sieh einmal dorthin, das sind Kormorane! Dort, die grossen schwarzen Vögel mit den langen Hälsen und Schnäbeln! Siehst Du – dort?“

„Ach, Thom – sind das Kormorane?“

„Sicher sind es Kormorane!“

„Thom, neulich, meine Seekrankheit, war vielleicht gar keine eigentliche Seekrankheit. Es war wohl etwas ganz andres dran schuld. – Freust Du Dich, Thom?“

„Sieh doch, dort auf dem Pfahl sitzt einer. Mit eckigen, hochgezogenen Schultern. Sieht aus wie ein Wappentier, wie ein Reichsadler! Sieh doch Eva!“

„Thom! Aber Thom! Sei doch mal vernünftig!“

„Was! Ich vernünftig? Auch das noch?“

„Ja, Du gescheiter Mann Du, begreifst Du endlich?“

„Eva, es ist fast zuviel des Glückes!“

„Ja, Thom, es ist d a s Glück! Das ganz ganz grosse Glück!“

„Eva! Geliebte! Nun werden wir heiraten!“

„Ach, Thom! Du auch?“

„Eva! Scherze doch nicht!“

„Thom! Also hinab in das Mausoleum der Liebe?“

„Eva!“

„Thom, werden wir nun Mann und Frau?“

„Aber Eva !“

„Ach, Thom! Du gescheites, Du ganz und gar gescheites Dummerle Du!“

Und Eva tat einen kleinen Sprung, umschlang Thomasius in heftiger Innigkeit.

„Weißt Du, Thom, ich konnte Dir das nicht im Hause, nicht im Zimmer sagen, ich wollte draußen sein mit Dir. Draußen unter dem ganz jungen Mond. Sieh doch, wie schön! Dieses zarte, schmale, schmale Silber dort über dem Gewölk!“

„Achtmal noch, Eva! Achtmal noch diesen zarten, zärtlichen Silberreif in den Sternen! Achtmal noch diesen verheissenden, jungen Mond am Abendhimmel!“

„Achtmal noch, dann bin ich Mutter! Thom, kannst Du begreifen, dass wir immer noch, noch immer und immer noch glücklicher werden können?“

Er nahm ihre Hand. Schweigend beendeten sie den abendlichen Weg, von Hannibal begleitet.

24. Dat gung so batz as an Dunnerslag

Thomasius steht am Fenster neben seinem Flügel. Es ist Abend. Eva ruht groß und schwer in einem breiten Sessel neben ihm. Sie spricht:

„Kühl ist's, und doch schon Juni. Thom, lass doch bitte das Fenster herunter. Mir wird etwas kalt. Ich bekomme ‚frissons‘ wie die feinen alten Damen es früher nannten.“

„Gern, Eva! Du darfst keine ‚frissons‘ haben. Kein Schauer soll Dich berühren.“

„Thom, hast Du nach dem Mond gesehen? Oder hast Du wieder einmal nicht daran gedacht? Großer Mann, Du!“

„Er steht zwischen den Wolken, ganz ganz schmal, ein feiner, jungfräulicher silberner Hauch.“

„Thom, was ist eigentlich Flut?“

„Du meinst Hochwasser. Flut sagt der Seemann eigentlich nicht.“

„Ach Thom, Du mit Deinem Seemann. Warum immer so seemännisch? Sag mir also, wann haben wir Hochwasser?“

„Irgendwann in der Nacht, ziemlich spät.“

„Gut, also diese Nacht. Thom, wie ist es eigentlich bei Deinen Seehunden?“

„Bei meinen Seehunden? Was meinst Du, Eva?“

„Ich meine, wenn sie Junge bekommen.“

„Wenn sie kalben? Nun das ist sehr hübsch. So im Juli wirft die Alte ein Junges. Das kommt meist schon mit dem schönen Pelz zur Welt und eine frühere, ganz wollige weiße Behaarung, die es schon vor der Geburt abgelegt hat, wird dann mit ausgestoßen. Wird oft als heller Klumpen gefunden auf der Sandbank, wo sie kalbten. Das Junge kann gleich schwimmen und tauchen. Es wird stets auf dem Trocknen gesäugt. Die Mutter ist sehr besorgt, sie lockt es zu sich heran zum Säugen mit liebevollen Knurren.“

„Wie hübsch.“

„Und schon im nächsten Monat beginnt das neue Liebesspiel und die neue Begattung. Die Seehündin trägt elf Monate.“

„Elf Monate! Ach! Und das Neugeborene schwimmt und taucht gleich! Und wie unbeholfen, hilflos und unfertig ist das Menschenjunge!“

„Ja, Eva, und wie vollkommen auf die Mutter angewiesen und mit ihr noch so lange verbunden! Bald werden wir das ja selber erleben!“

„Ja, und ich freue mich unsagbar darauf.“

„Und Dein alter Seemann freut sich auch darauf! Es wird etwas ganz und gar Neues in unserem Leben.“

„Ja, Thom, gerade das Einfachste, das Natürlichste und das Selbstverständliche ist uns das Neue und das Große.“

„Ich finde das sehr schön und recht.“

„Für uns ist alles schön und groß und recht.“

„Für uns!“

Sie schwiegen eine Weile. Thomasius schaut aus dem Fenster, Eva blättert in einem Buch auf ihrem Schoß. „Hör, Thom, hier finde ich ein Gedicht auf unsren Mond. Willst Du es hören? Es ist hübsch.“ Und Eva liest:

Junger Mond.
Silbernes Horn der Welt,
Vom Licht umzogen,
schräg in die Sterne gestellt,
Wolken umflogen

Silbern silbernes Horn,
Immer kehrst du zurück,
Ach, vom Leben verworren,
Lange sucht dich der Blick!

Silbernes Lied ohne Laut
Der nach dir rief.

Silbernes Horn der Welt
Vom Lichte umkost,
Schräg vor die Sterne gestellt,
Ewiger Trost.

„Ist das nicht schön?“

„Schön vielleicht. Sehr bedeutend ist es freilich kaum.“

„Muß denn alles immer bedeutend sein? Nur ein zartes Erklingen, ein Anruf aus dem Irdischen an das Gestirn, das uns doch gerade am nächsten und am vertrautesten ist.“

„Du hast recht, Eva, der klingende, wohl schon klagende Anruf – hübsch gesagt. Darum vielleicht auch unsere Liebe zum Ruf der Kiebitze, des

Tütvogels und all der andren über Watt und Wiesen. Anruf aus einer Welt in eine andere, verwandte und doch fremde Welt.“

„Thom, möchtest Du nicht etwas spielen? Irgendetwas, vielleicht auch solch einen Anruf, von irgendwoher, irgendwohin?“

Thomasius setzte sich an den Flügel. Er blätterte in einigen Noten, und beginnt zu spielen. Eva, ganz zurückgelehnt, hört aufmerksam zu. Thomasius spielt zart und mit bewegtem Vortrag. Er wendet die Blätter und spielt eine Weile, als Eva beginnt:

„Verzeih, Thom, wenn ich Dich unterbreche. Thom, mir wird nicht gut. Ich bekomme Schmerzen im Leib. Auf einmal solches Ziehen. Ob das wohl der Blinddarm ist? Thom, der Blinddarm? Man kann doch nie wissen ...“

„Gewiss, Eva, der Blinddarm. Nichts andres! Wir müssen Dich operieren lassen. Man kann wirklich nicht wissen.“

„Es vergeht schon wieder. Es wird schon besser. Nicht operieren, bitte, bitte, nicht operieren!“

„Nein! Aber ich werde Dir die Hebamme besorgen. Sofort! Man kann wirklich nicht wissen ...“

„Ach, Thom wirklich?“

Thomasius verlässt das Zimmer. Eva erhebt sich, schwer und langsam. Sie geht zum Fenster und schaut in den dunklen Himmel. Leise singt sie vor sich hin:

Was wisst ihr dunklen Wipfel
Von der schönen, alten Zeit,
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Leise singt sie die Worte mit dunkler Stimme in die Nacht hinaus. Dann schweigt sie. Sie stöhnt leise und beginnt im Zimmer langsam hin und her zu gehen. Sie bleibt stehen, dann geht sie wieder auf und ab. Endlich lässt sie sich in ihrem Sessel nieder. Eine Weile verhält sie sich still. Sie beginnt wieder, leise zu singen.

Thomasius kehrt zurück.

„So, Eva, alles ist besorgt und aufs beste besorgt! Wie ist Dein Befinden?“

„Es rührt sich wieder.“

„Gut. Die Hebamme wird geholt, zugleich der Arzt, der beste aus der Stadt. Wessels hat angespannt, die gute Stute Tinka. Hanna fährt.“ „Das wird ja eine erlauchte Versammlung um mich herum. Alles nur meinetwegen und wegen dem törichten Blinddarm, Thom, man schämt sich ja vor den Seehunden. Denen hilft keiner.“

„Ob ich nicht der Meenamö Bescheid sage?“

„Ach, Thom, nicht so viele Menschen! Was soll dieser Aufwand, dieses Aufgebot! Aber wie Du meinst.“

Und Thomasius geht noch einmal, dieses Mal bleibt er länger fort. Eva geht wieder auf und ab. Sie singt, singt wieder dieselben Worte:

Ach, die Heimat hinter den Gipfeln
Wie liegt sie von hier so weit!

Sie stöhnt, sie tut einen leisen Schrei. Sie ist stehen geblieben, steht am Fenster, fasst krampfhaft mit gekrümmten Fingern nach ihrem Leib. Dann wird sie ruhiger. Sie geht weiter hin und her. Wieder singt sie leise, wieder stöhnt sie leise, wieder sinkt sie in ihren Sessel und verhält sich still. Eine Uhr tickt, deutlich und hastig. Möwenschreie von draußen dringen herein. Dumpf hört sie ihr Herz schlagen. Wieder steht sie auf, schaut in dunklen Wolken, zwischen denen ein schmaler Mond blass leuchtet. Ratlos und beängstigt schaut sie hinaus. Dann wendet sie um und mit einem leisen Schrei beginnt sie wieder auf und ab zu gehen. Sie bleibt stehen und krümmt sich, dann wandert sie weiter.

Endlich kommt Thomasius, mit Frau Meena, plaudernd, zurück. Er schiebt sie freundlich ins Zimmer.

„Ach, Meenamö, das ist lieb von Dir! Willst Du wirklich die Nacht opfern.
„Viel tun wird ich wohl nicht können. Aber wenigstens das eine. Für irgendwas ist eine Frau immer gut.“

„Wie bescheiden Du bist, liebe Meena, „sagt Thomasius, „wie gut habt ihr Frauen es doch. Euer bloßes Dasein ist schon etwas. Aber wir Männer? Eigentlich sind wir doch recht unnütz.“

„Woll'n erst mal n Koppke Thee machen! Sagt Meena, gut gelaunt, und fängt an, Tassen hervor zu holen. Dann murmelt sie weiter: „un Kluntjes, -- un Thee, un füür möt wi maken ... Törf ... Riitstikken, ... Water ...“

Thomasius erklärt ihr, Tisch und Stühle zu recht rückend, „Hanna ist aus um Arzt und Hebamme zu holen. Tinka läuft ...“

„Gut,“ erwidert Meena: „heel bäst! Dann holt sie gewiss den Sanitätsrat Tholens und die Fraukemö,“

„Sie wird's schon machen.“

Eva ruht wieder im Sessel, blass und gespannt.

„Wehen?“ fragt Meena, „gut, das muss so sein.“

„Ach Meena, wens doch bloss erst alles vorbei wäre.“

„Bald, min Deern. Bald! Nachher geht das so rasch und so fein. Morgen früh schreit es schon, dat lüttje „ tröstet Frau Meena. Leise klirrend mit den Tassen, mit Kannen und Tellern klappernd richtet sie Thee und Gebäck zu recht.

„Bliv' dr man, min Deern“ sagt sie zu Eva, „bleib in Deinem Ruhesessel, ich komm zu Dir.“ So umsorgt die stille Meena Eva mütterlich und sanft.

„Thom, mir ist wie vor einer großen Bergbesteigung. Man sieht nur Mühe und Gefahr, Schluchten, Dunkles, Lawinen, Verschüttung, Steinschlag, wie teuer werden unsre Freuden erkauff!“

„Gefahr und Tod gehört zur vollen Entfaltung unsres Lebens. Die Freude an der Gefahr ist eine adlige Freude,“ sagt Thomasius. Er küsst Eva aufs Haar und sagt: „Eva, auch für mich ist die Gefahr groß: Was soll ich, wenn Dir etwas zustösst? Was soll ich dann noch?“

„Aber! Meine Herrschaften!“ Bemerkt Frau Meena, „schämt ihr euch nicht? Sind das Gespräche vor der Geburt eures Kindes? Es gibt doch nur die eine, ganz große Freude! Man denkt nicht an sich selbst. Wir Frauen schon gar nicht. Eva, die beste Hebamme und der beste Arzt kommen zu Dir. Du musst getrost sein.“

„Ja, Meena, das kannst Du leicht sagen. Du hast dies Erlebnis lange hinter Dir. Und mir steht es bevor, zum ersten Male!“

„Es ist nun einmal unser großes Erlebnis. Eva, Gott hat das so eingerichtet. Er hat schon gewusst, was er tat.“

„Glaubt Ihr?“ Wirft Thomasius ein. Meena straft ihn mit einem lächelnden Blick. „Gute Meena!“ sagt er nur.

„Es kommt schon wieder.“ Sagt Eva und sie beginnt zu stöhnen. Unruhig und gequält, abwesend und zerstreut rückt sie an ihrem Theegeschirr. „Was soll man denn nur tun? Und es wird noch schlimmer. Meena, wird's noch sehr schlimm? Sag doch, Meena!“

„Es geht bald vorüber. Denk doch, dann ist dafür das Kind da. Für all die Schmerzen. Und die sind so bald vergessen, so bald!“

„Schon morgen früh, liebe Eva!“ tröstet Meena.

„Gute Meena, wenn ich Dich nicht hätte!“ sagt Eva leise. Thomasius legt seine Hand auf die kleine rundliche Hand von Frau Meena. Sie errötet leicht und lächelt.

So verbringen die drei Menschen eine gemessene Zeit bis sich im Hause Unruhe erhebt. Hannibal gibt Laut. Man hört Sprechen, es kommen Schritte die Treppe herauf.

Die Tür öffnet sich. Hanna Wessels bringt die Hebamme und den Arzt herein. Sie macht in ihrer einfachen Art die Menschen mit einander bekannt. „Das ist Sanitätsrath Tholens“ sagt sie, „und Herr Professor Thomasius und Frau Professor, und dies ist unsre Hebamme Fraukemö. Die hat uns schon alle geholt, hat uns alle auf dem Gewissen, hier herum!“ Fraukemö gibt allem die Hand. Auch der Sanitätsrath tut es. Er ist ein schlanker alter Herr mit guter, sicherer Haltung. Sein glatt rasirtes ernstes Gesicht und seine gelassen beobachtenden, durchdringenden Augen – kluge, graue Augen – lassen den Arzt erkennen, der viel sieht, mehr noch gesehen hat, und der das Gesehene zu bedenken und zu verschweigen weiß.

„Habe schon viel von Ihnen gehört, Herr Professor“ beginnt der Sanitätsrath.

„Und wie ist's mit Ihrer Frau? Alles in Ordnung?“

„Vermutlich ja. Störungen sind mir nicht bekannt. Es verlief bisher alles ganz gesund.“

„Nun, wir werden ja gleich sehen. Vielleicht begibt sich Ihre Gemahlin auf ihr Zimmer. Ich möchte Sie dann untersuchen. Zur Orientierung

gewissermassen.“ Inzwischen hat die Hebamme Eva bereits voraus geschickt. Thomasius ist gefolgt. Eva sagt zu ihm: „Thom, Du musst noch etwas für mich tun. Sprich mit Hannibal! Du musst ihn vorbereiten. Wenn er nun eifersüchtig wird?“ Thomasius lacht und nimmt sie in den Arm. „Und nun geh, Thoma, kümmere Dich um die Gäste, wenn ich so sagen darf. Aber laß mich nicht im Stich!“

„Die Gäste! Ja Eva, Hebamme und Arzt als Gäste. Ich werde mich ihrer annehmen. Sei unbesorgt. Deine Gäste sind auch meine Gäste. Und eine schöne Geste ist es außerdem.“

„Ach, Thom, mir ist gar nicht zu Scherzen zumute!“

„Du wirst Deine Sache herrlich machen, meine Eva! Und im nächsten Monat kommen unsre Seehunde dran! Da segeln wir einmal hinaus, die Kunst zu grüßen.“

Thomasius kehrt zurück zu seinen Gästen. Hanna Wessels hat sich auf Meenas Einladung mit ihr zum Thee niedergelassen. Man plaudert, um den schweigsamen Sanitätsrath geschart. Der aber sendet mit einem Blick und wenigen knappen Worten die Hebamme zu Eva. Es entsteht eine kleine Stille. Der Sanitätsrath unterbricht sie: „Fraukemö soll erst Ihrer Gemahlin behilflich sein. Ich werde mich dann sofort ihrer annehmen, lieber Professor.“

Thomasius verbeugt sich leicht: „Herr Sanitätsrath, Sie sind jetzt der Lotse an Bord. Sie haben alle Commandogewalt. Wir allen fügen uns in unbedingtem Gehorsam.“ Tholens lächelt. Meenamö bemerkt kurz: „So is't ook! Jüüst so!“ Nach kurzem kehrt Graukemö zurück und bedeutet dem Sanitätsrath, dass sein Kommen nun recht sei. Tholens steht auf: „Meine Herrschaften, ich muss jetzt auf die Commandobrücke. Entschuldigen Sie mich!“ Thomasius erhebt sich höflich, den Arzt zu begleiten, aber er bringt ihn nur bis zu Evas Tür.

„Heute hört hier mein Reich und mein Recht auf. Es ist Ihnen anvertraut mit allen Hoffnungen und aller Zuversicht, verehrter Meister!“

Tholens betritt das Gemach. Eva stöhnt in einer stärkeren Wehe. Tholens wartet, am Fenster stehend. „Sie brauchen nur Mut, gnädige Frau! Es wird sich aufs schönste lohnen.“ Eva antwortet nicht. Wie die Wehe nachlässt und vorüber ist, bittet Tholens höflich und zurückhaltend, sie untersuchen zu dürfen. „Ihr Gemahl verglich mich mit dem Lotsen an Bord. Und ich muß doch wissen, welchen Kurs ich zu steuern habe.“

„Ja, bei uns ist alles seemännisch ausgerichtet,“ bemerkt Eva etwas verzagt. Tholens gibt nun seine Anweisung, wie Eva sich halten und stellen solle. Er betrachtet sie mit einem zuerst sehr kühlen, sich dann erhellenden Blick. Er schaut die grosse, nackt vor ihm stehende Frau mit einem verhaltenen Staunen an.

„Ich mag das nicht, Herr Sanitätsrath. Eine schwangere Frau ist kein edler Anblick. Ich komme mir vor wie ein Modell.“ Tholens erwidert, zerstreut und mehr für sich: „Prächtiges Menschentier!“

„Empörend!“ fährt Eva auf.

„Gnädige Frau,“ sagt Tholens eindringlich und ernst, „bitte verstehen Sie mich. Ich meine, ich meine damit, Sie sind ein Mensch gewordener Hymnus auf die Schönheit.“

Tholens setzt sein Hörrohr auf wechselnde Stellen der Brust, auf die bronzene Haut, oberhalb der Brüste und unterhalb der linken Brust. Er horcht genau, aufmerksam.

„In Ordnung. Das Herz in bester Ordnung.“ Er drückt ein wenig eine der Brüste zusammen. In nadelfeinem hellbläulichem Strahl schnellt die Milch heraus.

Eva lächelt und sagt leise: „Menschentier!“

Tholens bemerkt: „Ja, hier zeigt sich erst Größe und Kraft des Menschlichen: mit Würde auch Tier zu sein.“

Und nun tastet Tholens den Leib ab. Zart und wissend legt er seine schmalen, blassen Hände, fühlend und suchend, auf die Wölbung ihres Leibes. Mit einem abwesenden, verinnerlichten Blick erforscht er die Lage des Kindes. Er gleitet um die obere Rundung --- hier der Rücken gut, - hier die kleineren Teile der Frucht, -- Arme, Beine -- gut und schließlich umfasst er beruhigt den fühlbaren Schädel des Kindes im unteren Teil ihres Leibes, etwas hinter ihr stehend.

„Gnädige Frau, es kann gar nicht besser, nicht regelrechter und gesunder sein. Nun kräftige Wehen, und alles wird rasch und gut überstanden werden.“

„Ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrath. Was ich kann, werde ich tun. Ich möchte ja selbst alles bald überstanden haben.“

Tholens plaudert noch ein wenig mit Eva, die sich gelegt und bedeckt hat.

Dann verabschiedet er sich. „Ich schicke Ihnen jetzt die Hebamme. Ich selbst bleibe aber im Hause und nehme mich weiter Ihrer an.“ Tholens verlässt das Zimmer. Er sendet jetzt die Hebamme zu ihr, daß sie ihren Dienst beginne.

„Fraukemö, es darf nichts passieren! Nicht das Geringste! Kein Riss! Rufen Sie mich rechtzeitig! Hören Sie!“

„Schon gut, Herr Sanitätsrath“ sagt Fraukemö. Sie spricht: Saanitätsrat.

Thomasius sitzt am Flügel und spielt, was ihm einfällt. Tholens hat sich behaglich auf seinen Platz gesetzt und trinkt aus seiner zierlichen Tasse den abgekühlten Thee. Meena erhebt sich, um der Hebamme zu helfen. Sie braucht noch heißes Wasser und sonsterlei. Auch Hanna Wessels ist inzwischen gegangen. Thomasius zündet Kerzen in einem fünfarmigen Leuchter an und trägt die brennende Lampe hinaus. Wie er zurückkommt, bemerkt er: „So!

Nun sind wir von den Frauen hier allein gelassen und sind ab jetzt nur Nebenfiguren.“ „Ja, jetzt regiert die volle Erfüllung des Weibes,“ erwidert Tholens: „Immerhin, es gibt Spinnen, zum Beispiel, da wird das behende kleine Männchen nach der Begattung vom Weibchen aufgefressen.“

„Herrlicher Tod!“ ruft Thomasius aus, „Welch Feigling ist doch der Mensch, daß er weiter lebt!“

Tholens lacht. Zum ersten Male, daß sein Lächeln zu einem wirklichen Lachen sich befreit.

„Ja, Sie sehen, Professor, der Liebestod ist nicht ein Vorrecht oder Opfer allein. Der Spinnemann stirbt ihn wirklich!“

„Und lautlos vornehm.“

Es bricht plötzlich Gesang herein in das Gespräch der beiden. Man hört Evas tiefe und ruhige Stimme. Man hört sie die Worte singen:

„Was wisst ihr dunklen Wipfel von der alten schönen Zeit. Ach, die Heimat hinter den Gipfeln, wie liegt sie von hier so weit!“

Thomasius hat sich an den Flügel gesetzt und spielt leichthin die Begleitung zu ihrem Gesang. Es wird wieder still. Tholens geht in Evas Zimmer hinüber.

„Gnädige Frau, auch Ihr Gesang gehört zu dem Hymnus, von dem ich sprach.“

„Ach, Herr Sanitätsrath, die Wehen sind einfach fort. Es herrscht Windstille. Flaute. Was machen wir da?“

„Zunächst einmal abwarten. Singen Sie ruhig noch etwas. Vielleicht hilft das dazu.“

„Spötter!“

„Sich die Seele befreien, tut auch dem Körper wohl.“

„Das Umgekehrte möchte ich jetzt lieber!“

„Wird auch kommen.“

Tholens gibt der Hebamme Anweisungen. Er plaudert dann doch mit Eva. Er ist liebenswürdig, er fragt, er hört zu, er lächelt und bestätigt und sagt ihr freundliches. Eva zeigt sich versöhnt und beruhigt. Sie hat ob der Geradheit und ob seiner herben Weise Vertrauen zu dem Arzt gefasst.

„Kinder kommen in der Nacht am liebsten,“ sagt er zu ihr, „und meist bei Flut, bei auflaufendem Wasser. Gnädige Frau, Sie werden morgen in aller Frühe eine sehr glückliche Mutter sein.“

„Ich hoffe es. Aber Sie sollten jetzt meinen Professor unterhaken und trösten. Ich selbst bin ja beschäftigt, aber er wartet. Und warten ist doch für Männer sehr qualvoll.“

„Warten können ist auch eine Kunst, die gelernt wird.“

„Aber man kann sie verschönen und erleichtern, diese Kunst.“

„Nun gut, gnädige Frau. Ihr Wunsch ist mir Gebot.“

„Aber vergessen Sie mich nicht!“

„Soll ich sonst noch etwas für Sie tun, etwas ausrichten?“

„Ja! Erinnern Sie meinen Professor an Hannibal!“

„Hannibal? Wieso? Treibt er römische Geschichte?“

„Er versteht schon!“

„Gut. Fraukemö wird mir laufend berichten. Ich selbst werde Sie gewiss nicht vergessen. Ich erlaube mir, ab und zu zurückzukommen.“

„Ich bin völlig beruhigt, Herr Sanitätsrath.“

Tholens verlässt das Zimmer. Thomasius empfängt ihn, sichtlich erfreut.

„Nun, Sanitätsrath, wie steht es?“ fragt er mit hoffender Zuversicht.

„Gut steht es, aber es braucht wohl noch eine Weile. Geduld muss man haben. Warten muss man können. Zeit muss man haben.“

„Ja, Zeit! Zeichen wahren Adels ist immer, Zeit haben“ erwidert Thomasius.
„Zeit hinter sich, -- viel Zeit hinter sich, und vor sich, ja das stimmt schon.“

„Zeit ist das Einzige, was wir nicht meistern, „fährt Thomasius fort, „ den Raum überwinden wir. Die Zeit nicht. Niemals. Sie frisst uns auf. Der Raum ruht, er tut uns nichts. Aber die Zeit, sie ist ein heimtückisches Raubtier.“

„Wie philosophisch Sie sprechen, verehrter Professor! Aber Sie sind doch Maler! Ein philosophierender Maler – ein abstract denkender Maler doch eigentlich ein Widerspruch.“

„Widerspruch? Hm. Im allerletzten Grunde bin ich Musiker. Aber reden Sie nicht davon, sonst kauft kein Mensch mehr meine Bilder!“

„Sehen Sie, Musik ist die Kunst im Bereich der Zeit. Darum ist sie das Unbegreifliche, das Verzehrende.“

„Im Letzten ist alles unbegreiflich. Alles. Die ganze Welt!“

„Und das ist gut so. Was wir begreifen, wird zu Staub. – Hören Sie, Professor, Ihre Gemahlin sind. Also noch keine Wehen wieder.“

Frau Meena tritt ein. Sie schenkt neuen Tee, sie bietet Gebäck an.

„Die Herren sollten sich hier an den Tisch setzen. Oder, Professor, mach doch ein bisschen Musik! Eva singt so hübsch. Spöl ,n äten ut Aarigkeit. Thomasius lächelt, setzt sich an den Flügel und tändelt über die Tasten. „Ja, wat schall ick nu spöln, min Meena“ fragt er spassend, - aber da beginnt er schon mit dem schönen, melodischen Prélude in as dur – „ Kiek, Meena, dat is Chopin, en ganzen grooten en, bannig grooten en!“ sagt er leise, wird sein Spiel fester und schwingt sich über die stillen Zuhörer hinweg. Thomasius spielt mit vollen Händen und singt das herrliche Lied seines Flügles zu Ende. Es verbleibt ein Schweigen. Tholens tritt an den Flügel heran und sagt: „Es ist einfach alles ein Wunder. Immer wieder, in jedem Ding erneut es sich und erschöpft sich nie..“

„Ja, alles, nicht nur die Kunst. Sie, lieber Sanitätsrath, leben ja auch zwischen Wundern. Man verliert nur so leicht das Innesein dessen.“ Tholens schweigt. Dann sagt er:

„Ja, es bleibt alles Wunder. Denken Sie doch, Professor, ale Seele, all unser Rausch, unsre Liebe, ja Liebe in aller erster Linie, all unsre Kultur, unsre holden Künste, unsre Lust, unser Kummer, unser Aufschwung, alles nur die Wirkung eines Abkömmlings des Phenanthrens. Phenanthren, ein chemischer Stoff, genau bekannt, wir wissen, wie seine Moleküle gelagert sind, wie sie sich verhalten, wir wissen vieles.“

„Und verstehen und begreifen es dennoch nicht?“ versetzt Thomasius, ungewiss „und was ist eigentlich damit gewonnen?“

„Gewonnen, gewonnen? Eigentlich nichts, mein Gott, eigentlich garnichts. Ein Schritt weiter im Erkennen.“

„Ja, ein einziger Schritt auf einer Straße ins Endlose.“

Stöhnen und Schreie unterbrechen die stillen Gespräche der Männer. Man hört Evas Stimme im Schmerz wimmern. Frau Meena verlässt das Zimmer. „Alles

geht regelrecht. Auch das ist Wunder genug.“ sagt Tholens. Die beiden schweigen eine Weile. Es wird still. Tholens geht hinüber zu Eva. Thomasius bleibt allein. Er geht zum Fenster und schaut ins Dunkle. Lange sieht er hinaus, sieht ins Dunkle, während wieder der Schrei des Schmerzes von Eva herein dringt. „Auch die Sterne sind Staub“ sagt Thomasius vor sich hin und wendet sich zurück, bleibt am Flügel stehen und sinnt schweigend fort. „Auch die Sterne nur Staub“ Wir gehen dahin, mit ihnen, unendlich, einsam und unendlich verloren. Nichts bleibt, als Trauer. Und auch das bleibt nicht. Eine Wallung von Traurigkeit überkommt Thomasius.

Tholens kehrt zurück. „Es geht gut vorwärts, lieber Professor!“ Wissen Sie auch, dass Ihr Leben jetzt völlig sich ändert? Das Weib gehört nicht mehr dem Mann, sondern dem Kinde. Auch Sie selbst gehören nicht mehr sich, sondern dem Dritten, alles wird anders um dieses neue, dieses Dritte.“

Thomasius schweigt eine Weile. Dann sagt er: „Ich werde es erleben. Wir werden ja eigentlich gelegt, leben gar nicht selber. Es geht nach unbekanntem, aber gewohnten Abläufen. Schritte auf Straßen ins Unendliche.“

Tholens schweigt. Thomasius beginnt wieder, wie zu sich selber: „Wir wollen zu viel. Warum nicht sich fromm in alles ergeben? Warum denken, warum gestalten, warum ändern wollen, schaffen wollen?“

„Lieber Professor, auch unser Wollen wird geführt, wird gelenkt, wird gestaltet. Wir sind es nicht selbst. Der geordnete Zufall, das Gesetz des Ablaufes, all das Unbekannte will es, will uns, will es so und nicht anders. Nennen wir es ruhig das Phenanthren.“

„Unsinn, platter Unsinn!“

„Ergeben Sie sich darin.“

„Und meine Bilder? Und Beethoven? Chopin und Schumann. Und Eva? Alles Phenanthren? Ein dummer Faschingsscherz?“

Fraukemö öffnet die Tür. Wie eine kugelige weiße Wolke steht sie im Türrahmen, mit rosigem Gesicht, eine altmodische Stahlbrille auf der rundlichen Nase. Lächelnd berichtet sie: „All bäst; Herr Saanitätsrat, all best.“ „Und die Wehen? Man hört ja nichts mehr!“

„Sie verbeißt sie. Eine tapfere Frau. Und hat bannig Wehen!“

„Gut! Gut aufpassen, Fraukemö! Gut aufpassen! Bescheid sagen, hör!“

Damit verschwindet das weiße Gewölk durch die dunkle Tür. Die Kerzen sind heruntergebrannt, schwelen und tropfen. Thomasius stellt einen neuen Leuchter mit fünf frischen Kerzen auf den Tisch und entzündet sie.

„Ganz feierlich, fast sacral, diese Kerzen.“ Sagt Tholens.

„Ich bin etwas altmodisch. Es giebt kein schöneres Licht, besonders für Frauen. Es macht geheimnisvoll, hat etwas unbestimmtes, es verjüngt, verschönt.“

„Genießer, „versetzt Tholens, „Übrigens, könnten wir nicht ein bisschen Musik hören? So etwas ganz Abgründiges, am Rande des Dämonischen?“

Thomasius lächelt. Er denkt nach. „Hm, aber was? In dieser Art gibt es eigentlich...“

„Verzeihen Sie, dass ich unterbreche, aber ehe ich es vergesse, Ihre Gemahlin hat mir aufgetragen, Sie an Hannibal zu erinnern...“

„Danke! Hm, also Dämonisches! Gibt es nur bei Chopin und Beethoven. Alles andere ist zu bürgerlich.“

„Vielleicht. Aber zu dem Kerzenlicht,“ meint Tholens, „gehört schon auch etwas versöhnliches ... amplius noli peccare .. verstehen Sie?“

„Ich verstehe. Sie verlangen recht viel. Absolvo te... eigentlich tut das j e d e Kunst.“

Die beiden schweigen. Thomasius sucht einen großen Notenband heraus.

„Hier habe ich etwas ganz ungeheures,“ sagt er, „wenn ich Ihnen dies vorspiele, vergessen Sie alles andere...“

„Sie machen mich äußerst gespannt.“

„So hören Sie also: eine ganz grosse Sonate des schon ertaubten Beethoven. Da ist alles drin, wie im Faust, nur ungeheuer zusammengedrängt. Und dennoch ausführlich. Zwingend. Gewaltsam. Ein Wirbel von Abgrund und Höhenglanz, Wirbel und Zartheit und Ingrim, von Träumerei und Strenge, von Kälte und Innerlichkeit, von Hingabe und Hass alles ist darin und noch viel mehr. Und Verachtung alles Herkömmlichen, dennoch formgebunden. Vollkommene Souveränität der Meisterschaft. So etwas kann man nur machen, wenn man völlig entrückt ist durch Taubheit und Genie. Der letzte Satz eine Fuge, wo alles aus den Fugen geht, und doch höchste Form! Langt unmittelbar in die Ewigkeit hinein. Soll ich es versuchen? Auf Ihre eigenste Gefahr, Herr Tholens!“

„Wenn es Ihre Gemahlin nicht stört?“

„Es wird sie eher freuen. Aber darüber hat der Lotse an Bord zu bestimmen.“

„Versuchen wir es doch.“

Und Thomasius spielt. Spielt mit vollen Griffen und in vollkommen hingebener Gelöstheit. Spielt und vergisst alles um sich herum. Spielt in strengster Sammlung seines Könnens, in männlicher Frömmigkeit und Ehrfurcht. Tholens sitzt eine Weile staunend. Dann hält es ihn nicht mehr aus. Er springt auf, geht mit kleinen leichten Schritten im Raum auf und ab. Bleibt am Fenster stehen, sieht hinaus ins Dunkle, hörend, horchend überwältigt vom Aufbegehren und vom brausenden Aufschwung dieser Musik.

Nach dem ersten Satz macht Thomasius eine kleine Pause.

„Jetzt kommt ein Scherzo voller tändelnder, springender und tänzelnder Dämonie. Ganz ganz einfach und himmelstürmend. Erschrecken Sie nicht!“

Thomasius spielt diesen kurzen mitreissenden Satz mit einer Heftigkeit und Klangfülle, dass er vor sich selbst erschreckt. Als auch dieser Satz vorübergestürmt ist, bemerkt Tholens: „Das ist freilich überwältigend. Das hatte ich nie geahnt. Man kennt ja Beethoven nicht. Man lebt nicht lange genug. Hat man überhaupt gelebt, ohne dies zu erkennen?“ Thomasius fühlt sich von diesen Worten ergriffen. Hat man denn wirklich je gelebt? Was war

alles Frühere? „Jetzt,“ so erklärt Thomasius weiter, „jetzt ein herrlicher, langer, langsamer Satz, schwelgend und schwärmend in Seligkeit und Trauer, in Innerlichkeit und Ergriffenheit. In diesem ganzen Geschehen fast verloren und fremd. Setzen Sie sich ruhig wieder hin, es geschieht Ihnen nichts mehr.“

Und Thomasius beginnt, getragen, feierlich, warm und leise, in vollen, schönen Accorden, verschleiert geheimnisvoll, verzaubert und verträumt.

Da geht die Tür im Dunklen auf. Es erscheint, wie ein helles Wölkchen, rosig und schmunzelnd, die Hebamme. Sie hält das winzige Neugeborene, schön zu recht gemacht, gewaschen und gewickelt, das wimmernde Neugeborene im Arm. Schalkhaft, siegestolz sagt sie:

„Doch, nimmt man sich nicht in acht,
Und – schwupp – ist man zur Welt gebracht!“

Die beiden Männer springen auf. Tholens eilt auf die Hebamme zu:

„Unerhört! Ganz unerhört!“ sagt er voller Zorn.

Die Hebamme: „Näät sälln, Sanitätsrath, näät skälln! Ick kan't näät helpen. Dat gung so gau! Dat gung so batz as'n Dunnerslag!“

„Und die Frau?“ fragt Tholens, noch im Zorn.

„Häält best!“

„Gerissen?“

„Nix! Hääl niix!“

„Und das Kind? Knabe?“

„Nee,n'söten lütten Wicht, bannig söt!“

„Blixm!“ sagt Tholens, nunmehr auch schmunzelnd.

„Soso,“ sagt Thomasius, „also ein Mädchen. Und so sieht sie aus? Sehen sie alle so aus?“

„Nein, so lecker sind nun selten die Kinners, wie Ihres, Herr Professor.

Un söbn Punt. Un glieks so kräge!“

Die Hebamme verlässt mit ihrer Trophäe den Vater und den Arzt, stolze Siegerin, und bringt das Kind zu Eva zurück.

„Ja, da hätten wir uns ja herrlich blamiert, wir Geburtshelfer!“ meint Thomasius.

„Aber mit Beethoven!“ erwidert Tholens verschmitzt.

„Und was nun?“ fragt Thomasius.

„Ich wüsste es: Sie spielen das Scherzo noch einmal...“

„Aber Frau Meena wird zwei Flaschen Wein herauf holen.“

„Und ich gehe so lange, nach der beglückten Mutter zu schauen“ antwortet Tholens rasch.

Inzwischen kommt Meena. Sie strahlt und drückt dem Professor die Hand in froher Bewegtheit.

„Ja, ja, liebe gute Meenamö! Die Wirklichkeit brüllt!“ versetzt Thomasius.

„Ach, es ist ja schon ganz still, dat lütte söte!“

„Sag mal Meena, fängt jetzt ein neues Leben an. Wie ist das eigentlich?“

„Och, Professor, was Du mich fragst! Natürlich fängt jetzt das Leben erst richtig an! Solche Freude! Solche Freude!“

„Sie wird Sibylle heißen, Meena, ist das nicht schon ganz schön?“

„Sibylle? Warum nicht ostfriesisch? Gesina fände ich schöner.“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ich werde mit Eva drüber reden.“

„Ja, das tu Du mal. Das ist recht!“

Tholens hat Frau Eva seinen Glückwunsch und seine Anerkennung ausgesprochen. „Sehen Sie, gnädige Frau, das prächtige Menschentier hat sich doch bewährt!“ „Ja, jetzt verstehe ich Sie schon besser. Sie hatten recht. Es war eine ungestüme Angelegenheit. Wahrhaft ungestüm und ungetüm! Ich habe gekämpft wie ein Tier. Das Singen verging mir gründlich.“

Tholens lächelt: „Es war ja auch das allererste Mal!“

„Ich bekomme wieder Wehen, Herr Sanitätsrath, wie geht das zu?“

„Nachwehen. Alles ist richtig. Warten wir noch ein paar Wehen ab. Ich werde Ihnen dann behilflich sein.“ Die Hebamme schlägt die Decke zurück: „Es ist nur ein Augenblick, dann haben Sie das ganze Drama hinter sich.“

Eva tut einen kurzen Schrei, einen knappen menschlichen Laut des Schmerzes. Dann ist alles überwunden. Der Ablauf der Geburt ist beendet. Eva liegt matt, erschöpft und wohligh in den weißen Kissen. Mit ihren schwarzen Haaren hat sie etwas bildhaftes, fast dämonisches. Tholens sieht in ihr die rein verkörperte Lebensfülle und Lebenskraft. Er sieht jetzt mit besonderer und bewusster Freude dieses schöne, so oft erlebte und immer wieder bewunderte Bild, jenes Bild von der Beglückung, Zuversicht und Erfüllung. Tholens verweilt noch prüfend, ob dieser neue und entschiedene Zustand sicher begründet und zuverlässig sein wird, prüfend und mit zusammengefasster Aufmerksamkeit beobachtend. Inzwischen werkelt nun die Hebamme das Ihre, sie entfernt, sie säubert, sie reinigt, sie wäscht, sie erneuert und ordnet die Laken und bettet Eva frisch. Tholens verlässt Eva mit Freundlichkeit und anerkennenden Worten.

Er kehrt zu Thomasius zurück. Wieder sind die Kerzen heruntergebrannt, wieder setzt Thomasius neue auf den Tisch und entflammt sie.

„Sie gestatten, Herr Professor,“ beginnt Tholens, „daß ich noch etwas verweile. Der Lotse darf sein Schiff noch nicht verlassen, es ist noch nicht in vollster Sicherheit. Nach solch überraschend schnellen Geburten kommen manchmal noch Zwischenfälle. — Auf das Wohl Ihrer Gemahlin.“ Und er hält sein Glas purpurnen Weines gegen das Kerzenlicht empor. „Ich danke Ihnen! Auf Evas Wohl denn! Hoffentlich hat sie nun alles überstanden.“

Eigentlich hat die Frau es doch viel besser, als der Mann. Sie ruht geborgen in ihrer Bestimmung, die sie erfüllt, - im doppelten Sinne dieses Wortes: wahrhaft erfüllt. Der Schoß der Natur hat sie nicht hinweg geschickt, wie uns Männer. Wann denn eigentlich haben wir Ruhe?“

„Unsre Ruhe ist der suchende Geist. Unsre Geborgenheit das Wissen, die Erkenntnis. Es ist unser Schicksal.“

Längere Zeit schweigen die beiden Männer. Sie schweigen ein kluges Stillesein, sie schweigen eine gemeinsame Sprache, ein zusammenklingendes Verstehen. Leise dämmert der neue Tag herauf, langsam werden die Fenster heller, die Kerzen brennen herunter, rötlich und flackernd.

Die Tür öffnet sich. Frau Meena erscheint. Ernst und ein wenig erregt, eindringlich und deutlich sagt sie: „Herr Sanitätsrath, Willn Se ebe komen, man gau!“ Tholens springt auf. Er geht eilends mit Frau Meena hinaus. Draußen sagt sie leise zu ihm: „Blutsturz, schlimm.“ Tholens betritt Evas Zimmer. Sofort erfasst er die Lage. Unter dem Bett eine Blutlache. Eva bleich, mit spitzem Gesicht, starr und mühsam atmend. Der Arzt befiehlt: „Spritzen zurecht machen. Binden. Frau Meena Kaffee bereiten, den stärksten Kaffee, eine Tasse, rasch.“

Indessen hat die Hebamme die Decke zurückgeschlagen. Der Arzt gräbt seine linke Hand wie eine Schaufel, den Daumen abgespreizt, in die schlaffen Bauchdecken der Frau. Er fühlt die stark schlagende große Ader und drückt sie kräftig gegen die harte Wirbelsäule zusammen. Mit gesammelter Miene und in diesem zuversichtlich ernstesten Zugriff wartet er eine kurze Weile. Dann tastet er mit der rechten Hand, dicht neben seiner linken, wie die Gebärmutter wieder fühlbar wird, sich zusammenzieht, sich verhärtet. Die Blutung steht. „Gerettet!“ sagt Tholens leise. Er verweilt noch bei diesem helfenden Griff, dann schickt er Frau Meena zu Thomasius, ihm mitzuteilen, daß alles in Ordnung sei. Dann solle sie den Kaffee bereiten. Langsam lockert der Arzt den Druck auf die grosse Schlagader, behutsam und beobachtend. Die Blutung hat völlig aufgehört und bleibt auch fort. Eva kommt wieder zu sich. „Was war denn“ fragt sie matt, „es war so schön – die Heimat hinter den Gipfeln, es war so schön!“

„Frau Eva, gleich ist wieder alles da. Sie bekommen jetzt etwas Kaffee zur Erfrischung. Es war eine kleine Schwäche. Ist schon ganz vorüber. Wir wickeln Sie jetzt etwas ein, dann wird Ihnen wieder warm, das tut Ihnen gut.“ erklärt Tholens beruhigend. „Ist schon recht,“ sagt Eva lächelnd.

„Sehen Sie, und das Töchterchen ist auch schon ganz ruhig und wird sie nicht stören.“ Noch einmal tastet Tholens die Gebärmutter ab: sie hält sich fest zusammengezogen.

Frau Meena bringt den Kaffee, den Eva sich fast gierig einflößen lässt.

„Dass ich Ihnen soviel Mühe mache, es tut mir so leid. Die ganze Nacht hindurch. Es ist ja schon heller Tag.“

„Beunruhigen Sie sich nicht weiter. Wozu bin ich denn da?“

Fraukemö ist um Eva bemüht. Sie wickelt ihre Beine von den Fußspitzen an bis weit hinauf mit breiten Binden fest ein und legt hohe Kissen darunter. „Dat mutt wesen, Frau Professor, so ist 'heel maklk – und ist gut für das Herz!“

Tholens fühlt Eva den Puls. Lange fühlt er ihn, zählt ihn und bedankt sich: dabei. „So, jetzt ist alles gut,“ sagt er, „wir brauchen nicht mehr viel. Wärmflaschen müssen noch her. Eine Spritze noch, zur Sicherheit, dann noch einmal Kaffee und es geht weiter!“

Tholens verweilt noch eine Stunde bei Eva. Beide sind still. Tholens schaut aus dem Fenster. „Jetzt erlischt der Leuchtturm“ sagt er für sich hin.

„Ja, der gute alte Turm,“ meint Frau Eva, „mein Mann liebt ihn so. Könnte er nicht einmal kommen, mein Mann?“ „Ich werde ihn holen.“ Tholens verlässt das Zimmer. Er sagt Thomasius Bescheid und lässt dann die beiden allein.

„Thom, grosser, lieber Thom! Komm zu mir, ganz dicht komm zu mir! Du, es war herrlich! Alles war so herrlich! So groß und wunderbar! Bald will ich Dir wieder ein Kind gebären! Mein großer, geliebter Thom!

25. Wo kommt der Wind her Edine

Am frühen Morgen hatte Thomasius sämtliche Fenster seines schönen Arbeitsraumes hochgeschoben. Draußen blaute der herrlichste Junitag, ein Fest des Frühsommers.

Thomasius saß auf einem langbeinigen Hocker vor seiner Staffelei, auf den hochgestellten Knien den Pastellkasten, und malt an einem kleinen Bilde das er auf eine mit rauhem Papier bezogene Holztafel auftrug. Thomasius war in sonnigster Laune, er arbeitete in Hemdsärmeln und mit allen Fingern beider Hände, die von den Pastellbleistiften staubig gefärbt waren.

Da flog die Thür auf, und Edine stürmte herein.

„Oh Vati! War das eine Tour! Wunderbar ist es heute. Warm. Ich schwitze. Ich war mit dem Fahrrad in Norden. Diese Rosen soll Eva haben. Sieh doch Vati! Guck doch her! Diese Rosen! Lauter ganz dunkelrote!“

Edine stand vor Thomasius, den Arm voller Rosen, erhitzt, strahlend und erregt.

„So?“ bemerkte Thomasius kurz und zum Schein kühl.

„Ach, Vati, hast Du mich denn nun gar nicht mehr lieb?“

„Gieb mir erst mal den gehörigen Kuss, Edine, ehe wir weiter verhandeln!“

„Och –Vati,“

„Na? Oder soll ich “

„Oh ja, Vati! Man tau!“

„Ich bin aber farbig. Und Du hast eine so feine Bluse an, Deern! Na, komm her!“

Und Thomasius küsste sie auf Stirn und Wangen.

„Ja, Vati, weil Du doch nun Sibylle hast, dachte ich...-“,

„Nee, min Deern, ich freue mich jetzt über meine kleine Tochter und über die große. Die lütte muss erst noch was werden.“

„Was malst Du eigentlich? Lass doch mal sehen! Oh ja, Fein! Aber so deutlich rot sieht man doch die Schnäbel von den Austernfischern gar nicht in Wirklichkeit?“

„Wirklichkeit? Wirklichkeit ist nur, was i c h male! Außerdem denk doch mal nach!“

„Hm—weil alles so grau und düster ist—die Wolken, Strand und Wasser, darum?“

„Bist doch ein kluges Mädel!“

„Aber warum malst Du jetzt so grau und dunkel und regnerisch heute, wo es draußen so, so schön ist?“

„Ja, Edine, das ist es eben! Wenn man das dreißig Jahre macht, kann man auch bei schönem Wetter malen. Das ist eine andere Art Wirklichkei sozusagen.“

„Du! Mutti lässt Dich grüßen.“

„Danke! Sie soll sich mal tüchtig ausschlafen, nach dieser Nacht!“

„Ja, und sie lässt Dir sagen, Du darfst nicht vergessen, Sibylle anzumelden.“

„Anmelden? Wieso?“

„Ach, Vati, man kann doch nicht einfach Kinder kriegen—so mir nichts, Dir nichts.“

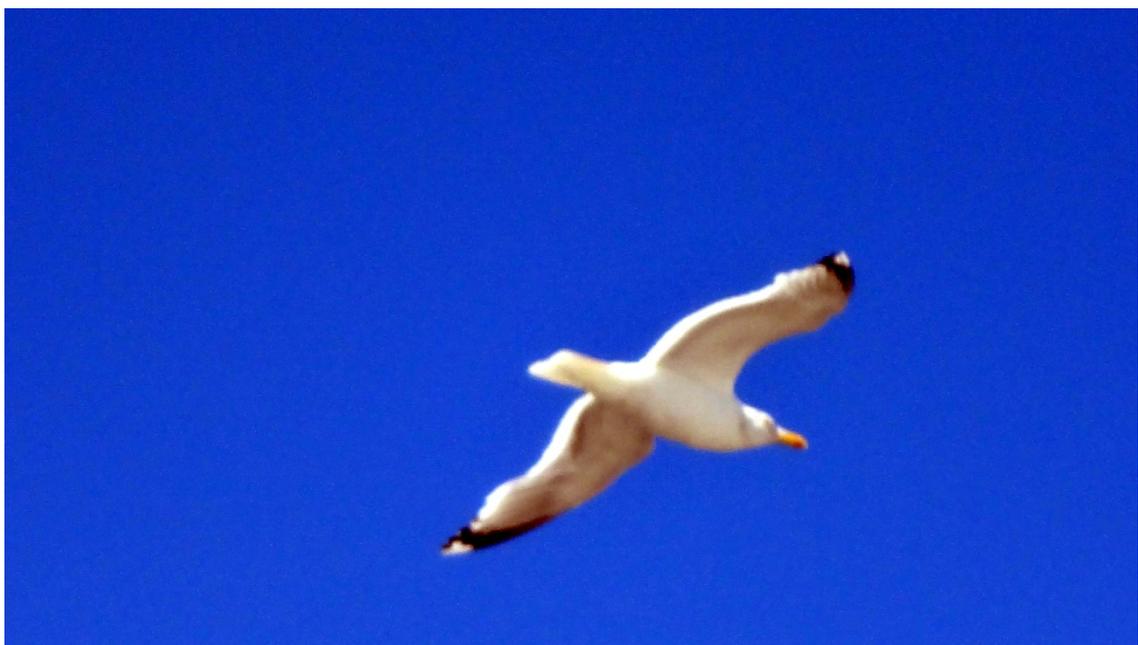
„Ach so, ja, ich verstehe. Standesamt!“

„Ja, natürlich!“

„Gut, werde ich besorgen. Übrigens, Edine, leg die Rosen weg! Eva muss jetzt schlafen. Du kannst mit den Pastellkasten halten. Sieh mal, so!“

Und Thomasius kletterte von seinem Hocker herunter, blieb vor seiner Staffelei stehen und malte weiter, während Edine ihm von seiner linken Seite her den flachen, großen und nicht ganz leichten Pastellkasten hinhielt.

„Oh, wie sie alle so dastehen, die Silbermöwen, die jungen braunfleckigen, alle so ausgerichtet gegen den Wind... und die Austernfischer. Hübsch wird das!“



„Wo kommt der Wind her, Edine?“

„Auf dem Bild – Aus Westen.“

„Gut, sehr gut! Und wie stark etwa?“

„Vier---höchstens fünf.“

„Ich sehe es am Wasser, am Schaum, an den Wolken und sowas fühlt man auch.“

„Dafür kriegst Du noch einen Kuss! Weil Du so gescheit bist, sehen und beobachten kannst.“ Und Thomasius küsste Edine auf beide Wangen.

„Das waren aber zwei, Vati!“

„Umso besser. Nun siehst Du auch, was Wirklichkeit ist: Es muss wahr sein, es muss genau sein, was man malt. Muß stichhalten. Muß Hand und Fuß haben. Das Andre ist dann mein Geheimnis.“

„Vati! Die Rosen! Darf ich einen Krug holen, sie reinstellen?“

„Gleich, wenn ich fertig bin. Darfst doch jetzt nicht davonlaufen!“

„Aber die Rosen..“

„Die halten schon noch. Wart a Weil. Siehst ja, ich bin bald fertig.“

„Ach Gott ja, die schönen Rosen. Sind doch schon heute früh geschnitten!“

„Wenn Du noch weiter drängelst und quengelst, mal ich noch Dich zur Strafe obendrein!“

Nach einer geduldigen stillen Pause: „Vati, weißt Du noch alles, was Du zu sagen hast? Am Standesamt? Am 26. Juni 1914 morgens um drei Uhr wurde dem Professor Thomasius eine Tochter weiblichen Geschlechts, nein, ein Mädchen weiblichen Geschlechts geboren, oder wie heißt es amtlich? Weißt Du, das Amtliche ist auch immer sehr genau.“

„Hör doch mit dem blöden amtlichen auf! Guck zu, was ich male! Diese französischen Pastelle sind herrlich. Sprechen so schön an, bleiben so richtig im Ton. Pass auf, da hinten geht jetzt ein Regenschauer runter, eine echte Bö, so etwas schräg nach rechts, der Windstärke entsprechend, nicht wahr?“

„Schön ist das! Und die Himmelslücken haben dann immer solch grünlichen Ton!“

„Gut beobachtet! Kommt jetzt gleich. Und dann ist das Bild fertig. An Sibylles erstem irdischen Lebenstage gemalt!“

„Und dann? Vati, gehen wir dann?“

„Erst wenn Meena kommt. Sie versprach es mir. Wir können doch Eva nicht allein lassen.“

„Ich kann ja hier bleiben.“

„Ja, das wäre ein Vorschlag. Da, schau das Bild! 500 Mark? 600 Mark? Was meinst Du?“

„Ist überhaupt schade, solch Bild zu verkaufen.“

„Meinst Du? Eigentlich hast Du recht. Weißt Du was Edine! Weißt Du, was?“

„Nein.“

„Ich schenk es Dir! Du hast es ja mitgemalt.“

„Oh Vati! Wie lieb! Wie ich mich freue!“

Und Edine fiel dem Meister um den Hals, heftig und voll Ungestüms. Sie küsste ihn und fand kaum Worte, ihre Freude auszusagen. Sie lief im Zimmer hin und her, betrachtete das Bild, sah Thomasius an, sah aus den Fenstern und konnte sich kaum beruhigen in ihrer Überraschung und freudeerfüllten Erregung.

„Das Datum noch draufschreiben, Vati! Das Bild ist so alt wie Sibylle.“

„Einige Stunden jünger. Gut, das Datum noch. Es ist ja das gleiche.

26.Juni 1914 - Walter Thomasius für seine liebe Edine. Ists Dir so recht?“

„Und ob! O ist das schön! Der schönste, der allerschönste Tag ist heute. Und Mutti wird sich freuen! Wen sie nur erst hier wäre!“

„Deiner Mutter male ich auch eines! Eines mit Sonne und weißen Wolken. Das mache ich dann am nächsten Regentage.“

„Dann bekommst Du von Mutti auch einen Kuss!“

„Das will ich hoffen! Und nun stell die Rosen ins Wasser, mein Kind! Wir wollen unsre Eva noch schlafen lassen.“

26. Ich habe überlegt – und es bleibt so

Tholens hatte sich von Eva verabschiedet. Es war am fünften Tage, und er fand, dass seine weitere Beobachtung und Sorge nunmehr entbehrlich seien. Danach hatte Thomasius ihn in seinen Arbeitsraum mitgenommen.

Thomasius begann: „Verehrter Sanitätsrath, Sie haben mir von Ihrer Kunst gegeben, sehr sogar haben Sie uns davon geschenkt, darf ich Ihnen nun von meiner Kunst dafür ein wenig anbieten? Bitte suchen Sie sich etwas aus, wenn Sie mögen, Sie haben unbeschränkte Wahl!“

Tholens ging hin und her und besah sich Bilder, an den Wänden, auf den Staffeleien, und wo auch immer sie standen und schaubar waren. Aber Thomasius suchte noch weiteres hervor, Ölbilder, Zeichnungen, Pastelle, und stellte und rückte sie für Tholens zur Besichtigung zurecht.

„Alles unverbindlich, nehmen Sie es als kleine Schau, wie man so sagt. Ich weiß ja überhaupt nicht, ob meine Welt und meine Anschauung dieser Welt Ihnen zusagt.“

„Ihre Welt gefällt mir schon, Meister, aber die Welt überhaupt wird mir zweifelhaft.“

„Das tut mir leid. Solche Zweifel sind doch meist bei uns Älteren überwunden?“

„Sie werden aufs Neue erregt. Man glaubt, Ruhe zu haben, und dann kommt erst der Zusammenbruch. In meinem Alter eine harte Prüfung.“

„Ich verstehe Sie nicht. Ich fand, niemals war mehr Anfang und mehr Zukunft in der Welt als jetzt.“

„Zukunft? Ja, man kann sie nicht leugnen. Aber diese Zukunft wird darin bestehen, dass sie uns zu einem neuen Anfang zwingt.“

„Ich verstehe Sie immer weniger. Warum soll unsere europäische Kultur nicht einfach und geradlinig fortschreiten?“

„Weil sie in Kürze zu Grunde geht.“

„Ich glaube nicht an den Untergang, ich sehe dafür keinen Anlass.“

„Anlass? Der Krieg genügt!“

„Welcher Krieg?“

„Der Krieg, der jetzt bevorsteht.“

„Wieso? Niemals hatten wir längeren und beständigeren Frieden, als jetzt.“

„Aber dieser Mord setzt die Welt in Flammen!“

„Welcher Mord?“

„Das wissen Sie nicht? Wie glücklich leben Sie hier in Ihrer Abgeschlossenheit! Der österreichische Thronfolger wurde gestern in Serajewo ermordet.“

„Ach, auf dem Balkan wird viel gemordet, das gehört wohl in jene Gegend und fällt nicht besonders auf.“

„Aber dieser Mord hat ganz große politische Hintergründe und steht mit europäischen entscheidenden Mächten in Verbindung!“

„Wenn schon! Ein Krieg wäre doch Wahnsinn!“

„Lieber Professor! Kennen Sie irgendeinen Wahnsinn, irgendeine noch so grauenhafte, noch so ungeheuerliche Dummheit, vor welcher die Menschheit etwa zurückschreckt?“

Thomasius schwieg. Dann sagte er: „Gewiss, die Völker selbst erlassen keine Mobilmachungsbefehle. Das tun die Regierungen. Völker sind stumm, sind willenlos. Aber gibt es Regierungen, die derart blind wären? Es ist doch gar nicht auszudenken! Unvorstellbar!“

„Die Regierungen haben in den letzten Jahren zu ihrer vermeintlichen Sicherung und zur vermeintlichen Erhaltung des Friedens, und was so alles für kindischer Unsinn, erdacht, erfunden und erlogen wurde - sie haben derart gerüstet und Bündnisse geschlossen, dass die Kanonen ganz von selbst losgehen und losgehen müssen! Sie sollen sehen, lieber Professor, es wird, wie in unsrer Schulzeit: Keiner wills gewesen sein. Der Besiegte hat dann die Schuld, die göttliche Gerechtigkeit will es so. Der liebe Gott muss ja auch dabei sein! Wie sagt doch Nietzsche: Ein Krieg macht den Besiegten schlecht, und den Sieger dumm! Und darum entsteht aus jedem Krieg ein neuer Krieg! Die Dummheit des Siegers ist das Schicksal der Welt.“

„Ich kann nicht, ich will nicht an dieses Unheil glauben!“

„Aber ich sehe hier ein wunderbares Bild, um dieses finstere Gespräch abzurechnen: Ein Bild, das ich schon gern besitzen möchte. Diese Frau auf der Düne, mit dem Pudel ist malerisch von höchstem Reiz.“

„Nein, Herr Tholens, leider ist gerade dieses Bild unveräußerlich. Entschuldigen Sie, dass es unter die Auswahl geraten ist, von der es ausgeschlossen sein sollte.“

„Aber bitte sehr! Es ist freilich doch sehr schade. Sehen Sie, ein solches Bild hat etwas starkes, etwas überzeugendes und tröstendes. Ihre menschenlosen Natur-, Wetter- und Wasserbilder sind herrlich, aber sie machen einem Angst!

Diese Verlorenheit erträgt man nicht auf längere Zeit. Wissen Sie, Berge, da kann man hinaufsteigen, da kann man schließlich überall hinkommen. Aber Ihr Meer, Ihre Endlosigkeit, mein Gott, wo soll man hin?“

Thomasius lachte: Diese Anschauung und diese Wirkung seien ihm neu und interessant.

„Wissen Sie, Meister, man braucht den Menschen. Man braucht ihn. Auch in der Kunst. Es geht nicht ohne ihn. Das ist das Letzte und Tiefste unsrer Erfahrungen. Gerade wenn man älter geworden ist und etwas genauer und unabhängiger hinschaut!“

Dieser Ausspruch traf Thomasius im Innersten. Er schwieg zuerst, dann aber sagte er, einer Eingebung folgend: „Ich hätte noch einen Versuch zu zeigen, Mensch und Natur in einer letzten einsamen Verbindung darzustellen, falls es Sie interessiert.“

„Sagen Sie, Herr Tholens, ich irre mich wohl kaum in der Annahme, dass Sie meiner Frau das Leben gerettet haben?“

„Ich muß gestehen, gewissermaßen habe ich das wohl getan.“

„Nun, und das Bild, das ich Ihnen zeigen werde, steht für mich in sehr erlebter Verbindung mit einer Lebensrettung. Begnügen Sie sich mit dieser Andeutung?“

„Ich begnüge mich“ versetzte Tholens ein wenig scherzend..

Und Thomasius holte aus einem Stapel von Bildern, die zwischen Regalen zusammengestellt standen, das Bild der Morgenröte und der menschlichen Gestalt hervor. Er stellte es vor Tholens auf die Staffelei.

Tholens saß lange schweigend davor. Dann begann er: „Das ist das Großartigste und Schönste, was ich seit langem, langem gesehen habe. Fast noch grösser als Musik, wenigstens für mich. Aber, dieses Bild zu besitzen, wird wohl nur ein frommer Wunsch sein können?“

Thomasius überlegte. Und in einem raschen Entschluss übereignete er das Bild an Tholens. Dieser verstummte vor Staunen und war in einer Verlegenheit zu erst still und wortlos. Dann erhob er sich und sagte, Thomasius die Hand drückend: „Wenn es nicht Lebensrettung gewesen wäre, würde ich mich vor dieser Gabe scheuen. Aber Sie müssen wissen, was Sie tun, Professor! Sie müssen wissen, was Sie tun! Überlegen Sie es sich noch.“

„Ich habe überlegt und es bleibt so!“

„Dann kann ich nichts weiter tun, als Ihnen meinen Dank, meinen sehr bewussten Dank auszusprechen, lieber Professor! Ich empfinde es als Ehrung und Bevorzugung, die verpflichtet hält!“

Thomasius war ein wenig verwirrt, tausenderlei Gedanken und unklare Empfindungen gingen in ihm hin und her und machten in unsicher.

Die beiden Männer hatten noch lange beieinander gesessen und gesprochen. Tholens hatte es nicht mehr gewagt, um Musik zu bitten. All diese Dinge hatten, angesichts des Krieges, vor dessen Ausbruch er überzeugt war, etwas so quälend schmerzhaftes bekommen, dass er nichts anderes wusste, als von

Mensch zu Mensch zu reden und zu plaudern. Nur so gelang es, die Gedanken und die Ängste, die sie nährten, erträglicher zu machen. Schliesslich trennte sich Tholens von Thomasius und verließ bei schon beginnender Dämmerung das einsame Haus.

Am Abend war Thomasius, von Sorge und Unruhe getrieben, zu Frau Meena gegangen. Dort traf er Petersen. Natürlich drehte sich das Gespräch um den Krieg. Man trank und verzehrte einiges, das Gespräch war schwer, schleppend und düster. Unfroh waren die Gemüter. Selbst Edine war bedrückt und ratlos. Thomasius hatte Eva weislich geschont von der Mitteilung der Ereignisse, die der Anlass all dieser Verfinsterungen waren. Eva hatte sogar Thomasius fortgeschickt. „Thom, Du bildest Dich ja geradezu auch zum Wöchner aus. Immer wenn ich nicht schlafe, bist Du bei mir, sitzt an meinem Bett, betrachtest mich andächtig und bist sanft und still. Ich kenne Dich nicht wieder. Ich hätte fast gemeint, Du würdest stolzer, freier, ja meinetwegen etwas lauter, geräuschvoller, gewaltiger. Weißt Du, daß das gar nicht zu Dir passt?“

Mit solch liebevollem Tadel war es ihr gelungen, ihn wieder mit den benachbarten Freunden zusammen zu führen. So war er denn zu Frau Meena gegangen. Aber es war ihm auch hier nicht froher und leichter ums Herz geworden. Immerhin, angesichts der unbekannteren, unvorstellbaren Gefahr suchte man menschliche Ansprache—es war eine grosse Ratlosigkeit in diesem Zusammenrücken.

Schmerzhaft erinnerte sich Thomasius an das Gespräch mit der alten Baronin in Kärnten. Immer und immer wiederholte er in seinen Gedanken ihre Aussprüche und erinnerte sich des Schmerzes, der dem eines schweren, unwiderruflichen Abschiedes glich. Was hatte sie doch damals gesagt? „Die letzten freien Menschen vor dem Ausbruch der Barbarei, die letzten freien Menschen.“ Ja, das waren ihre Worte. Und sie würde Recht haben. Wir werden die letzten freien Menschen vor dem Ausbruch der Barbarei gewesen sein!

Doch, was sollte all diese finstre und düstre Grübeleien. Noch war ja nichts entschieden, nichts vorauszusehen. Gewiss war die Luft in ganz Europa dunkel und undurchsichtig geworden. Aber—immer noch konnte man auf Einsicht, auf Rettung hoffen. Man m u s s t e hoffen, es war das Einzige, sich vor dem Versinken zu bewahren. Und hatte Thomasius nicht Eva, hatte er nicht Sibylle? Die herrliche Eva! War sie ihm nicht gerettet und erhalten, neu gegeben durch das Geschick? Also hatte ein Wunder der Erretung sich ihm ja schon gezeigt und ihn begnadet. War dies nicht schon ein gutes Vorzeichen? Ach, wie fadenscheinig werden die Gedanken in der Not und in der einfachen Angst! Aber die Regierungen, die Menschheit, die Verantwortlichen konnten doch nicht mit diesem Wahnsinn geimpft, mit solcher Blindheit geschlagen sein. Die Sinnlosigkeit war nicht auszudenken, wenn der Friede nicht erhalten blieb. Man konnte doch nicht um einer Mordtat willen die ganze Welt zerstören und Millionen neuer Morde darüber türmen? Nein,

all dies blieb ausserhalb allen Verstehens, allen menschlichen Urteiles.

„Ja, alles erdulden müssen, erledigen müssen, nichts aber auch nicht das geringste ändern, bessern, mildern zu können, das ist so furchtbar. Man kann nirgends mehr hin, und es wäre anderswo nur noch schlimmer!“ hatte Meena gemeint.-

Petersen war schweigsam gewesen. Einmal hatte er zwischenhinein bemerkt: „Und es ist alles vorbereitet. Die Leuchttürme werden gelöscht, die Seezeichen, die Feuerschiffe werden eingezogen. Und die Minen, die gelegt werden - es wird schauervoll! Wahnsinn ist dies alles!“ – So war man unfroh und beladen bald wieder auseinander gegangen, jeder mit sich und seiner eignen ungewissen Angst beschäftigt. Und war durch sie vom Nächsten getrennt. Auf dem Heimweg, den Thomasius allein machte, wurde er den Gedanken nicht los, etwas aus seinem Inneren verloren zu haben, etwas unwiederbringliches für immer verloren zu haben. Es quälte ihn und stieß ihn in einen unbestimmten Kummer, der ihn gegen alle seinen frohen und hoffnungsvollen Umstände verschloss, einen Kummer, der mit der düsteren Zukunft seines Landes sich vermischte. Heimgekehrt, bemühte er sich, Eva von seiner eigenen Beladenheit nichts merken zu lassen. Eine Weile stand er an ihrem Fenster und sah hinaus in das treue gleichmässige Blinkfeuer des Leuchtturmes, das sich langsam durch die Sommernacht drehte, kam, aufleuchtete und verschwand, kam, aufleuchtete und verschwand.

„Du bist so still und nachdenklich, Thom?“

„Der alte gute Leuchtturm,“ antwortete er, „er steht und leuchtet unverändert. Nicht anders, als zu meiner Kindheit. Es ist so tröstlich, dass es Menschendinge gibt, die Bestand haben.“

„Menschendinge! Ja, Bestand sollen wir von den Göttern erbitten! Thom,- haben wir es nicht gut? Leben wir nicht jetzt in voller Erfüllung menschlichen Wesens? Es gibt keine leeren Augenblicke in unsrem Leben. Du und ich und Sibylle, welche Aufgaben, welches Glück! Sind wir nicht die Menschheit selbst, ihre Würde, ihre Zukunft? Ihr Sinn? Wir, ihrer Edelsten zwei oder drei. Das denke ich jetzt so oft und fühle es so tief. Thom, sag doch etwas Etwas!“

„Ja, Eva, eigentlich fühle ich das auch so, nur nicht so klar und sicher wie Du! Ich habe noch nicht so recht darüber nachgedacht. Weißt Du, wir Männer habem immer so viel andres, was uns ablenkt. Da sind meine Bilder – man denkt immer an irgend ein Bild, ein neues, das werden soll, oder auch ein schon gemaltes, dem man fremd wurde oder das man verliert. Ach Eva, all das Äußere ist so laut, so vordringlich. Und dann die Musik. Eigentlich ist sie das Wichtigste!“

„Aber Thom! Das Wichtigste für unser Leben sind doch wir selbst!“

„Nein, Eva, das sind wir nicht! Wir waren es einmal. Wir sind es nicht mehr.“

„Thom, weißt Du als Sibylle das erste Mal lächelte? Sie soll mit auf unseren Kutter. Du mußt ihr eine Hängematte bei einem Fischer bestellen, aus einem starken Netz gemacht. Ach, ich freue mich so! Und wenn sie dann im Grten steht, zwischen Phlox und Malwen und Dahlien!“

„Ja, es kann schön sein, es kann schön sein, all das.“

„Kann? Nein, es wird, es wird schön! Es ist es ja schon!“

„Weißt Du, Eva, ich möchte einmal noch eine große Landschaft malen, mit einem hohen, hohen, vollen Regenbogen darüber, in der ganzen Pracht seiner Farben! In der ganzen Fülle und Pracht!“

„Und mich darinnen? Mittendrin!“

„Vielleicht.“

„Thom, Du gefällst mir heute nicht recht. Was ist mit Dir? Was bedrückt Dich. Etwas quält Dich! Sags mir!“

„Es ist nichts. Es geht vorüber. Wir wollen aber an den Regenbogen denken, Eva! Den Regenbogen! Und ihn niemals vergessen!“

Schliesslich trennte Thomasius sich von Eva und ging zur Ruhe in den Schlaf der Nacht, in einen schweren, traumlosen Schlaf.

27. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen

Gealtert, ergraut, bedrückt strich Thomasius, irrend, unstet und schweifend umher. Es hielt ihn nicht daheim im Haus und bei irgendeiner Arbeit. Wenn er versuchte, sich mit einem Bilde zu beschäftigen, überkam es ihn, als ob er sich bei einem Laster, auf einem Abwege, einer verbotenen Handlung ertappte. Jeden Morgen, wenn er erwachte und in seiner ersten ihm innewohnenden Heiterkeit an seine Arbeit, an Malerei, an Musik, ja auch an Sibylle und an Eva dachte, geschah es, dass er innerlich zusammenschreckte und zu sich selbst sagen musste: Es ist ja Krieg! Mein Gott, es ist ja Krieg! Dann breitete sich die alltägliche Verdüsterung um ihn und in ihm aus, und alle Lust wich zurück. So wurde jede, auch die kleinste Regung zur Freude erstickt und verbannt. Es hielt ihn nicht bei Eva, es hielt ihn nicht im Haus, ruhelos machte er weite Gänge ohne Ziel und ohne Sinn, oder er suchte, ohne es sich einzugestehen, Zerstreuung bei anderen Menschen. Und wenn es nur Ablenkung war, mußte er sich schon hiermit dankbar zufrieden geben. Niemand verstand, dass dieser so heitere, so aufrechte und selbstbewusste große Mann so umgeworfen und so niedergedrückt werden konnte.

Ja, man machte ihm heimlich Vorwürfe, er liesse sich gehen, er übertriebe, er nähme alles viel düsterer, als es recht sei und als begründet einsehen könne. Wenn er mit Eva sprach, fühlte er es als eine tiefe geheime Entfremdung, daß sie, die so mutige und so innerlich liebende Frau diesen Krieg hinnahm wie einen unabwendbaren und bedauerlichen Unfall. Wohl litt sie unter diesem ungeheuerlichen Sturz des Menschengeschlechtes, aber sie hatte niemals früher bezweifelt, dass ein solcher Sturz geschehen könne, daß er möglich sei. Nie hatte sie das Gespenst der Barbarei für zerstört, für verscheucht und gebannt gehalten. Aber Thomasius hatte ihr nichts

entgegenzusetzen als seine tiefste Verzweiflung. Sie ging den Gelegenheiten des Alleinseins mit ihm aus dem Wege. Zuletzt trennten ihre Gefühle und ihre Grundhaltungen sie voneinander, und der Schmerz dieser Verschiedenheit, an dem jeder auf seine Weise litt, wurde quälender, bewusster und immer weniger überbrückbar.

„Der Tod wird mit vollen Händen ausgesät,“ hatte Thomasius einmal zu Eva gesagt, „es ist fast eine Schmach, dass man so für sich weiter lebt. Es ist beschämend, weiter zu leben, als ginge einen das alles nichts an.“ Es wäre beschämend, nicht weiter zu leben,“ hatte Eva geantwortet, „es wäre schlimm, eine Flucht zu wählen, jetzt, wo gerade der geistige Mensch, der deutsche Mensch die Kraft des zukünftigen Friedens bedeutet!“

„Es gibt keinen Frieden mehr! Die Aufwühlung der Völker, die Aufwühlung des Hasses ist unendlich, sie ist niemals mehr ins Reine zu bringen!“

„Gerade darum müssen wir fortleben und arbeiten und uns einsetzen. Uns selbst, unser ganzes Geschlecht. Thom! Du Dich, ich mich und Sibylle, und wir uns! Thom, das musst Du doch verstehen!“

„Ich verstehe nichts mehr. Es ist alles, alles zusammengebrochen!“

„Thom, ich hatte Dich für stärker gehalten. Aber Du bist schwach.“

„Ja, ich weiss es selbst. Ich bringe Deine Stärke nicht auf.“

„Ja! Stark sein ist doch jetzt das Einzige! Kämpfen, kämpfen, innerlich darum ringen, sich selbst zu erhalten, ungebrochen zu erhalten, sich selbst durchzusetzen durch das, was man ist, was man bedeutet. Das sind doch Werte das sind Kräfte! Pflichten! Der Kampf für sich selbst ist der Kampf für Deutschland. Der Einzelne muß den Sieg behalten!“

„. Es klingt sehr schön. Es ist auch sehr schön. Ich ehre Deinen Glauben, Eva, Du hast Zuversicht. Ich habe sie verloren. Diese Zuversicht wieder zurück zu gewinnen, es wäre eine Gnade.“

Eva fühlte täglich mit neuem Schmerz, wie dieser Krieg Thomasius im Innersten, im Tiefsten, im Geheimsten und im Verwundbarsten getroffen hatte. Sie sah, wie die Verschiedenheit ihrer Gefühle und Gesinnungen sie trennten. Und so grollte auch sie dem Schicksal, das dieser Krieg heraufbeschworen hatte, dem Schicksal, das nach ihrer aller Herzen griff.

„Thom, denk an Beethovens Ausspruch: Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen!“ sagte Eva einmal in einer solchen unglücklichen Unterredung.

„Warum quälst Du mich Eva?“ hatte Thomasius geantwortet und war fortgegangen.

„Aber ich, ich werde es tun,“ hatte Eva dann bei sich gedacht. „Ich muss dem Schicksal in den Rachen greifen. Es von uns fern halten. Und mein Kind vor ihm schützen.“

Einmal war Thomasius zu Sanitätsrath Tholens gefahren. Dort sah er sein Bild der Morgenröte wieder. Es beengte ihm das Herz, dieser Anblick und all die selig schmerzhaften Erinnerungen, die eine unwiderrufliche verlorene Welt bedeuteten. Tholens liess seine Freude über diesen unerwarteten Besuch unbefangen erkennen. Er erkundigte sich eingehend nach Eva und nach dem

Kind. Er war aufgeräumt, und diese Ungebeugtheit wirkte auf Thomasius wohlthuend und ein wenig aufrichtend.

„Mein lieber Professor, man sieht ihnen den Kummer an. Sie sind grau geworden. Ich verstehe. Diese Jahre zählen zehnfach. Was macht Ihre Arbeit. Was machen Ihre holden Künste?“

„Nichts. Alles fort. Dunkel. Stumm.“

„Verstehe, verstehe. Inter arma silent musae. Lieber Professor, ich fürchte, Sie haben die Menschheit zu hoch eingeschätzt, und nehmen sie zu wichtig.“

„Vielleicht. Es würde manches erklären.“

„Sicherlich. Aber Ihre Kunst! Sie steht über allem! Über allem! Unberührt! Mein Gott, wenn man die Kunst besitzt ist man Herr über alle Tiefen und Abgründe.“

„Es giebt immer nur den Künstler, der die Kunst macht. Und das ist immer nur ein Mensch. Und je größer seine Kunst, desto leidender, vergänglicher, desto sterblicher ist dieser Mensch.“

„Wenn Sie so denken, Professor, dann sind Sie verloren. Sie müssen um sich selbst kämpfen, um der Kunst willen. Dieser Krieg ist nur ein Anfang. Es geht fürchterlich in die Tiefe. Rasend in die Tiefe. Alles nur Beginn. Wenn aber die Kunst nicht stand hält, was soll dann noch der Mensch in dieser Welt?“

„Menschheitsverpflichtung. Ach, es klingt so schön. Und ist auch nur Trug und Irrtum.“ sagte Thomasius, so daß es den alten Arzt schauderte „Ich, der sich gerade an dem Gedanken der Menschheitsverpflichtung hoch hielt und daraus seine Kraft zum Leben und Wirken zog.“

Bei Frau Meena war Thomasius öfter. Hier zog es ihn noch am meisten hin. Frau Meena mit ihrer schlichten, geraden und lauterer Art und mit ihrem sanften Humor hatte immer einen tröstenden Einfluss. Sie versank nicht in tiefe und letzte Fragen, die Menschheit geisterte nicht in ihren Überlegungen, sondern Deutschland und ihre ostfriesische Küste, ihre Heimat und Edine, und Petersen und Thomasius mit seinem Hof: Das war die kleine Welt, um die ihre Sorge kreiste. Gewiss war sie zu klug, weiteren Ansichten sich zu verschließen, aber das Allgemeine, das Uferlose, das unsichtbar Ungegenständliche lag ihr nicht nah genug. So hörte sie meist schweigend zu, wenn Thomasius sprach, und versuchte dann, mit den überzeugenden Dingen der nächsten Nachbarschaft die Geister zu beschwören, die sich ins Weite zu verlieren drohten.

„Min leewe Professor, sagte sie wohl,-„dat is ja all dumm Tüüch! Die Menschheit besteht doch auch nur aus Menschen. Im Grunde sind sie alle gleich. Und all das hält kein Mensch lange aus. Köömt all wedder in Riege. Die Soldaten wollen auch mal nach Haus. Wollen alle wieder bei ihren Frauen schlafen. Der Kaiser auch. Der Zar auch. Solch Krieg wird auf die Dauer doch allen zuletzt langweilig. Vielleicht machen sie mal ne Meuterei, mal ne Revolution. Die Natur ist doch stärker als alle Regierungen. Und als alle Diplomaten. Meinst Du nicht auch, Petersen?“ Und Petersen brummte etwas dazwischen, leise, verdrossen. „Ja, all dumm Tüch, Meenamö! All dumm

Tüüch. Man all de Dooden! Un de Krüppels! Und wozu, wozu all der Unfug? Weet keen een.“

Und Edine platzte dann wohl noch mit einem jugendlichen Ausbruch dazwischen: „Habt all ihr Männer gemacht! All bloot de Mannlü! Wir Frauen sollten mal regieren! Da gäbs keinen Krieg! Niemals! Ja, wozu eigentlich all der Unsinn?“

„Ja,“ meinte Petersen, „zu viele Menschen zu wenig Land. Oder vielmehr falsch verteilt, die Menschen—und die Länder.“

„Na, das kann man doch ohne Krieg in Ordnung bringen!“ meinte Edine, „deswegen gleich sich gegenseitig doot scheeten! Nee!“

Aber es blieb die Verdüsterung in Thomasius, es blieb die Bedrückung, es blieb Lähmung und Ernst. Manchmal auch ging Thomasius mit seinem Pächter über die Felder und liess sich erklären und zeigen und hindeuten. Das war wohltun und befreite für Augenblicke.

„Aushungern wollen sie uns! Und alle beten zu Gott, daß er ihnen helfen möge!“ sagte Wessels, „Der liebe Gott kann mir leid thun!“ Dann: „Ja, sie brauchen eigentlich gar nicht zu kämpfen. Brauchen bloß die Blockade ganz christlich und korrekt anzuwenden. Großartig. Wer zuerst schwach wird, den hats.“

Und dann war Thomasius wieder allein. Er suchte das Alleinsein.

Evas Gegenwart störte ihn. Er konnte ihre Härte und einen gewissen Mangel an Tiefe, den er bei ihr zu bemerken glaubte, nicht vertragen. Es schmerzte ihn, daß sie seinen eigenen Schmerz nicht teilte, ihn nicht nachempfinden konnte, wie er meinte. Und es schmerzte Thomasius, dieses Trennende wahrzunehmen und es in seinem Bewusstsein immer und immer wieder zu spüren. Alle tiefsten Grundlagen, die man für unerschütterlich hielt, wanken und sind nicht mehr sicher. Sie tragen nicht mehr, dachte Thomasius ständig. Dieser Krieg dringt mit seiner Zerstörung in die tiefsten dunkelsten menschlichen Geheimnisse, Geheimnisse des Menschseins. Und darin ist man allein, und jetzt sogar von sich selbst verlassen. Nichts gibt es mehr, das sicher ist, nichts mehr, das unser Dasein trägt, hält, schützt. Die Würde des Menschentums ist angetastet und befleckt. Der Staat, Vaterland, Heimat, alles, dem man vertraute und dem man sich selbst anvertraute, sinkt in fragwürdige, zweifelhafte Vergänglichkeit dahin. Lässt uns im Stich. Alles verrät uns, auf das man geschworen hatte. Worauf man sein Leben aufgebaut und wofür man gelebt hat, ist nebensächlich geworden. Nichts hat mehr einen Sinn, als der Tod. Was ist denn überhaupt noch wichtiger, als das Sterben? Es anständig zu bestehen ist unsere einzige Aufgabe. Draußen sterben! Draußen sein, allein sein und vergehen, in stummer Würde, und unauffindbar. Eins mit den Gesetzen dieser Erde, ihnen gehorsam. Draußen sein, bei den Tieren, in den Winden und unter ihren Wolken!

So verloren sich die Grübeleien, denen Thomasius nachhing ins uferlos Düstere. Aber dennoch geschah es manchmal, dass eine milde Aufhellung über ihn kam, daß Wünsche in ihm auflebten, nach seinem letzten Werk, mit

dem sein Erdengang und seine Kunst enden sollte. Nach einem Werk, das die letzte große Erfüllung bedeutete, größer, tiefer, inniger, vollkommener als alles Bisherige, gewaltiger und Letztes aussagend, letztes Irdisches rühmend und verherrlichend, endgültig beendend, größer noch als die Natur, die es ihm schenken sollte. Er konnte sich sehnen, dass nach diesem Werk nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu bilden blieb, ein Vermächtnis an die Menschheit, für sie inbrünstig geschaffen und mit seinem Tod besiegelt.

Selten waren diese kurzen glücklichen Augenblicke. Und immer war es das Bild, die unsagbar beseeligende Erscheinung des Regenbogens, des vollkommenden Regenbogens in reinster erhabenster Pracht und Fülle aller Farben als des Tores vor der Welt, eines Tores, durch das der Mensch letztes erschauen und ahnen sollte. Das war es, was ihm beglückend vorschwebte und ihn erfüllte und beunruhigte.

Aber die Beglückungen schwanden dahin, ohne dass Thomasius eine Farbe antastete. Es blieb bei der Vision, es blieb bei der inneren Erscheinung, bei dem Wunsche, bei dem sehenden Verlangen. Das durchlebte Glück verließ ihn immer und immer wieder in seiner schmerzlichen Schwäche und in der Wehmut des Vergehens.

Und der Krieg nahm seinen Lauf. Dumpf tobte das Unheil, rollte das Schicksal Europas und der Welt dahin, düster, blind, sinnlos. Und noch war alles erst Beginn, noch war es der erste Sommer, der dem Herbst sich näherte. Die Marneschlacht war geschlagen. Umsonst, geschlagen, umsonst verloren, umsonst gewonnen. Nichts hatte sie entschieden, als die Unabsehbarkeit dieses Krieges.

28. Zwei mal Zwei sind Fünf

„Thom, wie schön sind diese Tage! So warm, so sonnig.“ Eva saß am Fenster und stillte ihr Kind. Thomasius stand neben ihr und schaute aus dem gleichen Fenster.

„Thom, es ist noch so sommerlich, und wir sind doch eigentlich schon im Herbst. Der Garten ist noch so schön, die Welt ist so schön!“

„So ahnungslos schön,“ antwortete Thomasius, „so unschuldig schön, so erhaben schön, diese Welt und so voller Grauen.“

„Thom, Du darfst Dich diesem Grauen nicht so wehrlos überlassen. Es übermannt Dich und Du darfst nicht erliegen. Du darfst es nicht! Hörst Du?“

„Ach, Eva, das sagst Du immer wieder, als ob es eine schlechte Gewohnheit wäre von mir. Warum begreifst Du das alles nicht?“

Nach kurzem Schweigen fuhr Eva fort: „Thom, ich hatte einen langen Brief von meiner Freundin aus der Schweiz. Ich erzählte Dir doch von ihr? Sie schickte auch Zeitungen. Die Deutschen haben eine Schlacht verloren. Sie standen fast schon vor Paris. Nun wird der Krieg lange dauern. Lange!“

Thomasius schwieg.

„Und meine Freundin hat uns eingeladen. Sehr lieb und warm und so dringend.“

„Uns?“

„Ja, Dich und mich. Von Sibylle weiss sie noch nichts. Ich werde ihr schreiben, dass wir kommen.“

„Wir? Eva! Willst Du etwa, willst Du etwa in die Schweiz fortgehen?“

„Wir werden zusammen gehen, Thom, wir müssen es. Denk an unser Kind.“

„Eva! Wie denkst Du Dir das? Soll ich dies alles hier verlassen? Dies, was mein ist? Wo ich hingehöre? Wo ich zu Hause bin. Und Deutschland verlassen? Deutschland verlassen? Unmöglich, undenkbar! Niemals.“

Eva schwieg.

„Und fremden Leuten, denen ich ganz unbekannt bin, verpflichtet sein, zu Gast sein? In der Fremde sein, wenn Deutschland um sein Dasein kämpft und verblutet. Deutschland verlassen? Ausser Landes gehen? Vor Heimweh, vor Scham, vor Verlassenheit umkommen? Nein!“

„Thom! Unser Kind! Der Krieg wird lang, er wird grausam und unerbittlich. Der Hunger wird ausbrechen. Krankheiten werden kommen. Und hier am Wasser ist es doch nicht sicher. Man wird uns beschießen. Aushungern.“

„Wir haben einen Bauernhof!“

„Es werden Unruhen kommen. Vielleicht Plünderungen und Raub!“

„Du siehst zu schwarz, Eva!“

„Ich muss mein Kind in Sicherheit bringen. Thom, Du könntest doch nach Schweden gehen, wenn Du nicht in die Schweiz magst. Du hast doch Freunde dort!“



„Eva, wenn ich auch selbst nichts mehr für Deutschland tun kann, verlassen werde ich es nie. Jetzt ist mir klar geworden, was ich zu tun habe, wohin ich gehöre. Hierher! Hierher und nirgends sonst.“

„Aber wir kommen doch zurück, Thom!“

„Das würde es ja noch schlimmer machen! Als welcher Mensch kommt man dann zurück? Als Verräter! Verstehst Du das denn nicht?“

„Ich verstehe nur, dass ich mein Kind nicht verraten darf!“

„Das Kind hat das Schicksal der Eltern.“

„Nein!“ erwiderte Eva mit Heftigkeit, „wenn dieses Schicksal feindlich ist, hat man es abzuwehren. Für das Kind sind doch wir verantwortlich, Thom!“

Diesem Schicksal werde ich in den Rachen greifen, wenn Du es nicht kannst oder nicht magst.“

„Was ist ein Kind, wenn es um Deutschland geht?“

„Thom! Wie kannst Du so sprechen! Ja, wenn Du für Deutschland kämpfen solltest! Aber das kannst Du ja nicht!“

„Eva!“

„Verzeih, Tom! Ich meine, Du wirst es nicht dürfen. Dein Alter! Es wäre ja auch Wahnsinn. Ein Maler, ein Musiker mit dem Gewehr! Wahnsinn! O Gott, Thom, all dies, alles ist ja Wahnsinn!“

„Du, Eva, sprachst vom Kämpfen, Du selbst wolltest gegen das Schicksal kämpfen und nun willst Du ihm ausweichen?“

„Das i s t ein Kampf. Glaubst Du, solche Reise, solch Leben in der Schweiz, mit dem Kind, geduldet, aus Gnade und Menschlichkeit aufgenommen, die Trennung, das Verlassen, das alles ist doch Opfer! Und Opfer ist Kampf. Ist meine Art des Kampfes. Eine Frau kann nicht anders oder eine Mutter kann nicht anders. Zusehen, nur zusehen, das wäre für mich Verrat. — Thom, es ist alles alles so schrecklich. Hilf mir doch!“

„Eva, wie soll ich Dir helfen? Du bist so stark, Du brauchst keine Hilfe.“ Und nach einer Pause: „Du bist viel stärker, Du packst die Wirklichkeit so mutig an. Und ich verzage und verzweifle. Wenn Du nur verstehen wolltest! Alles, was meine Welt bedeutet, brennt, soll vernichtet werden und stürzt zusammen. Gesittung, Kunst, Würde, Schönheit, der Friede! — Mein Gott, dieser Krieg!“

Eva erhob sich. „Armer Thom!“ sagte sie. Sie legte das Kind in den Korb zurück und bettete es sorgfältig. Dann nestelte sie ihre Kleidung zu recht. Sie stand vor Thomasius. „Glaubst Du nicht, Thom, daß auch für mich eine Welt zerbricht? Aber sie wird wieder auferstehen. Schöner vielleicht. Erneut, geheiligt, besser! Und besseren Willens!“

„Eva, wenn ich die Palette in die Hand nehme, fühle ich, wie ein Russe hinter mir steht. Ein Engländer blättert in meinen Noten. Der Franzose sitzt an meinem Tisch. Feinde? Oh dieses Wort!“

„Thom, Du mußt wieder zu Dir selbst kommen. Du verlierst Dich, Du opferst Dich ja selbst ganz sinnlos diesem Kriegsmoloch. Nimm es doch als ein Schicksal, das wir nicht begreifen.“

„Du bist noch so jung, Eva, mich hat dieser Krieg ins Alter gestoßen. Ich bin ein Abschied-Nehmender. Ich sehe nur noch rückwärts. Ich selbst will auch keine Zukunft mehr.“

„Und die Liebe, Thom! Wenn Du rückwärts siehst, unsere Liebe ist doch das Rettende, das Große, das stärker ist als Schicksal! Ach, dieses Schicksal ist so dumm, so verächtlich dumm!“

„Du sprichst als Frau. Was ist denn menschliche Liebe noch, jetzt, in dieser Zeit, dieser Welt? Eine Erinnerung, nichts mehr, als ein vergangener Zeitvertreib. Ahnungslose Tändelei, Souvenir.“

„Thom, wenn Du so sprichst, verwirfst Du ja mich! Du verstößt mich ja, Thom!“

Thomasius schwieg.

„Wenn ich nicht Sibylle hätte, wäre es zum Verzweifeln für mich. Nicht der Krieg an sich. Der wird einmal enden. Aber was er aus Dir gemacht hat, Thom!“

„Er hat nichts gemacht. Es liegt in mir, es liegt an mir, Eva. Ich überstehe ihn nicht. Ich wußte ja selber nicht, dass alles so in mir zusammenfallen würde. Wußte ja nicht, was wir in uns und um uns hegen, wovon wir im Tiefsten abhängig sind. Ich weiß es ja auch jetzt noch nicht. Ich grüble und suche, aber es wird nur dunkler, je tiefer ich komme. Bis es vielleicht überhaupt keinen Ausweg und keinen Lichtblick mehr gibt.“

„Thom, aber die Musik? Sie hat Dir doch immer geholfen bisher!“

„Alles, alles quält mich. Aber eines sehe ich immer, wie eine Verheißung, eine Zuflucht, eine Rettung, eine Erleuchtung, am Ende allen Denkens. Das ist der Regenbogen, Ein letzter, großer, schweigend brennender Regenbogen, durch den ich hindurchgehen muss.“

„Welches Glück, dass Du im Innersten so stark doch Maler bist, dass die Erscheinung Dich rettet, der farbige Abglanz Dich mit Glück erfüllt!“

„Es ist mehr, Eva, als nur das Malerische.“

„Das alte biblische Wahrzeichen der Versöhnung.“

„Vielleicht. Aber es ist noch mehr, viel viel mehr. Ist aus dem Einfachen der göttlichen Schenkung und der Ansprache Gottes weit herausgewachsen. Viel erhabener, viel einsamer, viel gewaltiger. Ach, Eva, Du wirst es nicht verstehen. Bist noch zu jung, noch zu sehr mit dem menschlichen Leben verbunden. Vielleicht wäre es ein Unglück für uns, wenn Du alles verstündest, was mich so bewegt. Du gehörst Sibylle, und sollst ihr noch lange angehören!“

„Und Du, Thom? Sie wird aufwachsen und wird Dich brauchen. Wird nach Dir verlangen, wenn sie sich von der leiblichen Mutter lösen wird.“

Thomasius schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Deine Zuversicht könnte ein Trost sein.“

„Thom, geh ein wenig hinüber zu Meena und zu Edine. Du brauchst sie jetzt und kommst bei ihnen auf hellere Gedanken. Dort ist es immer gut für Dich! Meena und Edine werden Dir gut tun, sie sind beide so im Innersten richtig und gut. Tu das, Thom! Trink einen Doornkaat, trink zwei, trink drei. Und komm dann zurück zu Deinem irdischen Weib und lächle einmal wieder. Ich sehne mich so danach, Dich einmal, einmal wieder lachen zu sehen. Hörst Du, Thom?!“

„Gute, gute Eva! Ja, ich gehe ein wenig dorthin. Vielleicht ist Petersen auch dort.“

„Du, der Petersen ist jetzt kein Umgang für Dich! Er ist auch so schweigend. Aber das war er ja von je her schon. Es ist ein Jammer für mich um all Deine verlorene Heiterkeit. Aber sie ist nur verschüttet, wir müssen sie wieder

ausgraben. Sag es Meena, sie solle graben helfen. Sie kann es eher als ich. Grüße sie von mir, und Edine auch!“

So ging Thomasius denn über dunklen Deich in den leuchtenden Abend der letzten Septembertage. Er fand Meena und Edine in ihrer Küche. Sie begrüßten ihn erfreut, herzlich und verwandt.

„O Vati, wie schön, dass Du kommst! Mein lieber Murmelmann Du. Willst Du bei mir sitzen? Komm doch!“ und Edine rückte zur Seite und überließ ihm ihren Stuhl. „Ist noch warm von mir, Vati! Komm schnell! Thomasius lächelte ein wenig. Frau Meena sah es mit mütterlicher Befriedigung und tauschte einen Blick mit Edine.

„Min leewe Thomas,“ begann sie, „wie gut dass Du uns nicht vergisst.“

„Ich soll Euch von Eva grüßen,“ begann Thomasius, „es geht ihr gut, beneidenswert gut.“ „Wieso?“ fragte Edine.

„Sie hat Sibylle, sie hat alles. Sie sieht in ihr die ganze Zukunft und hat ihren Halt in ihr. Übrigens hat sie mir aufgetragen, ich solle drei Doornkaats trinken.“

Frau Meena erhob sich: „Nein, Professor, heute weiß ich es besser! Du sollst mit uns eine Flasche Wein trinken. Wir wollen es so recht gemeinsam tun, da können auch wir Frauen mithalten. Vielleicht kommt Petersen auch noch. Ihm tut es auch gut.“ „Recht so, liebe Meena, ist alles gut und recht, was Du tust!“ entgegnete Thomasius.

Meena verließ die beiden. Edine begann: „Vati, Du sollst aber heute nicht brüten! Bitte sei doch wieder so wie früher! Weißt Du noch, die Stecknadel im Sand? Auf der Düne? Und die Milchstrasse und die nahen Sterne? Vati, die Sterne sind doch immer noch da, sie gehen uns aber nichts mehr an. Sterne sind nur für friedvolle Menschen. Auch der Knüppelkuchen, die Seehunde und die Murmelmänner! Ach, Vati, wie war das schön!“

„Na, Deern! Jetzt wirst wohl Du selbst auch noch traurig?“

„Ach, Vati! Ich bin es geworden. Nicht so ganz traurig, das kann ich nicht. Aber es ist doch wirklich schrecklich, all das in der ganzen Welt! Und wie lange noch? Es liegt so schwer und dunkel auf uns allen. Jeden Tag von neuem. Und nachts auch. Hörst Du manchmal auch den fernen Kanonendonner? Ganz ganz weit fort. Petersen hats auch gehört.“

Die Tür öffnete sich, und Petersen trat ein. Sein Gesicht erhellte sich beim Anblick der drei Getreuen, er setzte sich zu ihnen mit knapper Begrüßung. „Schön, dass wir wieder alle vier wie früher beisammen sind. Wir müssen zusammenhalten, wir vier gegen die ganze Welt.“ Offenbar tat ihm die kleine Geselligkeit wohl, er fühlte sich angeregt und überließ sich dem Behagen, in diesem vertrauten Kreise plaudern zu dürfen.

„Dich sieht man ja gar nicht mehr, Professor! Und der Eva geht's gut? Un dat lüttje Wicht? Schreit und gedeiht? Und Hannibal? Warum ist er nicht auch hier? Ja, ja, der Hannibal! Ach Heer ja! Alle Seezeichen sind fort, entfernt oder verlegt, um irre zu führen! Borkumriff Feuerschiff—eingezogen. Norderney Feuerschiff—eingezogen. Borkum Leuchtfener—gelöscht. Norderney—

gelöscht. Der schöne alte Turm auf Wangerooog— gesprengt. Ein Jammer, ein Jammer! War eine zu bedeutende Landmarke an der Einfahrt nach Wilhelmshaven.“

Meena schenkte ein. Man trank sich gegenseitig zu, ernst und schweigend.

„Tut gut,“ begann Thomasius, „tut gut! Balsam fürs zerrissene Herz!“ Er lächelte ein wenig zu Meenas heimlicher Freude.

„Wir wollen aber heut Abend nicht vom Krieg reden!“ befahl Meena über ihren Tisch. „Wer es aber dennoch thut, muß mit einer Runde Doornkaat büßen!“

„Na, dann fang Du mal mit gutem Beispiel an, mein Meena!“ wünschte Petersen.

„Ach, was hat eine arme alte Frau schon zu sagen,“ scherzte sie zurück, „aber ihr Männer könnt mal von Euren Jugendstreichen erzählen. Ihr habt ja auch die längste Vergangenheit. Wenn ich und Edine unsre Jahre zusammenlegen, kommen wir nur auf die Hälfte von Eurer Summe.“

„Na, Meena, ob das wohl stimmt?“ wandte Petersen ein und versuchte es nachzurechnen. Dann beschloss er: „Wenn man großzügig rechnet, stimmt auch nur recht mangelhaft!“

„Ja, das sollte doch auch keine Rechenaufgabe sein,“ meinte Edine, „da muss man doch so, überhaupt so richtig, wie die Frauen rechnen: Zwei mal zwei sind fünf! Das stimmt immer, besonders heute!“ grollte Petersen abschliessend.

„Zwei mal zwei sind fünf! Ha! Das ist doch mal was Vernünftiges!“ begann Thomasius, „Es geht nichts über den sinnvollen Unsinn! Du willst etwas aus meiner Jugend wissen? Meena! Ja, das war eine goldene Zeit. Die Welt war offen und hell. Die Freiheit gehörte einem jeden. Wir hatten zum Beispiel einen Lehrer, aber ich selbst habe es niemals gehört, nie erlebt, was man von ihm erzählte. Er soll folgendes gesagt haben: Wenn er früh vor der ersten Stunde beten mußte- er war Mathematiker und hatte etwas geniales, das ihn heraushob aus dem Schwarm - strich er seinen grauen Knebelbart und sagte: „Wir müssen beten: Hilf dir selbst, Gott hilft dir nicht! Setzt euch! Amen!“ Edine jauchzte: „Ach, hätten wir doch auch solche Lehrer gehabt! Aber unsre waren alle in Essig eingelegt.“

„Mein Gott, Edine, wie kannst Du bloß!“ tadelte Meenamö scherzend.

„Ach, Mutti, findest Du das so schlimm? Du auch, Vati? Sag mein lieber Murmelmann, bitte, sag Nein!“

„Nein! Meine liebe Edine! Und Mutti meint es nicht so. Sie muss nur so tun!“

„Aber ich bin doch erwachsen! Bin kein Kind mehr. Ihr braucht überhaupt gar nicht mehr so tun! Euer Einmaleins kann ich auch bald. Zwei mal zwei sind fünf, vier mal vier sind dreizehn! Dschung, dat kömmt vons Ossenfett, von Herrn Pasthor sin Kauh!“

„Gott, Edine, Du hast ja einen Schwips!“

„Nicht die Spur, hab ja nur ein Glas gehabt. Ihr seid übrigens nicht lieb! Vati, schenk mir ein, bitte!“ und sie schob ihr Glas Thomasius zu.

„Jugend ist Trunkenheit ohne Wein, und darum brauchst Du eigentlich nichts mehr, min leewe Deern,“ erwiderte Thomasius scherzend.

„Und was ist dann Jugend m i t Wein, Vati?“

„Das käme auf eine Probe an.“

„Na, machen wir mal diese Probe“ ermunterte Petersen.

Doch da geschah in diesem Augenblick etwas Erschreckendes. Ein dumpfes, rollendes Dröhnen erschütterte den Raum. Das Haus zitterte. Als würden sie vom Boden hochgehoben, so war ihnen alle zu Mute. Aller Ohren waren wie zugeschlagen und betäubt. Das jähe gewaltige Grollen und Getöse löste sich in Poltern und Krachen auf. Staub erfüllte den Raum. Fensterscheiben fielen klirrend aus ihren Rahmen. Wind wirbelte in das Zimmer. Dann war es still, unheimlich still. Draußen hörte man noch Steine und Ziegel zur Erde fallen. Verstummt und fassungslos saßen die vier Menschen einen Augenblick. Dann sprang Petersen als erster auf. „Das war ein Torpedo! Oder eine Mine. Es ist Hochwasser. Ist am Deich angetrieben. Los! Thomasius! Komm! Wir müssen sehen, wo und was das war! Schnell! Schnell! Ihr Frauen bleibt hier im Haus! Räumt auf! „ Damit ging er mit Thomasius hinaus. Sie stiegen auf den Deich. Und von dort aus sahen sie in dem noch gelblich leuchtenden Abendhimmel in einiger Entfernung steil und hoch eine gewaltige schwarze Rauchsäule. Ihr oberes Ende war wie ein Pilz ausgebreitet. Drohend düster stand der dunkle Rauchturm bewegungslos, lautlos in der Windstille vor der einbrechenden Nacht.

„Thomas, das ist bei Deinem Haus! Wir müssen sofort hin. Aber ich sehe das Haus steht noch! Und das Dach ist auch noch drauf. War Eva im Haus? Los, Thomas, los!“

Die beiden Männer gingen auf dem Deich mit hastenden Schritten westwärts.

„War bestimmt eine Mine. Torpedo ist unwahrscheinlich. Woher soll er kommen. Aber eine losgerissene, treibende Mine! Die Trift steht hierher beim Flutstrom. Auflandigen Wind haben wir auch gehabt. Dabei Hochwasser. Dann ist sie auf die Steinböschung aufgeschlagen. Ist alles ganz klar.“

erörterte Petersen. Bald hatten sie den Hof erreicht. Am Hause kam ihnen Eva entgegen, blass und verstört. Thomasius sah sie mit befreitem Herzen. Er nahm sie in die Arme. „Eva!“ sagte er nur. „Und Sibylle?“

„Lebt, hat sich erschreckt, jetzt schläft sie wieder.“

„So,“ sagte Petersen, „um Euch bin ich ja nun beruhigt. Jetzt muß ich rasch mal zum Deich, den Schaden besehen. Wird ein schönes Loch sein. Ihr habt Glück gehabt, der Deich hat Euch geschützt. Der Hauptstoß ging offenbar schräg nach oben, wegen der Deichböschung, und ging über Euch hinweg. Sieht ja wüst aus, hier. Na, die Scheiben und Ziegel werdet Ihr verschmerzen!“

Damit verschwand Petersen gegen den nahen Deich hin. Freilich, es sah wüst aus. Thomasius und Eva schritten durch klirrende Glasscherben, einige herausgebrochene Fensterrahmen lagen herum, zerbrochene Dachziegel, Mauerputz und -brocken und ein Stück abgerissene Dachrinne. Man konnte in

der fortschreitenden Dämmerung nichts genaues mehr erkennen. Thomasius und Eva gingen in die Wohnung. Hier war in manchen Zimmern viel Schlimmes angerichtet. Vielfach waren die Scheiben in die Zimmer hineingedrückt worden, Splitter und Scherben lagen auf dem Flügel. Auf Stühlen und Tischen, auf den Regalen, auf dem Boden lagen Staub und Steine, Erde und kleine Grasbüschel vom Deich her. Die beiden gingen in das ostwärts gelegene Zimmer, in dem Sibylle schlief. In diesem Raum war nur wenig zu bemerken. Das Fenster hatte Sprünge. Ruhig schlief Sibylle. Thomasius betrachtete sein Kind nachdenklich und mit einem leisen Gefühl von Zuversicht, mit einem leisen, fast beglückenden Zweifel an der Vernichtung der Welt, mit einem leisen Gefühl des Dankes für Eva.

„Verstehst Du nun, Thom, dass ich mit Sibylle fort will. Dass ich fort gehen muss?“ Nach kurzem Schweigen antwortete Thomasius: „ Und begreifst auch Du nun, Eva, dass ich hier bleibe? Hier bleiben muß?“ „Ich sehe es ein, Thom. Niemand wird dem Schicksal in den Rachen greifen. Aber es wird uns freiwillig verschonen. “

„Gott wird uns nicht helfen. So muss es jeder auf seine Weise selber tun.“

„Du siehst zu schwarz, Eva!“

„Ich muss mein Kind in Sicherheit bringen. Thom, Du könntest doch nach Schweden gehen, wenn Du nicht in die Schweiz magst. Du hast doch Freunde dort!“

29. Nur eine klagende Klarinette

Und nähmest du die Flügel der Morgenröte und flögest ans äußerste Ende der Welt? Überall triffst Du auf Menschen. Und was sind diese Menschen? Tönendes Erz, klingende Schellen, dachte Thomasius. Er war gequält von diesem Gedanken, als er im Zuge saß, und in die Heimat, Heimat seines Lebens zurückfuhr. Er hatte Eva über Freiburg an die Grenze der Schweiz gebracht. Der Abschied war ihm hart und erregend gewesen. Er hatte aber Eva schonen wollen, ruhig und schweigsam war er gewesen und hatte sich mit dem weiteren Verlassensein abgefunden, hatte seine eigenen inneren Bedrängnisse des Gefühls unterdrückt. Er wollte keine Wirrsale des Herzens mehr. Er wollte Ruhe haben, wollte sich in seine betrachtende und abschiedsnehmende Haltung zurückziehen, er wollte in dieser Haltung nicht mehr gestört werden, sich nicht mehr stören lassen. Er wollte inne halten. Wie schön und ausdrucksvoll und wahr, dieses Innehalten, dieses Halten, was innen war, dessen er inne geworden war. Innehalten—einhalten! Es war genug zerfallen und zerstört. Genug war zu Frage und zu Zweifel geworden. Seine seelische eigne Selbsterhaltung forderten es so. Es war eine Stimme der Verteidigung, die er sehr gut vernahm und welcher er gehorchte.

Freundlich, sanft, liebend und weich war er zu Eva, die Sibylle mit sich hütete. Fest und wohlwollend war er gewesen. Und es kam ihm von Herzen. Er hatte sich abgefunden und sich mit dieser Wendung und dieser Notwendigkeit, die er einsah und billigte, eingerichtet.

Und nun fuhr Thomasius nordwärts. Gedankenvoll betrachtete er Landschaft und Menschen, betrachtete den Wechsel der Bilder, die an ihm vorbeiflogen. Duldsam sah er das Gewirr der Menschen. Ja, er bewunderte die gelassene und mutige Haltung des Volkes, wo immer er die Gespräche und die Meinungen der Leute hörte und auffasste. Teilnehmend, aber schweigend und zurückgezogen fuhr er durch sein kämpfendes Vaterland. Eine große Liebe war in ihm, und in dieser Liebe urteilte er nicht, er war nachsichtig, er hörte, wie ein Vater den Streit seiner Kinder hört, wissend, überlegend, ja abschiednehmend in der Erkenntnis der ungeheuren Wandlung, die über die Welt hinweg ging. Die Menschen um ihn herum sahen nur das Gegenwärtige, sahen nur, was der Augenblick ihnen raubte, sie waren befangen in ihrem eignen Selbst. Thomasius gewahrte, wie wenig Hass die Seelen der Deutschen trübte. Wohl war Empörung überall, Empörung über den Überfall der ganzen Welt, Empörung über die gewaltsame, den Erdball beherrschende Lüge, die gegen Deutschland aufgebracht wurde, und vor welcher nichts verschont blieb. Empörung, die gerecht und rein war, die fand er überall, aber Hass, den spürte er nirgends. Thomasius war hiervon gerührt. Die Freiheit von Hass war ein Stück Größe und Großmut. Hierin fand Thomasius eine kleine versöhnliche Zuversicht, die ihm in seiner Ratlosigkeit und der ungewissen Bedrängung seines Lebensgefühls wohl tat. Und diese wohltuende Wirkung bestätigte sich in der Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Reise. Die Eisenbahnen waren pünktlich und reinlich, wie zuvor. Ein Volk, das um sein Dasein gegen die ganze Welt kämpfen muss und im Innern eine solche Ordnung, einen solchen Gehorsam gegen seine eigenen gewohnten Gesetze wahrte, ein solches Volk muß bestehen und überstehen.

Lang war die Reise, lang, ermüdend und unfroh. Aber großzügig war die Verbindung von Freiburg über Frankfurt nach Hannover. Umzusteigen brauchte Thomasius vorerst noch lange nicht. Streckenweise schlief er, streckenweise verbrachte er die Zeit im Speisewagen. Auf den Haltestellen betrachtete er müßig die Reisenden in der Unruhe und Hast ihrer Gebahrung. In Frankfurt hatte er sich ausländische Zeitungen neutraler Länder gekauft. Er las holländische, schweizerische und dänische Blätter mit Aufmerksamkeit, schon allein die Sprachen freuten ihn und gaben Ablenkung und Beschäftigung. Im weiteren Verlauf der Fahrt hatte er beschlossen, in Göttingen zu unterbrechen und seinen Freund Claus Repsold, den Astronomen, aufzusuchen. Er traf ihn daheim. Sofort waren sie in tiefere und verantwortliche Gespräche gekommen. Sie waren auf den Rhons gegangen und setzten dort lange beim Wein ihre Unterredungen fort. „Weißt Du eigentlich, daß wir in einer ungeheuren Zeit leben?“ hatte Repsold gefragt.

„Ja, der Krieg, das weiß ein jeder“ hatte Thomasius verwundert geantwortet.
„Unsinn: Krieg. Der Krieg ist völlig belanglos. Dieser Krieg ist nur eine Dummheit, eine riesige Dummheit ahnungsloser Regierungen. Ein schwerer schwerer Zeitverlust. Freilich, Dummheit hat sehr viel werbende Kraft! Sie verlängert die Dummheit, wovon sie lebt, aber nach dem Kriegsende wird sie sich erst richtig beweisen. Man könnte dicke Bücher darüber schreiben, so amüsan ist diese Dummheit. Planetarische Menschheits-Dummheit!“

„Du bist frivol, Repsold!“ hatte Thomasius sich entrüstet.

„Das klingt nur so. Ich leide doch auch darunter. Aber das ist vorläufig ein Schicksal, das man hinnehmen muss.“

„Es ist eine Lust zu leben! Trotz allem! Trotz des irdischen Völkerunfugs.“

„Woher nimmst Du diese beneidenswerte Lust?“

„Wir stehen vor der Entschleierung der letzten Weltgeheimnisse, wir werden in wenigen Jahren wissen, was die Welt zusammen hält. Wir werden ein Weltbild und eine Welterkenntnis bekommen, die alles Bisherige irdische und menschliche weit, weit überragt. Es wird von einer Großartigkeit und Vereinfachung sein, daß es überwältigt. Wir werden das Weltgefüge, den Bauplan der Welt, des Kosmos wissen und durchschauen, verstehen, begreifen, erkennen. In Dänemark, Amerika, Frankreich werden ungeheuerere Forschungen unternommen und Gedanken erarbeitet.“

„Wäre das wirklich ein Gewinn? Wäre das nicht eher ein Verlust, wenn unser irdisches Bild, unsere Heimat dermaßen übertrumpft, verkleinert, verkindlicht und entwertet wird?“

„Darauf kommt es nicht an. Aber unserem Geist das letzte Mögliche, dessen er überhaupt fähig ist zu gewähren, ihn dazu zu zwingen, zu den letzten Erungenschaften zu zwingen. Darauf kommt es an. „Vivere non necesse est.“

„Ich halte es mit dem Irdischen. Es behält doch zu letzt recht. Und es gehört ja auch zu Deinem Kosmos. Wir befinden uns doch mitten drin auf unserer Weltinsel in der Milchstraße.“

„Gewiss,“ antwortete Repsold zögernd „das Schweifen ist das Mächtige. Die Ferne ist das Gegebene, Unvermeidliche. Wir können den Weltraum nicht in unser Laboratorium holen. Dennoch, was sind denn schon ein paar Millionen Lichtjahre.“

„Rapsold, keine Frivolitäten!“

„Ohne diese Frivolitäten gibt es keine Wissenschaft. Man muß verachten können!“

„Du warst doch in Amerika, wie ar es denn dort?“

„Herrlich und großartig war es. Ungeheure Mittel standen zur Verfügung. Die ganze Macht des menschlichen Geistes und Könnens entfaltet sich dort. Ich bin jedoch jetzt froh wieder in Deutschland zu sein.“

„Das wundert mich bei Deiner Unabhängigkeit und Gefühlsfreiheit.“

„Amerika wird den Krieg entscheiden. Wer Amerika kennt weiß das.“

„Und Deutschland?“

„Wird besiegt. Ich gehe dann wieder nach Pasadena.“

Thomasius schwieg verstimmt und nachdenklich. Nachdem die Freunde sich getrennt hatten, war er froh, seine Reise fortzusetzen. Die Entfremdung hatte ihn geschmerzt. Er empfand seine Heimkehr als eine Art kleiner Erlösung. Als Bestätigung seiner selbst. So kam er in die Geborgenheit zurück ohne die er nicht leben konnte. Immer noch klangen ihm die Worte des Freundes im Ohr: „Dann geh ich wieder nach Pasadena.“ Diese kalte Besessenheit könnte man beenden. Aber ich beneide sie nicht. Thomasius war traurig und erstaunt wie die Wissenschaft diesen Freund verändert, in sich gerafft und verschlungen hat. Ohne solche Opfer – wenn er überhaupt Opfer war – gab es wohl keine Leistung. Nun die schöpferische Besessenheit kannte er auch. Sie waren sich ebenbürtig. Nur die Gebiete und Gesinnungen waren verschieden.

So lebte Thomasius wieder in seiner verlassenem, öden Wohnung. Versuchte zu arbeiten, das brachte und förderte nichts. Manchmal fand er Ruhe und Geborgenheit bei Frau Meena. Oft war Edine mit ihm zusammen. Ihr natürlicher Takt, Frische, Treue und stets gleiche Anhänglichkeit taten ihm gut. Er beschäftigte sich auch mehr mit Hannibal, der es ihm dankte und stets in seiner Nähe blieb. Manchmal folgsam und spielerisch, manchmal stürmisch und fordernd.

Aber Thomasius wurde nicht wirklich froh im Herzen. Es blieb ein Stachel, es blieb eine heimlich zehrende, bohrende Qual in ihm was auch immer er trieb, wo auch immer er sich zu befreien suchte, wohin immer er ging: Plötzlich wurde er wieder dieser Schmerzen bewusst. Der Krieg, die Verlassenheit, die Untätigkeit, die Lähmung, die Betäubung lasteten auf ihm und drückten ihn nieder. Auch im Schlafe kamen ihm Träume, die mit geheimer List sich in seine Seele schlichen sich und sie verwundeten. Sie wiederholten sich und trafen immer in die gleiche Wunde. Cordula erschien ihm. Fern ging sie vorüber, den Florentiner Hut in der Hand, Abendsonne im Haar, schweigend schritt sie langsam vorüber. Und dennoch hatte sie gesprochen.

„Warum hast du mich verraten? Verraten? Warum?“

Unsäglich gequält verbrachte dann Thomasius den Tag, der solchen Träume folgte. Ratlos und ohne Ausweg irrte er durch seine Zimmer und über seine Felder. Oft suchte er bei Frau Meena Hilfe – ohne dass er sein Geheimnis lüftete, das er schamvoll wahrte und nicht Preis gab, denn er hing mit einem seeligen Schmerz an der Erscheinung aus solchen Nächten.

Dennoch! Eines Tages geschah es in den mittleren Tagen des Oktober, daß Thomas früh aufgestanden war, nachdem er in der Nacht wieder von Cordula geträumt hatte. Dieses Mal war Cordula ihm am Flügel erschienen, sie hatte gespielt, meisterhaft und bewegt, wie damals auf der Insel. Und dieses Traumbild, und das so deutlich im Traum auch Gehörte, hatte eine freie gelöste unerklärliche Heiterkeit in seiner Seele hinterlassen, eine Heiterkeit, die sich auch in den Tag hinein hielt und die Thomasius mit einem lange nicht mehr erlebten Glücksgefühl erfüllte. Mit Sonnenaufgang verließ Thomasius sein Haus. Er stand noch eine Weile vor seinen Dahlien und Astern in Evas Garten, Musik in der Seele, wie lange nicht mehr. Es war ein warmer Tag, wie

im Mai, mit südwestlichen, etwas böigen Winden, ein Tag aufklarerer Witterung, nachdem es vorher zwei Tage lang grau, windig und regnerisch gewesen war.

Thomasius ging am Deich, sommerlich nur mit Sandalen und seinem warmen schwarzen Trainingsanzug bekleidet. Er ging so für sich hin, gedankenlos unbeschwert, unverständlich für sich selbst und genoss die wechselnde unruhige Bewölkung, das sich wandelnde Spiel des Lichtes zwischen Himmel und Erde über dem weithin in tiefster Ebbe liegenden Watt. Bei Frau Meena kehrte er ein, er scherzte ein wenig mit ihr und liess sich auf einen Doornkaat ein.

„Gott sei Dank! Thomasius, daß Du wieder ein bischen froh bist! Daß ich Dich wieder lachen sehe!“ sagte Meena mit Wärme.

„Bei diesem Wetter! Meena, es kommt vom Wetter! Es kommt n i c h t vom Ochsenfett, wie Edina immer singt! Kommt rein vom Wetter! Kommt so aus der Luft! Heute ist der erste Mai! Heute ist der erste Mai! Die Bäume schlagen aus!“ dabei küsste er Frau Meena auf ihr blondes Haar und verließ die Küche. „Grüß mir meine Edine, Meenamö! Ich habe Euch all lieb! Good bye! Farvel! A bientot! Damit war er verschwunden.

Meena sah noch staunend die geschlossene Tür an, durch die er gegangen war. „Gott Dank! Gott Dank!“ murmelte sie noch vor sich hin und ging an ihren Herd zurück.

Und Thomasius ging am Deich ostwärts weiter. Er ging mit einer steigenden Freudigkeit, einer wachsenden Heiterkeit, die er selber nicht verstand und die ihn verwunderte. Menschliche Seele! Dachte er, ewig unerforschbar, ewiger Quell der Welt. Und keinerlei Phenanthren! Ewige Seele! Leicht, beschwingt, erfinderisch und hell streifte er mit seinen Einfällen durch den Morgen. Er entließ seine Gedanken in das Licht der Welt und sie kehrten von überall wieder heim zu ihm selbst zurück, reich und beglückend. Musik wacht wieder in ihm auf! Urform des Glückes ist die Musik. Und wenn sie mit dem Lichte sich paart, welch unbegreifliches Wunder!

Er war noch nicht sehr weit gekommen auf der hohen Kammwanderung auf seinem Deich, als er dicht hinter sich rufen hörte. Es war Edines Stimme, und im gleichen Augenblick war sie neben ihm.

„Vati!“ rief sie, „Vati! Wie gut, dass ich Dich noch erwische. Wohin willst Du denn bei diesem herrlichen Wetter? Ist es nicht wunderbar heute? Man ist ganz außer sich! Zum Eierlegen schön!“ Thomasius lachte. „Ja, dann leg mal Eier, Edine! Gackern kannst Du ja schon ganz erfreulich.“ Scherzte Thomasius zurück.

„Oh Du mein Murmelmann! Übrigens, bitte!“ Sie hält ihm drei weiße glatte Eier in ihrer offenen Hand hin. „Schickt Dir Mutter“ Sind hart gekocht, kann nichts passieren.“

„Wie lieb! Ja, Ihr seid Gottesgaben, Du, Mutter, die Eier! Aber wohin damit?“

„Ja, hast Du denn keine Taschen, Vati? Weiter hast Du nichts an? Nur den schwarzen Trainingsanzug? Steht Dir aber gut! Ist ja geradezu fesch! Na, dann ess sie nur bald auf, die Eierchens!“

Beide gingen einen Augenblick schweigend weiter.

„Sag mal, Murmelmann, wohin willst Du eigentlich so auf einmal?“

„Ins Jenseits!“ antwortete Thomasius übermütig.

„O Gott, das klingt ja nach Pastohr un swartem Peerd!“

„Da, schau doch, d a s Jenseits!“ Und Thomasius wies mit weit ausholendem Arm hinüber nach der Insel, die in der Ferne sonnig schimmerte.

„Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet.“

„Wirklich“ fragte Edine und sah ihn mit ihren blauesten Augen an, „nun ja, es ist Ebbe, in zwei Stunden bist Du dort. Auf Orplid! Aber man soll nicht allein durchs Watt! Immer zu mehren! Nicht allein! Soll man nicht!“

„Ich bin ja Kenner, Edine!“

„Wenn auch! Na, ich kenne es ja auch. Bin schon oft rüber gelaufen. Musst Dich aber zuerst ganz weit nach Osten halten, gut aufpassen! Unwillkürlich läuft man ja auf den Leuchtturm los, das ist falsch, viel weiter rechts, nach Baltrum zu, und ganz später siehst Du die Bake, darauf musst Du dann zugehen!“

„Die Bake sehe ich jetzt schon! Ich hab den Weg früher studiert, weiß Bescheid, meine Edine!“

„Vati, wenn Du nicht richtig gehst, mußt Du zweimal durch grosse Priele schwimmen! Pass bloss gut auf! Ach, Vati, am liebsten möchte ich gleich mit. Aber ich muss ja Mutter helfen. Bohnen schneiden, Kartoffeln schälen. All so was, schade! Na, mit der Tide passt es ja jetzt richtig! Es wär so schön!“

„Also! Vati! Pass bloss gut auf! Dass Du ja nicht schwimmen musst! Denn wenns mal soweit ist, kannst Du auch nicht mehr zurück. Dann nur immer östlich, östlich! Machs gut! Komm bald wieder!“ Eifrig sprach Edine, frisch und jugendleicht. Dann aber eilte sie zurück zu ihren kleinen Pflichten.

Als sie ihrer Mutter von der Begegnung und von Thomasius Vorhaben erzählte, erschreckte Frau Meena ernstlich und sie machte sich Sorgen. „Daß er so allein geht, das ist nicht gut! Man sollte doch nie allein durchs Watt gehen! Muß er doch wissen, der kluge große Mann, der hier alles so gut kennt! Auch der Erfahrenste tut das nicht. Gerade der nicht!“

„Ach, Mutter, er wird's schon schaffen. Vati war heute so froh und so gut aufgelegt. Gerade wie früher. Und er kennt doch das Watt so gut. Und der Weg ist ja gar nicht so weit. Und ist ja auch einfach. Und Zeichen sind da. Und ich habe ihm so genau Bescheid gesagt, dass er östlich geht, immer östlich!“

„Ach Deern, Du nimmst das alles so leicht. Wenn ihm nun was zustösst. Mein Gott, man kann angst und bange werden. Aber vielleicht kehrt er vorher um und lässt es ganz.“ „Dat deiht he nich!“ versetzte Edine, „Er hat sich so über die Eier gefreut. Lässt Dir danken, Mutter Und Dich grüssen!“

Inzwischen war Thomasius am Deich bis zum kleinen Wasserdurchlass, einer kleinen Schleuse, gekommen, von wo aus der Weg ins Watt angetreten werden konnte. Mutig setzte Thomasius den Fuß auf den trockenen Meeresboden. Er verließ den Deich und richtete seine Blicke nach der schimmernden Insel, deren weiße Dünen in der Sonne leuchteten. Darüber und dahinter der noch unruhige, wolkige Himmel mit zerrissenem Blau und treibendem Grau. Große Haufenwolken blendeten den Blick in die Höhe, zwischen ihnen und unter ihnen graues Regengewölk, das sich zeitweise in Schauern entlud. So gerade war es Thomasius recht. Symphonisches Wetter hatte er es früher einmal genannt. Er erinnerte sich vieler Bilder, mit denen er solche Witterung nachgeschaffen und miterlebt hatte. Heute, ja heute war sein Tag. Sein Tag! Auf dass der Tag dem Edlen endlich komme, sprach er vor sich hin, und freute sich über dieses Dichterwort! Wie banal das klingt. So wie aus der Zeitung herausgelesen. Ja, die Dichter! Sie dringen wirklich in ihr Volk ein. Ihre Stimme wird gehört. Aber wir Maler? Wie wenige sehen unsere Bilder. Und wie wenige von diesen wenigen sehen sie wirklich? Und wie bald sind wir vergessen. Sammler sind abseitige, ungekannte, ungenannte Sonderlinge. Und die Museen? Ach, man sollte sie Mausoleen nennen. Grabstätten unsrer Bilder. Und die Ausstellungen? Dort fallen sie über uns her mit ihrem eitlen Geschwätz! Wie es Nationalhymnen gibt, so müsste es Nationalbilder geben. E i n Bild, das eine Nation anbetet und ihr Innerstes bedeutet. Aber wer hat denn Wirkung ins Breite, ins Weite, ins Tiefe. Doch nur der Dichter. Er formt die Seele seiner Nation, er ist sogar diese Seele selbst. Er allein hat auch das Recht banal zu sein. Für uns ist Banalität ein Todesurteil. Aber für den Dichter kann Banalität Unsterblichkeit bedeuten. Oder ist es etwa umgekehrt? Ist die Unsterblichkeit banal? Thom! Heute bist Du frivol! Wie schön! Wo es doch gerade mein Mangel ist, nicht eigentlich frivol sein zu können. Frivolität erleichtert alles. Repsold hat ja so recht. Ich verstehe, dass er seine Spiralnebel und seine amerikansichen Sternwarten gegen unser dummes Weltgeschehen schützen muss, und dass er sich selbst schützen muss. Also verachtet man das Weltgeschehen. Verachtung der Gefahr bedeutet ihre Überwindung. So dachte es in Thomasius. Er blieb stehen. Jetzt hörte er, wie aus dem feuchten, zähen Meeresboden, auf dem er wanderte, die feinen singenden, siedenden, brodelnden Geräusche herauf drangen. Seltsames Klingen geheimen Bebens zur Ebbezeit. Dort drüben, westlich, lag eine lange schwarze Bank, ein dunkler Streifen auf dem Watt. Austernfischer. Sie sammelten sich zu Tausenden im Herbst, saßen dicht an dicht, und erschienen so wie dunkle Bänke und Banden, hingelagert zwischen den braunen, grünen, gelben, erdigen Flächen des Watts. Wie oft hatte er das gemalt! Weithin gegen den Horizont ging eine Böe herunter. Die Sonne beschien die hohen Wolken grell und rosig, sie stand noch nicht hoch. Dennoch war die Luft warm. Der Wind hatte sich ein wenig westlich gedreht. So stand Thomasius und schaute rings in die Weite. Wenn mir hier etwas zustößt: eine kleine Schwäche, eine kleine Anwandlung, eine kleine,

unbedeutende Anwendung genügt schon so bin ich verloren. Verloren in der ungeheuren öden Einsamkeit. Sehr beruhigender Gedanke. Wenigstens ist man ungestört. Ungestört im Sterben. Beneidenswerter Tod mitten im Weltall. Niemand, der die Vollkommenheit meines Todes verwirrt. Inmitten des Weltalls. In der grenzenlosen Wüste eines winzigen Stäubchens, das um ein andres winziges Stäubchen kreist, und all diese Stäubchen zwischen andren Stäubchen, deren Versammlung man Milchstraße nennt. Wie schön! Und auch diese Versammlung ist nur Stäubchen zwischen weiteren Stäubchen. Herrlicher Gedanke. Herrliche Verachtung. Verkleinert das Weltall und ihr vergrößert den Menschen. Vergrößert den Menschen, und seine Seele bedeutet die Welt! Die ganze, ganze Welt. Denk es, o Seele! Auch die Sterne sind Staub. Wir müssen aus den gewohnten Größenordnungen heraus. Unsre ‚Denkgewohnheiten sind die Kleineleutestuben unseres Geistes‘ hatte Repsold gesagt! Was für ein Satz!

So ging Thomasius dahin. Manchmal blieb er stehen, tief atmend. Dann wanderte er weiter. Dann stand er wieder. Er hatte Zeit! Er fühlte sich so sicher! Der schmale grüne Saum des Deiches, das Festland, das er verlassen hatte, lag weit hinter ihm. Umkehr ist nicht mehr möglich. Außerdem kehrt man nicht um. Man kehrt ein, in sich und auch sonst. Mit diesem Gedanken geriet er in ein Schlickfeld und sank bis zum Knie ein. Er spähte, wo dieses Hindernis zu Ende sei. Ein wenig westwärts ausweichen. Gut. So kam er dann wieder auf festen sandigen Boden. Etwas unbehaglich spürte er, nicht genug ostwärts gegangen zu sein. Er beschleunigte den Schritt. Es war eine Lust zu wandern auf dieser geradezu mathematischen Ebene. Wieder blieb er stehen und prüfte die weite weite nasse Fläche. Er suchte nach ziehenden Prielen,



den wasserhaltenden Strömen des Watts. Gewiss, weiter östlich lag die höchste Stelle des Watt. Dorthin müsste er sich richten. So schritt er wieder weiter, Edines Weisungen folgend, ostwärts. Welche Freude, draußen zu sein!

Frei, einsam, allein. Draußen sein war alles. Aus dem freien Raum, der ihn grenzenlos umwogte, zog er sein Wohlbefinden und seine besten Gedanken. Wieder blieb er stehen und übermann mit den Blicken die zurückgelegte Strecke. Er versuchte, die durchwanderte Zeit damit zu vergleichen, und war zufrieden. Seine Insel lag schon bedeutend näher vor ihm. Im südlichen Vorwand der Insel sah er als winzige schwarze Punkte Kühe weiden. Innerhin, das Wasser lief schon wieder auf. Langsam, langsam stieg die Flut, unmerklich kehrte die grosse irdische Flutwelle aus dem Ozean zurück. Aber er hatte Zeit! Selbst wenn er einen Wattstrom durchschwimmen sollte, es wäre schön und fast erwünscht. Es konnte ihm nichts anhaben. Er stand unter einem besondern Schutz. Künstler und Pudel kommen aus Gottes Hand! Doch was war das? In der Ferne auf dem Watt, schon weit vom Festlande ab Bewegte sich etwas Dunkles. Dort lief ein Lebewesen. Es bewegte sich sogar rasch. Es lief. Es war kein Mensch, der aufrecht ging. Es war ein Tier, ein rasch laufendes Tier. Deutlich näherte es sich. Es musste ein Hund sein. Aber welcher Hund läuft hier allein im Watt? Und so zielbewusst in Richtung auf Thomasius zu? Hannibal? Unmöglich! Und doch, was könnte es sein? Kein Fischer, kein Mensch war weit und breit zu sehen, zu dem der Hund hätte gehören können.

Also, Hannibal? Thomasius stand und wartete. Der Hund näherte sich. Er kam näher. Jetzt, ja, jetzt war es gewiss. Hannibal! Er lief und lief. Thomasius war zuerst bestürzt. Was sollte er mit dem Hund? Nur ein Hindernis. Ein ernstliches Hindernis! Und wer hatte ihn auf die Spur gebracht? Vielleicht Edine in jugendlicher Unbesorgtheit. Aber nein, Edine kannte das Watt, hatte sie ihn doch gerade noch gewarnt. Sie musste doch wissen, wieviel schwerer ein Hund mit seinen schmalen Pfoten es auf dem Watt haben müsse. Wenn er irgendwo auf den scharften spitzigen Gründen der Muschelfelder die Pfoten sich verletzte, zerschnitt und nicht mehr den Rückweg findet? Wenn das Wasser aufläuft, selbst wenn es ganz seicht ist, hat er doch keine Witterung mehr! Ach, dieses Unglück mit dem Hund! Da hörte Thomasius heftiges Gebell, ein wildes, fast schreiendes Gebell. Deutlich konnte Thomasius sehen, wie der Hund kämpfte, denn er versank auf einem Schlickfeld, er konnte sich nur teilweise, nur für Augenblicke durch stürmische Bewegungen befreien, sank dann aber sofort wieder ein. Und so stieß er sein erbärmliches Gebell, seine Schreie voller Angst und Unwillen aus. Jetzt klang das hilfeheischende Gebell schon fast verzweifelt. Also zurück. Das Tier befreien! Zurück! Schnell. Denn das bedeutet Zeitverlust. Thomasius lief, er lief, dass es ihm eine Anstrengung war, in ernsthafter Eile lief er zu Hannibal. Es war leicht, den Hund zu befreien. Bis zum Bauch hatte er im weichen Schlick gesessen, und in seiner Unvernunft die Lage nur bedrohlicher gemacht. Der Hund war wild vor Freude und sinnlos tollte er um seinen Herrn herum, aber man konnte der Situation nur Herr werden und Wiederholung des Unfalls verhüten, und vor allem, man konnte nur weiterkommen, indem man den Hund trug. So nahm Thomasius das schwere Tier unter den Arm, ihm gut und besänftigend

zuredend. Mit Sorge fühlte er das Gewicht seines ungewollten Begleiters. Ach, Hannibal, was machst Du für Streiche. Und mit meinem schönen Alleinsein ist es nun auch vorbei. Und wer weiß, was noch kommt, und was wir noch überstehen müssen, wir beide! Aber Dein Glaube an die Menschheit ist gerettet! Und Du ja auch! Aber jetzt vorwärts Gott befohlen. Lass uns rüstig fürbass schreiten. Nach Kurzem konnte er Hannibal absetzen, sie hatten wieder festen Grund und keinerlei Schlickfelder in der Nähe. Das Wetter war noch böig, man musste kleine Regenschauer hinnehmen, denen sofort der wärmste Sonnenschein folgte. Thomasius war voller Mut und erfüllt von der wandelnden Gegenwart, die durch Hannibal doch etwas erheitert worden war, trotz der ungewissen Verantwortung. Eine Weile trotteten die beiden gelassen, erleichtert und zuversichtlich nebeneinander. Hannibal musste sich losgerissen haben, er schleppte seinen langen Riemen am Halsband hinter sich her. Er war sichtlich stolz, man sah ihm den Triumph an. Thomasius nahm ihm Halsband und Riemen ab, und band dem Tier beide hinter den Vorderbeinen um die Brust, sodass er den großen kräftigen Pudel leiten und halten konnte. Gewiss würden sie noch schwimmen müssen, und man wusste nicht, wie er sich im Wasser benehmen würde. Hannibal würde sogar früher und länger schwimmen müssen, als Thomasius selbst, so daß es gewiss gut war, mit dem so angebrachten Geschirr ihn in der Gewalt zu haben. Sicher würde es auch Strömung geben, man musste mit allem rechnen. Schön war der nasse Boden jetzt unter ihnen. Fest, sandig, sauber, von sanftig grünem Seegras und Tang bedeckt. Es war ein Genuss, so ins wahrhaft uferlose dahin zu gehen, unter dem Himmelsraum auf der Erde, wo sie schon nicht mehr Erde ist, zwischen Meer und Inseln, in Gefahr und dennoch geborgen. Thomasius war von einer fast übermütigen Stimmung erfüllt. Er blieb stehen und sah den Himmel prüfend an. Im Westen stieg ein Wetter auf. Dunkel, drohend, niedrig zog ein Regengewölk empor. Die Falten und Vorhänge, die Wölbungen und Draperieen dieser Schauerwolke waren mit den tiefsten, geheimnisvollsten violetten und blauen Farben getränkt, gesättigt in grau und rosa und erdigen Schattierungen. Schnell kam das ganze prangende Unwetter hoch, über sich noch den lichtblauen Morgenhimmel. Die Sonne auf der anderen Seite wurde in diesem Augenblick frei und mit grellem Ausbruch überstrahlte sie die Welt, breitete ihren vollen Glanz dem Wetter entgegen.

Und siehe: Da stand der Regenbogen! In voller, makeloser Entfaltung wölbte er sich empor im erfüllten Halbkreis. Zu beiden Seiten ruhte der Bogen dicht über den grünlichen Wassern, die Insel leuchtete durch die schwebenden Farben hindurch, gespenstisch, verzaubert. Leuchtete durch das schmale rote Band, durch das goldene Gelb, schimmerte durch das smaragdene Grün und flimmerte durch das trunkene Blau und Purpur im Innern des Bogens. Nach oben verschwebten die Farben in dämmernd durchsichtigem Leuchten unter dem blauen Raum, aufglühendes Gewölk in sich einschliessend und es umspielend.



Lautlos stand die Erscheinung über dem ehrfürchtigen verstummen Thomasius. Er hätte niederknien mögen, so war seine Seele von staunender Andacht überwältigt. Er sah und schaute anbetend und weihevoll. Er zog das Bild in sich auf in berauschter Dankbarkeit, stand verzaubert, gelähmt, regungslos, kaum atmend.

Dann verblassten die Ränder, leise war alles hinweggenommen. Die Sonne verdunkelte sich. Der Regen hörte auf zu fallen. „Verweile doch du bist so schön.“ murmelte Thomasius. Hannibal schaute zu ihm auf, er hatte sich mit einem kleinen Krebs, der seitlich dahin kroch, zu schaffen gemacht. Thomasius setzte seine Wanderung fort, nordostwärts, dem östlichen Ende der Insel zugerichtet. Er war verwirrt und von einem Sturm von Gefühlen erregt. Dieses war eine letzte, große, unsagbar seelige Zusage gewesen. Eine Versöhnung der Welt mit der Seele des Menschen, es war das Letzte, was es je an Schönheit gab, reinste Erscheinung, nur Erscheinung, Leuchten aus dem Nichts, Leuchten aus Licht und Wasser und Luft. Farbiger Abglanz, der alles, alles war, was ein Mensch noch an irdischem Glanz erleben konnte. Erfüllung in Vollkommenheit. Diese Verheißung, diese letztevollkommene Erfüllung rühmen, preisen, sie lobsingen und der Welt erhalten, dies war seine Aufgabe, die ihm verkündet war in diesem Augenblick wahrhafter Erleuchtung. Dieses Bild für Deutschland! Dieses Bild der ganzen Welt! Alle Menschen werden Brüder. War es nicht eine Lust zu leben! Was ist alles menschliche Elend gegen diese Erhabenheit, gegen diese Erscheinung, gegen diese Verheißung? Ein Glücksrausch übermannte Thomasius. Er drängte fort, er eilte floh ins Weite, nur erfüllt von seinem Bild.

Sofort wollte er das Unverlierbare beginnen, wollte rühmen, rühmen und preisen, lobsingen und verherrlichen. Für die gequälte, törichte Menschheit. Er zog Hannibal jetzt hinter sich her, fast hätte er ihn schon vergessen. Da standen sie vor einem breiten Priel. Ja, es war breit, überraschend breit. Aber drüben noch freier Strand. Die Insel lag vor ihnen, nah und hell. Zuerst ging

Thomasius am Saum des Prieles ostwärts, dieses Priel musste ja nach Osten zu schmaler werden und vielleicht auch seichter. Aber er sagte sich auch, dass mit jeder Minute die Wassermenge größer und größer würde.

Also, Hannibal! Wir müssen schwimmen! Thomasius schritt ins Wasser. Schon bald reichte es Hannibal bis an den Hals. Hannibal schwamm. Ach, Hannibal, wie schwimmst Du schlecht, sagte Thomasius, der noch bequem im Wasser gehen konnte. „Warum so hastig? Mein Hund? Zügig und langsam musst Du schwimmen. Das Wasser trägt Dich viel besser, wenn Du ruhig bist und vernünftig. Also nicht so strampeln. Da! Schau her!“ Und Thomasius warf sich ins Wasser und schwamm mit schönen, breiten langsamen Zügen. Er hatte sich Hannibals Riemen am Gürtel befestigt. So musste Hannibal mit seinem Herrn in gleicher Geschwindigkeit mitkommen. Thomasius bemerkte den starken Strom in östlicher Richtung, als er schon weit im Wasser war. Gut so, dachte er, ostwärts ist sicher und günstig! Aber er gewährte, wie Hannibal unruhig und verwirrt wurde. Er konnte nicht mehr folgen. Thomasius nahm den Hund mit dem linken Arm an sich. Hannibal ruderte zwar weiter, war aber sichtlich beruhigter. So ging es eine Weile ganz gut. Es war eine beträchtliche Strecke, welche beide zurückgelegt hatten. Thomasius musste sich anstrengen, aber er war ruhig und wusste, dass sie Zeit hatten. Und dass keine Gefahr bestand. Ja, es war schön! Allein jetzt auf der Welt, auf der irrenden und guten, unwissenden Welt! Sie schenkte ihm die Aufgabe, sie gab ihm die Erfüllung, die ungeheure Pflicht! Menschheitsverpflichtung! Er dachte an das Gespräch mit Tholens. Ja, jetzt war er von der befreienden Kraft solcher Verpflichtung wieder überzeugt. Wenn man die Macht der Erfüllung besaß! Und er besaß sie! Was war alles Treiben dieser Welt gegen diese Macht! Diese Lust und Fülle der Macht!

„Na, Hannibal, alter Junge! Geht's noch? Noch knapp hundert Meter! Das schaffen wir! Du kannst jetzt mal wieder allein schwimmen! So! Du wirst zu sehr verwöhnt. Los!“ Und Hannibal schwamm wieder ohne Unterstützung durch den Arm seines Herrn. Freilich, er strengte sich an, er schnaufte und machte einen gequälten Eindruck. „So, mein Freund!“ sagte Thomasius heiter, „ick bin all hier! Ich habe schon Grund, und Du hast ihn auch bald. Dann noch ein trockener Strandweg, und wir haben es geschafft! Ich und Du! Ja, dass wir beiden Alten noch einmal Sport zusammen treiben würden! Es gibt nichts, was es nicht gäbe!“ Aber bald nahm Thomasius den Pudel wieder unter den Arm, ihn völlig tragend. Das Wasser reichte Thomasius bis knapp an die Brust. Es dauerte ihn, zu sehen, wie der Hund sich anstrengen musste, während er selbst bequem daher ging. Bald kamen beide aufs Trockene. Er setzte den Hund ab. Der Wind strich über die nassen Wanderer und kühlte sie. Hannibal schüttelte sich und begann zu laufen. Aber Thomasius musste stehen bleiben. Es fröstelte ihn und es war ihm sonderbar zu Mute. Plötzlich fühlte er, sein Herz, und er fühlte, wie es einige Schläge aussetzte. Es war ihm, wie eine leere hohle Stelle in der Brust. Dann begann es wieder zu schlagen.

Zunächst unregelmässig für einen Augenblick. Dann fühlte er ein Pochen und Jagen in der Brust, das ihn erschreckte. Ungewohnt, dachte Thomasius, nur ungewohnt. Wie lange hatte er nicht mehr geschwommen. Und dann mit dem schweren Köter, auf dem Arm und unterm Arm. Das war schon etwas! Und das trägt mir hinterher diesen kleinen Vorwurf des Herzens ein. Und wie rücksichtsvoll, zu warten, bis ich an Land komme! Ich lebe zu bequem, alles zu ungefährlich und nicht gewagt genug!“

Thomasius hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Hannibal lief kreuz und quer und war vollkommen munter. Undankbar, solch Kreatur. Vielleicht sollte ich mich noch bei ihm bedanken, dachte Thomasius. Nun wanderten die beiden am Südufer des Jenseits westwärts zum Leuchtturm zurück. Thomasius suchte dort den ihm bekannten Wärter auf, der auch eine kleine Wirtschaft führte, und bestellte sich ein sehr kraftvolles Frühstück. Hannibal wurde auch versorgt. Beide hielten sich in der wärmenden und trockenden Sonne auf. Thomasius hatte seinen kleinen Herzanfall überwunden und schon vergessen. Er fühlte sich wohlig warm und gewissermaßen behaglich ermüdet. Er dachte an sein Bild und komponierte in eine erträumte Fläche Insel und Wolken in den Regenbogen hinein. So vertrieb er sich den Tag, in den einsamen Dünen streifend, betrachtend und im Geiste malend. Am Abend wollte er wieder mit Niedrigwasser aufs Festland zurückkehren. Aber der Turmwächter hatte ihm dringend ans Herz gelegt, noch weiter östlich die Wanderung zu beginnen. Er würde am Abend, und späterhin in der Dunkelheit gehen müssen, wenn er richtig ginge und etwas zeitiger, brauchte er nur ein einziges seichtes Priel zu durchwaten. Hannibal würde er die kurze Strecke schon tragen können. Aber immerhin, eigentlich sei der Weg doch nur für Erfahrene, denen auch die ständigen kleinen Veränderungen der Schlickflächen und der Priele vertraut wären. Aber eine besondere Gefahr sei nicht dabei. Etwas Mondschein würde ja auch helfen.

Abends, nach wiederum einer Mahlzeit, welche Mut und Kraft gab, brachte der alte Wärter den Professor noch bis zur Postbank, so hieß das auf der Insel aufgerichtete Zeichen, welches als Richtpunkt für die Wattgänger und für die Post diente. Hier betrat Thomasius das Watt, von Hannibal gefolgt, und vom Wächter noch weithin begleitet und gesichert. Dann verabschiedete sich der Führer, die beiden getrost davon lassend. Eine knappe Stunde Weges hätten sie noch vor sich, aber es sei alles ganz einfach und gefahrlos. Und Zeit wäre auch reichlich. Er müsse sich auf die Mühle zu halten, drei Handbreit links vom Hafengefeuer.

Als Herr und Hund bei Frau Meena eintrafen, nach völlig eingebrochener Nacht und bei mattem Mondlicht, war Frau Meena übergelukkig, erleichtert und befreit. „Gott Dank, dass Du wieder da bist! Wie kannst Du einem Sorge machen! Aber, Herr im Himmel, wo hast Du den Hannibal her?“ „Ja, woher! Plötzlich war er da. Saß im Schlick fest, zappelte und schrie. Bis zum Bauch im Schlick. Mitten im Watt. Er war schon sehr lästig. Ist aber doch

ein lieber Kerl! Meena, ich friere, geb mir Doornkaats! Dieser Anzug ist jetzt nur mehr bei Sonne brauchbar. Die Nacht ist kühl. Uff, ich friere.“

Edine wirbelte herein: „Vati! Vati! Hast Du den Regenbogen gesehn? Den Regenbogen? Oh, wie war das schön! So schön habe ich nie einen gesehn! Und ich habe so an Dich gedacht!“

„Ja, Deern! Es war grossartig. Nett, dass Du an mich gedacht hast! Und ich, nein wir sind doch nicht ganz richtig gelaufen. Haben schwimmen müssen. Ging aber ganz gut. Ein bischen anstrengend wars aber doch.“

„Vati, das nächste Mal gehst Du nicht ohne mich! Hörst Du! Versprich es! Und nicht mit Hannibal! Das geht ja zu weit!“

„Na, er hats auch geschafft.“

„Ja, aber ohne Dich wäre er elend verkommen!“

Thomasius ließ sich bewirten, stärken und wärmen. Dann ging er heim über den Deich. Auf dem Heimweg wurde er noch einmal von seinen sonderbaren Herzanfällen angerührt. Er fröstelte nicht nur, sondern er fror, es fror ihn aufs Unbehaglichste. Edine begleitete ihn ein Stück. Sie bemerkte, wie Thomasius zitterte und fragte ihn besorgt.

„Ach, Edine, es ist wohl nur der Regenboten, der noch nachzittert. Mein Gott, dieser Regenbogen!“

Am nächsten Tag hatte Thomasius mit der Arbeit an seinem Bild begonnen. Er machte zuerst Pastellstudien, auf denen er Himmel und Wolken in den Regenbogen hineinbrachte. Er nahm es in seiner genau überlegenden Art eifrig und nüchtern.

Am folgenden Abend wurde er von einem heftigen Schüttelfrost befallen, er war von hohem Fieber ergriffen. Schweres Krankheitsgefühl machte ihn schwach, er konnte sich nicht mehr halten und suchte das Bett auf. Die Pächter hatten Frau Meena benachrichtigt. Sie kam sofort. Unverzüglich schickte sie nach dem Sanitätsrath. Dieser ordnete die Überführung ins städtische Krankenhaus an und sorgte für deren Beschleunigung. Man hatte Thomasius in ein ruhiges Zimmer verbracht. Verwirrt und irre redend lag Thomasius im Fieber. Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund, hatte er mehrmals gerufen, dieses Bild der ganzen Welt! Alle Menschen werden Brüder, dieses Bild der ganzen Welt! Wiederholte er. Seine Stimme wurde matt, vom vielen Sprechen und von der inneren Erregung und Hitze, aus welcher all die Verwirrung kam. Dann folgten wieder ruhige Stunden, in denen Thomasius ganz klar war. Eine eigene Krankenschwester war für ihn eingesetzt. Tholens kam mehrere Male am Tage und war mit aller Hingebung um seinen Freund bemüht. Er untersuchte, ordnete an, prüfte und beobachtete. Er besprach sich mit Meena und erläuterte ihr den Fall. Er sprach von schwerer Lungenentzündung, sprach von einer schleichenden entzündlichen Herzerkrankung und Herzmuskelschwäche, er versuchte zu trösten, bedeutete ihr, das Beste zu hoffen, aber an das Schlimmste zu denken. Er erwog, Eva benachrichtigen zu lassen. Das geschah, Petersen erledigte diese

durch den Krieg erschwerte Angelegenheit, die auch hierdurch nur verzögert durchführbar war.

Petersen kam manchmal zu Besuch. Er war verlegen am Krankenbett seines Freundes aus der frohen Zeit der gemeinsamen Fahrten. Frau Meena wich nicht von Thomasius, der immer nach ihr verlangte. Er quälte sich mit Husten und Atemnot und mit einer entmutigenden Schwäche. Stündlich fast musste das Herz durch Mittel gestützt werden, es drohte mehr und mehr zu versagen. Und es kam die Stunde, dass keine Hoffnung mehr bestand. Meena verdunkelte den Krankenraum, sorgte für Stille und machte alle Menschen behutsam. Sie saß bei Thomasius, dicht an seinem Bett. Er konnte nur matt und mit Mühe sprechen.

„Meena, Du warst Güte und Lauterkeit. Das danke ich Dir innig. Und Edine auch Dir danke ich innig.“

Meena hielt die Hand von Thomasius, die bleich und kraftlos war.

„Ja, Thomas, ja, Thomas. Aber mäh Dich nicht so.“

Nach einer Stille begann Thomasius wieder:

„Nicht trauern, Meena! Fröhlich sein! Scherzo! Finale. Fanfaren, Flöten. Nur eine kleine, klagende Clarinette vielleicht.“ Thomasius lächelte: „Das Leben ist stark, doch der Tod sein Sinn. Für Deutschland leben - schön ist das.“

„Lieber Thomas, lieber Thomas“ flüsterte Meena leise und erstickt.

Wieder verging eine stumme Spanne voller Angst.

Thomasius begann wieder und war wie verklärt in seiner mühsamen Rede:

„Alles ergänzt sich in der Vollendung, alles. Meena! Es ist Zeit! Lebt wohl, alle, Eva, Sibylle, Meena, Edine, Petersen, alle! Nun lasst mich allein durch meinen Regenbogen gehen.“

„Ach lieber, lieber Thomas!“ flüsterte Frau Meena verzweifelt.

Doch er hörte es nicht mehr.

30. Grüß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund

Zu spät war Eva gerufen worden. Zu spät war sie zurückgekehrt.

Sie ging mit Frau Meena auf dem Deiche ihrem Hause zu. Windlos lag die Luft darauf, trübe und nass.

Meena sprach: „Eva, ich hab es nicht übers Herz gebracht. Es ist alles noch so, wie Thomas es verlassen hat. Nichts geändert. Ich vermochte es nicht. Aber wir haben täglich abgestaubt, ich oder Edine.“

„Meena, es ist alles so schwer, so schwer geworden.“

„Ja, Eva, es ist schwer. Für Dich, aber auch für uns.“

Eva ging zum Haus. Meena blieb zurück.

Eva betrat das grosse Zimmer. Der Flügel stand geöffnet, Noten standen noch aufgeschlagen auf dem Pult. Sie trat an den Flügel. Sie nahm die Noten fort, behielt sie noch zögernd in der Hand. Sie legte das Pult zurück und sachte ließ

sie den schweren Deckel des Flügels herunter. Sie ging ans Fenster, sah lange hinaus ins graue Land, schweigend, allein. Leise sprach sie vor sich hin, wie träumend: „Grüß Dich Deutschland, aus Herzensgrund...“
Dunkel und groß stand sie aufrecht in ihrer Trauer.

E n d e .

© Burkhardt Huck

Contact and more about
<https://burkhardt-huck.de/>